1

Christian Fürchtegott Gellerts

Briefe,

nebst einigen damit verwandten Briefen seiner Freunde;

nach seinem Tode herausgegeben

von

Johann Adolph Schlegeln

und

Gottlieb Leberecht Heyern.

Mit allergn. Röm. Kais. und Churfl. Sächs. Privilegiis.

Leipzig,
bey Weidmanns Erben und Reich. 1774.

Vorbericht.

Theils aus Originalen, die uns verschiedene Freunde und Correspondenten des seligen Gellerts mit einer Güte aushändigten, für die wir ihnen öffentlich danken müssen; theils aus vorhandnen Abschriften, in denen unser Freund selbst noch, auf den

Fall, wenn man sie nach seinem Tode für druckbar achten sollte, kleine Aenderungen, Auslassungen, Abkürzungen und dergleichen vorgenommen hatte; übergeben wir hier dem Publico die letzte seiner uns überlaßnen Schriften, eine Sammlung von seinen Briefen nebst einigen damit verwandten Briefen seiner Freunde, die ihren Verfassern nicht weniger als **Gellerten** zur Ehre gereichen. Sowohl der Mangel an gedruckten, guten, vertrauten und freundschaftlichen Originalbriefen unter den Deutschen, als der Werth und die Gemeinnützigkeit der gegenwärtigen haben uns zu ihrer Bekanntmachung bewogen, die unser seliger Freund in

seinem

seinem Auftrage an uns zwar nicht aus-
drücklich verordnet, (so wenig als er je-
mals Briefe eigentlich für den Druck ge-
schrieben,) aber doch unter der Bedin-
gung, wenn wir einige der Welt nützliche
unter seinen Briefen finden sollten, er-
laubt hat.

Wir wissen wohl, daß man mit der ers-
ten Sammlung seiner Briefe nicht durch-
gehends zufrieden gewesen ist. Gellert
selbst war es nicht, und würde, wie wir aus
seinen Briefen an uns beweisen könnten,
den Mängeln derselben bey der letzten
Ausgabe seiner Schriften abzuhelfen ge-

sucht haben, wenn es ihm seine kränklichen Umstände verstattet hätten. Allein wir hoffen, und glauben Grund dazu zu haben, daß diese zweyte Sammlung unserm seligen Freunde wegen der Mängel seiner ersten bey jedem billigen Gemüthe Verzeihung erwerben werde. Und wenn auch die Briefe der letztern nicht durchgängig von gleicher Güte seyn sollten: so wird doch gewiß die ganze Sammlung Werth genug haben, Gellerts Ehre auch von dieser Seite bey den Freunden des guten Geschmacks in Sicherheit zu setzen, so wie sie ihn selbst, den Freunden der Religion und Tugend, noch ehrwürdiger machen wird. Denn die gegenwärtigen

Briefe

Briefe haben, über das Verdienst der Schreibart und des Innhalts, auch noch dieses, daß sie den liebenswürdigen Charakter ihres Verfassers, so wie die Unpartheylichkeit seines würdigen Biographen, bestätigen, und seiner Lebensbeschreibung bald zur Erläuterung und Ergänzung, bald zum Beweise dienen. Und auch dieß war eine von den Absichten, die wir sowohl überhaupt bey der Bekanntmachung dieser Briefe, als besonders bey der Wahl verschiedener derselben hatten. Ueberall wird man darinnen den wahren Freund Gottes und der Menschen, den uns Cramer in ihm darstellte, in mannichfaltigen Verhältnissen

und

und Umständen seines Lebens reden, und nicht ohne Vergnügen und Nutzen, ja wir können mehr sagen, oft nicht ohne Erbauung reden hören. Hannover, am 4. Jul. Wölkau, am 26. Jul. 1774.

Johann Adolph Schlegel.

Gottlieb Leberecht Heyer.

I. Meine

I.

Meine liebe Freundinn,

Warum sagt mich doch die Welt so oft todt? Bin ich wichtig genug, daß sie etwas gewinnen sollte, wenn ich stürbe? Große Herren sterben in den öffentlichen Nachrichten immer etlichemal, aber warum soll ich diese Ehre haben? Ich bekomme sehr oft Briefe von meinen auswärtigen Correspondenten, in welchen sie mir die ungegründete Furcht melden, worein sie durch eine falsche Nachricht von meinem Tode wären gesetzt worden. In einem gewissen Verstande mögen diese Nachrichten auch wohl wahr seyn. Wenigstens haben tausend Dinge, welche die Lebendigen vergnügen, für mich keinen Reiz und keine Kraft mehr, so wie ich zu vielen Dingen, welche für die Lebenden gehören, weder Lust noch Vermögen habe. Traurige Scene meines Lebens, die ich mir vor drey oder vier Jahren, als die unglaublichste würde vorgestellet haben! Aber so wenig kennen wir uns selbst und unser Schicksal. Nichts schmerzet mich mehr, als wenn ich bedenke, daß ich auf diese Weise fast alle die Eigenschaften verliere, wo-

durch ich die Liebe meiner Freunde erworben, und Andern zu dienen gesucht habe. So wenig ich endlich abergläubisch bin, so denke ich doch nicht zu irren, wenn ich die öftern Nachrichten von meinem Tode als Erinnerungen ansehe, die mir nöthig sind, weil ich mir sie vielleicht selbst nicht ernstlich genug mache. Mit Ihnen kann ich so reden, meine Freundinn. Sie wissen, wie gern wir die Augen von diesem letzten Auftritte unsers Lebens abwenden. Möchte mich doch Gott so glücklich werden lassen, daß ich über die Furcht des Todes erhaben, ihn mehr mit Freuden als mit Zittern mir täglich vorstellen könnte! Ich bin ꝛc.

1753. G.

II.

An den Herrn Professor S**.

Liebster Freund,

Ich habe mich des traurigen Privilegii, stumm zu seyn, nur gar zu lange gegen Sie bedienet, und ich will mir das Jahr nicht unter dem Vorwurfe verstreichen lassen, daß ich einem meiner schätzbarsten Freunde die Antwort schuldig geblieben bin, die Antwort auf einen Brief, der von nichts als Freuden voll ist, die man mir in B** zubereitet hatte, und die ich hätte genießen können, wenn ich die Kunst verstünde, weniger hypochon-

drisch

drisch zu seyn und dem Aengstlichen eines Bades die Anmuth eines Landhauses, mitten in einer Residenz, vorzuziehen. Aber so will es mein Schicksal: ich beziehe die Bäder, ringe nach Gesundheit und verseufze die Zeit, die ich in den Armen der rechtschaffensten Freunde süß verweinen könnte. Es ist wahr, ich bin nach dem Carlsbade weniger beängstiget gewesen, als nach dem Lauchstädter; allein die Ruhe, die Heiterkeit, die ich suche, habe ich auch da nicht gefunden. Indessen harre ich, und sammle den Rest meiner Kräfte, diejenige Geduld auszuüben, die nicht allein itzt meine vornehmste Pflicht, sondern auch meine einzige Arzney ist. Erreiche ich diesen Winter nur einige von den Stufen der Munterkeit, von denen ich zurück gefallen bin: so beantworte ich alle Ihre freundschaftlichen Einladungen, Ihre Liebe und das Mitleiden Ihrer Wilhelmine künftigen Frühling persönlich. Gebe es doch Gott, daß ich diese Freude noch schmecken mag! Ihren K** habe ich nicht gesehen, ich bin vermuthlich verreiset gewesen. Aber warum habe ich nun auch dieß Glück nicht genießen sollen, mir einen Mann zum Freunde zu machen, der Ihr bester Freund ist? Wo ich hinsehe, entzieht mir die Hypochondrie den rechtmäßigen Antheil an dem geselligen Leben. Würde ich verreiset gewesen seyn, wenn ichs nicht gethan hätte, um nicht krank zu seyn? Aber ich wollte ja nicht murren? Nein, ich will es auch nicht thun. Tausend wackre Leute, die unendlich mehr Verdienste haben als ich, sind eben nicht glücklicher,

und werden vielleicht weniger bedauert, als ich. Leben Sie wohl, liebster S**, und tragen Sie ferner durch Ihre Liebe einen Theil meiner Last. Ich küsse Sie und Ihre liebe, gute, fromme Wilhelmine. Es müsse Ihnen nicht nur in dem künftigen Jahre, es müsse Ihnen zeitlebens so wohl gehn, als ich und tausend Andre Ihnen wünschen, und als Sie Beide vor so vielen Andern verdienen. Ich bin zeitlebens der Ihrige,

1753. G.

III.

An den Herrn Professor Gellert.

Verehrungswürdiger Freund,

Ich habe Leipzig verlassen müssen, ohne Sie zu sehn; ohne von Ihnen Abschied nehmen zu können; ohne Ihnen bey unsern letzten Umarmungen wenigstens durch Thränen sagen zu können, wie sehr ich Sie liebe. Ich bin von Ihnen getrennt, und soll die großen Vorzüge Ihres Geistes, und die noch größern Vorzüge Ihres Herzens künftig nur aus der Ferne verehren. O wenn ich Ihnen schreiben könnte, wie empfindlich mir dieses alles fällt! wie sehr ich Sie hochschätze. —

Ich bin auf dem Lande bey meinen Aeltern, und wenn ich an den Plan vom Landleben denke, den wir einmal zusammen machten, so seufze ich so

sehr,

sehr, daß man mir Schuld giebt, ich hätte eine Geliebte in Leipzig zurückgelassen. Aber alsdann fange ich an von Ihnen zu reden, und da bin ich so unerschöpflich, daß sogar die Bedienten, die bey der Tafel aufwarten, untereinander sprechen, sie möchten doch den Mann gern kennen, von dem der junge Herr so viel sage, und bey dessen Erinnerung ihm immer die Thränen in die Augen kämen.

Ich bin zeither durch Reisen nach Anspach so zerstreuet worden, daß ich kaum Zeit zum Denken gehabt; sonst hätte ich Ihnen schon eher geschrieben. Keine gereimte Zeile, seit ich Leipzig verlassen.

Es hängt die früh begriffne Leyer
An schwachen Aesten blasser Cypressen.
Benetzt von stillen zärtlichen Thränen
Ertönen die schlummernden Saiten nicht mehr.

Ich schicke Ihnen meinen Scipio und einige andre Kleinigkeiten. Vertreten Sie auch noch entfernt das Amt meines Lehrers, und sagen Sie mir die Fehler dieser Stücke, wenn sie nicht zu viel Fehler haben, als daß sie sich verbessern ließen. Auf diesen Fall aber schicken Sie mir sie wieder, und ich verspreche Ihnen, sie augenblicklich zu verbrennen. Ich setze noch immer mein Vertrauen auf Sie, und hoffe, Sie sollen mich nicht ganz vergessen. Vielleicht verdiene ich Ihre Freundschaft sonst durch keine gute Eigenschaft; aber mein Herz ist so voll von Zärtlichkeit und Dankbarkeit gegen Sie, daß ich doch dadurch einen Platz in Ihrem Andenken verdiene.

Empfehlen Sie mich dem Herrn Grafen von Brühl, Ihrem Herrn Bruder und dem schalkhaftesten und liebenswürdigsten aller Steuerrevisor. Ich weis, daß Sie nicht gern Briefe schreiben, und ich will nicht so unbescheiden seyn, auf fleißige Antworten zu dringen. Erlauben Sie mir nur bisweilen, Ihnen zu schreiben. Leben Sie wohl. Ich bin zeitlebens

Ihr

Hohentrüdingen den 16. Jun. 1753.

aufrichtigster Freund und Verehrer
von Cronegk.

IV.

Lieber böser Baron,

Wie lange ist es wohl, daß Sie nicht an mich geschrieben haben? Und wie haben Sie es doch über Ihr zärtliches, freundschaftliches, poetisches Herz bringen können, mir nicht zu antworten? Denn ich habe Ihnen ja durch Herrn W** geschrieben. — — Nun das will ich Ihnen sagen. Ich bin Hofrath, und muß Acten lesen. — — Recht gut! Und ich muß Collegia lesen, und schreibe dennoch an meine Freunde. — — Ich bin ein Autor, ein Tragödienschreiber. — — Viel Ehre! Aber wo sind denn die Trauerspiele, mein Herr Tragödienschreiber? Haben Sie denn also nicht wenigstens Ihren Kodrus ausgebessert? — —

Noch

Noch nicht! — Und warum denn noch nicht? — — Ich bin auch ein wöchentlicher Schriftsteller, und muß mit jeder Woche Weisheit für mein Vaterland niederschreiben. Sie wissen es ja, ich schreibe den Freund. — — Das weis ich, und eben darum kann ich nicht begreifen, wie ein Autor, der die Pflichten der Freundschaft bestimmet und besingt, eben diese Pflichten vergessen und unterlassen kann. — Ich besinge sie, daß Andre sie ausüben sollen. Wer kann alles thun? Ich bin ja noch mehr, als Hofrath, Tragödienschreiber, Journalist. — — Und was denn noch mehr? Nur frey mit der Sprache heraus. Ich darf und muß alles wissen. — — Ich schäme mich, lieber Gellert. Dennoch will ichs Ihnen sagen. Ich bin auch ein Schäfer, ein Geliebter, und muß oft an meine Schöne schreiben, und schreibe noch lange nicht so oft, als ich wünsche, und als ich soll. — — Aber wer ist denn die glückliche Schöne, die Sie gefesselt hat? Doch ich will es nicht wissen. Schreiben Sie alle Tage an sie. Machen Sie Trauerspiele, Lustspiele, Lieder und Compositionen, Sinngedichte, Wochenblätter, alles was Sie wollen. Ich bin es sehr wohl zufrieden. Ich will sie lesen, loben, tadeln, das ist meine Schuldigkeit. Aber an Sie schreiben? Wenn Sie meine Briefe verlangten, würden Sie mir ja antworten. Ich war doch sonst

Ihr bester Freund

1756. Gellert.

V.

Liebster Gellert,

Ihr Brief, in dem Sie mir wegen meines langen Stillschweigens einen Verweis geben, hat mir so viel Freude gemacht, daß ich es fast nicht bereuen kann, daß ich einen Verweis verdient habe. Ein so freundschaftlicher Verweis ist in der Freundschaft so angenehm, als in der Liebe ein Schlag mit dem Fächer. Aber machen Sie es ja auch, wie ein Mädchen, das seinen Geliebten mit dem Fächer schlägt. Werden Sie gleich wieder gut. Ernsthaft zu reden, liebster Gellert, habe ich Unrecht, und mein langes Stillschweigen ist nicht zu entschuldigen. Aber von wem kann ich eher Vergebung hoffen, als von meinem besten Freunde, von meinem Lehrer, von meinem liebsten Gellert? Daß ich auch auf Ihren letzten Brief so lange nicht geantwortet, daran ist die Nachricht schuld, die ich von Ihrer Reise nach Braunschweig erhalten habe. Ich habe mich recht oft hingesehnet. Aber was helfen Wünsche? Im Geiste war ich gegenwärtig. Lebt denn auch Gärtner, leben Giseke und Ebert recht vergnügt? Mein Passionsoratorium hätte ich Ihnen, so schlecht es ist, längst geschickt, wenn nicht meine Hand so schwer zu lesen wäre. Ich habe es abschreiben lassen. Herr Weiße wird es Ihnen überliefern. — — — — —

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

— — — — — —

Sie

Sie werden auch drey geistliche Lieder mit diesem Briefe erhalten. Ich habe es gewagt, Sie nachzuahmen, und erst durch die Nachahmung empfunden, daß Sie unnachahmbar sind. Doch ich dachte, ein Schüler dürfe unter seinem Lehrer bleiben, und ich hielt es gewissermaßen für eine Pflicht, auch der Religion zu Ehren zu singen.

Mein Kodrus ist noch nicht fertig, das haben Sie in Ihrem Briefe errathen. Daß ich ein Schäfer war, haben Sie in so weit auch errathen; denn gerade an dem Tage, an dem ich Ihren Brief bekam, stellte ich den Damöt in Ihrer Sylvia vor. Aber mich für verliebt zu halten, weil ich im Schreiben nachläßig bin? Da haben Sie in der That einen falschen Schluß gemacht.

Wenn ich doch nur bald wieder so glücklich wäre, Sie zu sehen! Vielleicht geschieht es auf künftige Michaelmesse; vielleicht auf Ostern im künftigen Jahre. Ich kann nichts bestimmen. Ich bin auf doppelte Weise ein Sklav; als ein Jurist und als ein Hofmann. Behalten Sie mich in der Entfernung lieb. Diesen Sommer, ja diesen Sommer will ich Ihnen recht fleißig schreiben. Ich habe mein kleines Tibur zum ordentlichen Wohnhause eingerichtet. Da will ich im Sommer residiren und Trauerspiele schreiben, die besser seyn sollen, als Kodrus, wenn es anders nicht beym bloßen Vorsatze bleibt; denn ich habe ihn schon oft gehabt, und niemals ausgeführet. Und wenn ich auch keine Trauerspiele schreibe, so will ich doch meinen Freunden fleißig schreiben. Sie

werden müde werden, meinen langen Brief zu lesen. Leben Sie recht wohl. Ich werde allezeit stolz, wenn ich einen Brief an Sie schließe. Der Titel eines Freundes ist eine Schmeicheley, die ich mir selber mache. Man kann mir keinen Titel geben, der größer wäre. Ich umarme Sie tausendmal in Gedanken, und bin

Anspach den 28. Apr. 1756.

Ihr Verehrer, Ihr Freund
Cronegk.

VI.

Liebster Gellert,

Schreiben Sie die lange Verzögerung meiner Antwort auf Ihren lieben freundschaftlichen Brief dießmal keiner Nachläßigkeit zu. Ihr armer Cronegk hat in der That eine geraume Zeit her viel ausgestanden. Eine Mutter, der ich meine Auferziehung, meine Art zu denken, kurz, der ich alles, was vielleicht Gutes an mir ist, mein Herz zu verdanken hatte; diese Mutter habe ich verloren. Mein bejahrter Vater und sein ganzes Hauswesen ist nunmehr meiner Sorge anvertraut, die Geschäffte meines Berufs nehmen täglich zu, und doch sind die schönen Wissenschaften noch der Trost meines Lebens. Wenn ich einen heitern Augenblick genießen kann, so wende ich ihn an, um an einem Trauerspiele zu arbeiten, wovon ich Ihnen

nen nächstens den ersten Aufzug schicken will. Meinen verbesserten Kodrus sollen Sie auch nächstens bekommen. Nur Ihnen darf ich es gestehen, daß ich die Schwachheit begangen habe, ihn nach Berlin an die Verfasser der Bibliothek der schönen Wissenschaften zu schicken. Den Preiß zu erhalten, ist weder meine Hoffnung noch meine Absicht. Sollte es seyn, so wird man in dem Zeddel, auf dem der Name des Verfassers stehen sollte, eine Bitte finden, die zum Preiße bestimmte Summe sonst auf eine den Wissenschaften zuträgliche Art anzuwenden. Sagen Sie aber Niemanden etwas davon.

Ihre Lieder sind gedruckt, dieß habe ich aus den Zeitungen gesehen. Morgen hoffe ich sie aus Nürnberg zu erhalten, und ich freue mich zum voraus darauf. Fahren Sie fort, liebster Freund. Deutschland wäre Ihrer nicht werth, wenn es nicht, auch nach ganzen Jahrhunderten, einen seiner liebenswürdigsten Schriftsteller verehrte. Wie viel Gutes werden Sie nicht stiften, auch bey unsern Nachkommen! Zu wie vielen wahren, redlichen Empfindungen der Religion werden Sie Anlaß geben! Wie stolz bin ich nicht darauf, daß es mir erlaubt ist, mich Ihren Schüler, Ihren Freund zu nennen! Ich verlange es nicht, ich darf es nicht hoffen, der Nachwelt bekannt zu werden. Wenn sie nur einmal so viel von mir sagt: „Cronegk lebte, er war ein Schüler, „ein Freund, des vortrefflichen Gellerts:“ dieses ist der größte Lobspruch, den sie mir geben kann.

Ich

Ich umarme Sie tausendmal in Gedanken. Leben Sie wohl. Ich bin

Ihr

Anspach
den 21. Apr. 1757.

zärtlichster Freund
Cronegk.

VII.

Liebster Cronegk,

Ich beklage mit Ihnen den Verlust Ihrer theuersten Mutter und verehre das Andenken derselben zeitlebens. Sind Sie ihr Ihr Herz und alles schuldig, was Sie glücklich und schätzbar macht, so bin ich ihr einen meiner besten Freunde, meiner geistreichen Freunde, schuldig. Immer opfern Sie ihr die dankbarsten Thränen. Es ist Liebe und Pflicht. Aber sie mäßigen, diese Thränen, diese schmerzhaften Empfindungen, ist auch Liebe und Pflicht. Trost genug für Sie, daß sie werth war, in eine beßre Welt überzugehen, und daß Sie werth sind, den Kummer Ihres rechtschaffenen Vaters zu lindern, und durch Ihre Sorgfalt sein Leben zu erleichtern. — Daß Sie den Kodrus nach Berlin geschickt haben, ist mir sehr lieb. Sollte man ihn auch nicht krönen, so wird man ihn doch gewiß bescheiden beurtheilen. Ich bin in der That nicht unpartheyisch genug, einen Ausspruch zu thun; denn ich liebe Sie, und was von Ihnen kömmt, zu sehr. — Was werden

Sie

Sie von meinen Liedern sagen? Mich verlangt herzlich nach Ihrem Urtheile. Denn nunmehro werden Sie dieses Werk wohl erhalten haben. — Unsere itzige Messe ist sehr unfruchtbar; vielleicht zum Glücke des guten Geschmacks. Leben Sie wohl und schenken Sie mir ferner alle die Liebe, mit der Sie mich zeither belohnt haben. Ich bin ewig

Leipzig, den 11. May 1757.

Ihr G.

VIII.

Mein lieber Herr Vetter,

Nein, ich habe Ihre Klagen gar nicht übel genommen; ich danke Ihnen vielmehr für Ihr Vertraun gegen mich, und liebe Sie wegen der Bescheidenheit, mit der Sie sich über Ihre verdrießlichen Umstände beklagen, nur desto mehr. Aber wenn ich Ihnen nur auch Ihr Schicksal erleichtern könnte! Und wodurch? Durch mein Mitleiden? Das haben Sie, und das werden Sie stets haben, und eben so gewiß werde ich auch Ihre Umstände zu verbessern suchen, so bald sich eine Gelegenheit zeigt. Itzt weiß ich nichts zu thun, als Sie zur Geduld zu ermuntern, oder Sie vielmehr in dem Muthe zu stärken, mit dem Sie Ihr beschwerliches Schicksal ertragen. Fahren Sie fort Ihre Pflicht genau zu beobachten, und durch

Klug-

Klugheit und Bescheidenheit den üblen Begegnungen so auszuweichen, als es die Umstände erlauben. Lassen Sie sich aber auch durch keine niedrige Menschenfurcht zu irgend etwas verleiten, das im geringsten wider ihr Gewissen ist, und durch keine Begierde, Andern gefällig zu werden, sich um Ihren eignen Beyfall bringen. Nichts ist in unsern Umständen so geringe, das nicht unter der Regierung der Vorsehung stünde. Dieser große Gedanke wird Ihr Herz stärken, wenn Sie ihn oft und viel denken, und die Erinnerung dieser beschwerlichen Tage wird Ihnen in glücklichern Stunden noch eine reiche Materie zum Danke und Vertrauen gegen Gott werden. Wir sind nicht für uns allein in der Welt da. Unsere schlimmen Umstände haben oft einen unvermerkten und nützlichen Einfluß auf Andere. Und wer weis, was Ihr Beyspiel, Ihr Bezeigen, Ihr Unterricht noch nach vielen Jahren an dem Orte für Gutes stiftet, an dem Sie sich itzt, nach Ihren Gedanken, vergebens aufhalten. Die Erfahrung, die Sie einsammeln, die Kenntniß der Menschen, die Sie sich erwerben, die Geduld, die Sie lernen, die Bekanntschaft mit einem wackern Manne, den Sie ohne diese Umstände nicht würden haben kennen lernen; alles dieses sind zuverlässig Vortheile, die Ihnen auf Ihre Lebenszeit nützen werden. Glückselig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet! Dieses lassen Sie Ihr Orakel seyn, wenn Ihr Herz unter so vielen und täglichen Verdrießlichkeiten unruhig seufzet. Ueberdieß se-

hen

hen Sie vor sich in eine angenehmere Scene Ihrer künftigen Tage hinaus. Ein Jüngling, der seine Jugend unschuldig und tugendhaft zubringt, der mit der Tugend Klugheit und Fleiß verbindet, kann als Mann nicht unglücklich seyn. Nein, mein lieber Vetter, das Herz Ihres frommen und gewiß seligen Vaters, das auch in Ihnen schlägt, wird nicht ohne Belohnung bleiben. Ihr Schicksal ist von einer gütigen Hand angeleget, warten Sie nur, bis es Zeit seyn wird, daß es sich zu Ihrem Vortheile entwickelt. Wir sind so kurzsichtig, darum kömmt uns vieles so fremd und hart vor, das doch in dem Zusammenhange unser Glück ist. Endlich hindert Sie ja nichts, wenn sich Ihnen eine vortheilhaftere Gelegenheit zeigt, solche zu ergreifen, und ich will zu dieser Absicht nichts unterlassen, was Sie nur von mir wünschen können. Nur getrost! Wer recht thut, darf Niemanden scheuen. Sagen Sie sich dieses täglich vor, und werden Sie ruhig und lieben Sie mich; denn ich bin gewiß Ihr aufrichtiger Freund,

1754. G.

IX.

An Herrn H**.

Ohne Ihren beredten und mit Ihrem ganzen Herzen angefüllten Brief würde mich Ihre Zurückkunft aus fremden Ländern nur halb vergnügt haben; so aber erfreut sie mich vollkommen.

Ich

Ich sehe es in jeder Zeile, daß Sie noch mein Freund sind, und es immer seyn werden. Was soll ich nun auf alle Ihre Liebe antworten? Ich umarme Sie in Gedanken, preise die Vorsehung, die Sie glücklich zurück gebracht hat, und wünsche den Ihrigen und Ihrem Vaterlande Glück. Erfüllen Sie die Hoffnung, lieber Freund, die sich mein Herz beständig von Ihnen gemacht hat, und helfen Sie das Beste der Welt so vorzüglich befördern, als Sie vor Andern die Kräfte und den Willen dazu empfangen haben. Das Amt wird nicht mehr fern seyn, das Ihre Pflichten näher bestimmen soll. Nehmen Sie es an, auch wenn es nicht das größte seyn sollte. Kein Amt ist so geringe, worinne ein geschickter und rechtschaffener Mann nicht tausend Gelegenheiten finden sollte, nützlich zu seyn und seinen Verstand sowohl als seine Wissenschaften zu zeigen. Wir lassen nicht selten, aus großer Begierde, uns viel Geschicklichkeiten zu erwerben, die besten Jahre vorbeygehen, schon erlangte Geschicklichkeiten zu gebrauchen, und unser Leben verfliegt unter der stolzen Vorbereitung, es recht glücklich anzuwenden. Ist ein Mann, welcher der Republick seine täglichen Pflichten in einem bestimmten, wenn auch schon weniger ansehnlichem Amte mit Rechtschaffenheit abträgt, der seine Familie weise und liebreich regieret und versorgt, und in den Armen einer würdigen Gattinn und an der Seite hoffnungsvoller Kinder das Glück des Lebens mitten unter seiner Bürde zu finden weis; ist der, sage ich, kein nützlicher und glücklicher Mann?

Mann? Müssen wir erst große Würden erringen, ehe wir glücklich seyn können? Aber verfalle ich nicht in den Fehler des Docirens, daß ich Ihnen alles dieses sage? Ja, es würde ein Fehler seyn, wenn ich aus einem andern Grunde, als aus Liebe, und zu einem Manne, der weniger mein Freund wäre, gesagt hätte. Eine fortgesetzte Beschäfftigung, mit einem Worte, die Arbeit ist zu unserer Ruhe unentbehrlich; dieß weis ich aus der Erfahrung. Und daß die Liebe einer vernünftigen Gattinn eine große Belohnung für den arbeitsamen Mann, und ein Schutz vor tausend Anfällen der beschwerlichen Einsamkeit ist, das ist eben so wahr als jenes, wenn ich es schon nicht aus der Erfahrung weis. Leben Sie wohl, und schreiben Sie mir bald wieder.

1754. G.

X.

An Herr von **.

Niemand müßte geschickter seyn, als ich, Ihnen Ihre Leiden zu erleichtern, wenn es bloß auf den Willen ankäme. Sie wissen, daß ich kränklicher Mann mit Ihnen beynahe ein gleiches Schicksal habe, und was können Sie anders von mir vermuthen, als das aufrichtigste Mitleiden und den Wunsch, Sie bald von der Last befreyt zu sehn, von der ich selbst so gern frey wäre? Würde es mir nicht ein besondrer Trost in traurigen Stun-

den seyn, wenn ich zu mir sagen könnte, daß ein unglücklicher Freund durch meine Vermittelung weniger unglücklich wäre? Aber wodurch könnte ich das ausrichten? Sie kennen die Mittel zu unserer Beruhigung und zur Aufheiterung des Geistes so gut, als ich; und es ist mir nichts übrig gelassen, als daß ich Sie, wenn es anders ein Trost ist, mit meinem Beyspiele tröste und Sie bitte, Ihren Muth nicht sinken zu lassen. Wir sind nicht ohne Beystand, wenn wir ihn gleich nicht allezeit empfinden, und der Herr, der das Gute austheilt, hat mit eben der Liebe das Elend vertheilet. Was kann uns ohne seinen Willen begegnen? Sorget er für alle: so hat er auch für uns geforget, und wir werden ihn noch preisen, daß er so gern hilft. In jener Welt, wenn der Vorhang von unsern Augen fallen wird, alsdann werden wir sehen, wie weise und gnädig die Absichten Gottes auch bey den traurigen Begebenheiten dieses Lebens gewesen sind. Tragen Sie Sorge für Ihre Gesundheit, und das Uebrige überlassen Sie der Vorsehung ruhig. Die Aussicht in die Hoffnung der Religion ists allein, die unsern bangen Geist erfreuen kann. Ich weis sehr wohl, daß wir dieses Glück nicht alle Tage und Stunden erlangen können; aber es ist in unserer Schwachheit genug, wenn wir es wünschen und suchen. Wollen Sie noch in das Carlsbad gehn, das ich Ihnen nicht widerrathe, so halten Sie sich zu Herr D. T**. Er ist ein eben so rechtschaffener Mann als erfahrner Arzt. Ich wünsche Ihnen

von

von Herzen den glücklichsten Erfolg der Badecur. Nur Muth gefaßt! Gott hat eine besondre Kraft in das Carlsbad gelegt. Bin ich nicht der Beweis, so sind es doch viele Andre und vielleicht sind Sie es in kurzem selbst.

G.

XI.

An den Herrn Baron von Z**.

Der Dienst, den ich Ihnen geleistet, ist auf meiner Seite sehr geringe, und ich habe mehr Ursache, Ihnen für die Gelegenheit, die Sie mir zur Ausführung einer guten Absicht gegeben, selbst zu danken, als den Dank anzunehmen, den Sie mir schriftlich abgestattet, und der mehr ein Beweis eines sorgfältigen und gütigen Vaters, als eine Belohnung ist, die ich wirklich verdienet hätte. Indessen glaube ich gewiß, daß ich Ihren Herren Söhnen einen rechtschaffnen und geschickten Mann zum Hofmeister gewählet habe. Er wird seine Fehler haben; denn wer ist ohne Fehler? Allein ich glaube, daß es solche seyn werden, die Sie oder die Frau Gemahlinn durch ihre Aufmerksamkeit bald verbessern werden. Er hat etwas Gezwungenes in seiner Stellung, das mir nicht gefällt; allein es ist doch tausendmal besser, als das Rohe und Ungesittete, das junge Leute oft mit von der Universität bringen. Und ich weis gewiß, er wird das Gezwungene in der Gesellschaft, in die er itzt eintritt, unter den freyern Sitten des Land-

lebens bald verlieren. Da er einen sanften Charakter und dabey ein gesetztes Wesen hat, so hoffe ich, er soll sich die Liebe und die Folgsamkeit der jungen Herren bald erwerben. Und da er Geduld hat, gesprächig ist, zeichnen, malen, und in der Baukunst kleine Risse machen kann; so hoffe ich, er soll die beiden Kinder an sich ziehen und leicht unterhalten können. Er wird ihnen den Fleiß nicht zur Last, sondern mehr zu einer angenehmen Nothwendigkeit zu machen suchen, und übrigens sich nach den besondern Fähigkeiten und Genies seiner Untergebenen richten: Dieß ist nach meinem Erachten die doppelte Regel aller guten Unterweisung. Und was kann ein Hofmeister, der Geschicklichkeit und guten Willen hat, der in seiner Pflicht von dem Ansehen und den Vorschriften der Aeltern unterstützet, durch ihr Vertraun und ihren Beyfall mehr ermuntert, und durch die Lehrbegierde seiner Schüler angefeuert wird, nicht in etlichen Jahren bey ihnen ausrichten? Ob Herr H** gleich kein Theolog ist, so bin ich doch sicher, daß er den jungen Herren die Grundsätze der Religion durch Unterricht und Beyspiele immer mehr eindrücken, und sie frühzeitig lehren wird, daß die wahre Tugend ein Glück aller Menschen und keine beschwerliche Last sey. Ich hoffe, er wird ihre Herzen lenken, selbst indem er sich nach ihren Neigungen zu richten scheint, und nie vergessen, daß alle Wissenschaft, alle Künste, die man erlernt, aller Witz, aller Verstand den Mangel eines guten Herzens nie ersetzet, und

daß

daß der gelehrte Mann unendlich weniger ist, als der rechtschaffne. Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit ꝛc.

1754. G.

XII.

An Herrn B * *.

Beynahe habe ich in den letzten Wochen dieses Jahres nichts gethan, als die Briefe meiner Freunde und Gönner beantwortet; und wie könnte ich den Ihrigen vergessen, wenn ich auch noch so vergeßlich, noch so ermüdet wäre? Aber was soll ich Ihnen auf alle Ihre beredten Danksagungen antworten? Sie sind gewiß aufrichtig, so hoch sie auch getrieben sind, und deswegen sind sie mir schätzbar, ob ich mir gleich nur einen kleinen Theil davon zueignen kann, und das Uebrige als eine Belohnung ansehen muß, die ich erst noch zu erwerben habe. Habe ich Ihnen also anders gedienet; habe ich jemals zur Verbeßrung einer Ihrer guten Eigenschaften durch meinen Unterricht oder mein Beyspiel etwas beygetragen: nun wohl gut, so hören Sie eine Bitte von mir an, durch deren Erfüllung Sie mich zeitlebens und unendlich belohnen können. Erweisen Sie Andern eben die guten Dienste, die Sie von mir rühmen, und mit eben der Aufrichtigkeit, Uneigennützigkeit und Klugheit, mit der ich gewünscht habe, sie Ihnen zu leisten. Alsdann bin ich Ihr Schuldner so

gewiß, als Sie nach Ihrem guten Herzen und Ihrem Briefe der meinige sind. Sie werden allezeit junge Leute um sich haben, wo Sie auch sind, und nie wird es Ihnen also an Gelegenheit, meine Dienstfertigkeit zu übertreffen, fehlen. Aller Beyfall der Welt, aller Ruhm der Loblieder ist nichts gegen den stillen Ausspruch des Gewissens, daß wir ein einziges junges Herz für den Himmel gebildet, oder doch zu bilden uns aufrichtig bemühet haben. Das wird Ehre, das wird Wollust, eine unaufhörliche Nahrung der Zufriedenheit seyn, wenn in dem Reiche der künftigen Welt uns eine Seele zujauchzet: Du hast mich geleitet, mich ermuntert, unendlich glücklich zu seyn! Heil sey dir, mein Freund, mein ewiger Wohlthäter, und Ruhm vor Gott! Und wenn auch kein Mensch auf Erden unsere guten Absichten bemerken sollte, würden wir deswegen weniger belohnet seyn? — Ihre itzigen, nicht gar zu günstigen Umstände tragen Sie mit Gelassenheit. Dieß ist der sicherste Weg, beßre zu verdienen. Für Ihr Glück seyn Sie nie bange, aber stets besorgt für mehrere Verdienste. Ein Glück, das uns auf dem Wege nach Wissenschaft, auf dem Wege eines klugen, sittsamen Verhaltens begegnet, das wir nie durch kriechende Schmeicheleyen gesucht haben, das ist das Glück, das unser Leben leicht und rühmlich wird machen helfen. Es wird Ihnen nicht an Gönnern fehlen; aber alle Gönner sind Menschen, wie wir. Lassen Sie nie von dem Fleiße in den Sprachen, insonderheit der Schrift, ab. Predigen Sie zuweilen,

len, ohne künstlich predigen zu wollen. Machen Sie nicht zuviel, lieber zu wenig Verse. Schicken Sie mir bey Gelegenheit eine von Ihren letzten Predigten. — — Ich will aufhören, denn was würde ich Ihnen nicht noch sagen, wenn ich mich satt reden wollte? Gott lasse es Ihnen in dem neuen Jahre, in allen Jahren Ihres Lebens, wohl gehen!

1754. G.

XIII.

An den Grafen M** von B*.

Ihr kleines moralisches Gedicht ist in der That schön. Ich will es gar nicht von allen Fehlern frey sprechen; dadurch würde ich meine Aufrichtigkeit und Ihren rühmlichen Charakter beleidigen. Und wer hat wohl je bey seinem ersten Versuche in der Poesie gleich ein Meisterstück geliefert? Indessen wiederhole ichs, daß Ihr Gedicht, bey seinen kleinen Fehlern, große Schönheiten hat. Kurz es verdienet kritisiret zu werden. Das ist in der Sprache der Kunstrichter viel gesagt. Und diese Kritik werden Sie wohl von mir, und zwar mit diesem Briefe erwarten? Nein, liebster Graf, das ist mir itzt unmöglich. Ich müßte wenigstens zween Bogen Anmerkungen aufsetzen, wenn ich mich deutlich ausdrücken wollte; und wie könnte ich das itzt, da ich täglich fünf Stunden Vorlesungen halten muß, und dabey eine Correktur

habe, die mich auch zwo Stunden und wohl hundert kummervolle Ach! O! und So! kostet. Ich will lieber bald nach Dresden kommen und Ihnen meine Kritik mündlich sagen. Indessen bitte ich Sie, theuerster Graf, lassen Sie sich von den Zaubereyen der Poesie nicht zu sehr einnehmen. Ich kenne die Gewalt dieser Sirene. Sie sind, so glücklich Ihr Genie auf der poetischen Seite ist, doch ganz gewiß zu größern Dingen bestimmt. Von diesen darf Sie die Poesie nicht abziehen. Sie soll nur Ihren Geist beschäfftigen, wann Sie in jenen nicht arbeiten können oder sollen. Vergessen Sie nie, daß Addison einer der größten Staatsmänner in England war; so wie er einer der größten Dichter gewesen ist. Ihre Moral in Ihrem Gedichte ist vortrefflich, und ich umarme Sie mit belohnenden Küssen. O liebster Graf, lassen Sie das Geräusch des Hofes diese Stimme der Wahrheit und Tugend nicht betäuben! Ich weis, wieviel dazu gehöret, unter tausend Verführungen dem Ehrgeize und der Wollust zu widerstehen; aber ich weis auch, welch ein edles Herz ich ermuntere. Bedenken Sie den Sieg, geliebter Graf: „In seinen lebhaftesten Jahren, „im Angesichte des Hofes, hat er über den fal„schen Reiz der Wollust und der betrüglichen Ehre „durch Weisheit und durch den Zuruf eines em„pfindlichen Gewissens triumphirt!“ Wenn Sie diesen Sieg erkämpfen, dann werden Sie, zufrieden mit sich und der Welt, in der Stunde der Betrachtung Ihren Freund segnen, der Ihnen nichts

schöners

schöners zu sagen wußte, als Ihre Pflicht. Sie werden sich den Beyfall zu verdienen suchen, und doch in denselben ein gerechtes Mißtrauen setzen. Es giebt elende Geschöpfe, die unsere Schmeichler werden, um uns unglücklich zu machen; es giebt elende Geschöpfe, die es nicht leiden können, daß wir durch wahre Verdienste weit über sie erhaben sind, und die uns durch tausend Künste bis zu sich, bis zu ihren Ausschweifungen zu erniedrigen suchen. Aber was sage ich Ihnen? Vergeben Sie der Liebe, die mich zu diesen Sittensprüchen begeistert. Ohne Liebe zu Ihnen würden es Beleidigungen seyn; aber so sind sie Ausflüsse eines Herzens, das Sie hochachtet und liebet, das Sie gern ewig lieben und bewundern will. Ja, das sind es. Leben Sie wohl und lieben Sie Ihren

Leipzig,
den 18. Jul. 1754. G.

XIV.

Antwort auf den vorhergehenden Brief.

Dresden, den 27. Jul. 1754.

Liebster Freund,

Bin ich nicht sehr verwegen? Ich wage es, Ihnen zu antworten, statt daß mich die Vortrefflichkeit Ihres Briefs davon hätte zurückhalten

sollen. Allein wie sollte ich nicht von Ihrer Freundschaft alles erwarten, von der Sie mich so schön versichern? Ja, liebster Freund, diese macht mich verwegen, und ich müßte Sie weniger lieben, und wie ist das möglich? wenn sie nicht diese Wirkung auf mich thun sollte. Eben diese ist es, der ich schon so viel zu verdanken habe; und ich werde nur so lange glücklich seyn, so lange ich sie zu erhalten wissen werde. Aber wie kann ich Ihnen nur den geringsten Theil davon erwiedern? Mit dem dankbarsten Herzen bleibe ich noch stets unerkenntlich, und o wie süße ist es nicht, so übertroffen zu werden! Glauben Sie indessen nicht, liebster Freund, daß mein Herz nur im geringsten von seiner Dankbegierde dabey verlieret. Nie schlug es dankbarer für Sie in meiner Brust, und niemals auch war es zufriedner, als es itzt ist.

Ich danke Ihnen unendlich für die Gütigkeit, mit der Sie mein Gedicht beurtheilen. Ihr Beyfall ist sowohl die Wirkung Ihrer Nachsicht als Ihrer Scharfsichtigkeit, und er würde mir weit minder angenehm seyn, wenn Sie in Beurtheilung desselben nur die erstere gebraucht hätten. Verzeihen Sie mir den Verlust der Zeit, die es Sie gekostet. Ich erwarte Sie nebst Ihren Anmerkungen. Das erste, was Sie zu thun haben, ist, daß Sie Ihre Reise nach Dresden antreten. Alles wartet auf Sie, und der ganze Hof ist ungeduldig auf Ihre Ankunft. Fünf Collegia und Eine Correktur können, deucht mich, schon warten. Leben Sie wohl und vergessen Sie niemals, daß

ich es mein größtes Vergnügen seyn lasse, Sie zu lieben und zu verehren. O! wie glücklich macht mich schon itzt Ihre Freundschaft, und wie viel glücklicher wird sie mich nicht einst machen, wenn ich sie mehr werde verdient haben!

Ihr

B*.

XV.

An den Grafen M** von B*.

Verdiene ich nicht Ihr Lob? Ich reise sechs und zwanzig Meilen, um Sie zu sehen und Ihnen zu sagen, wie hoch ich Sie schätze. Das soll mir ein andrer Hypochondrist nachthun, wenn er kann. Indessen darf ich auf das gute Werk meiner Reise eben nicht stolz seyn; denn so beschwerlich sie auch gewesen ist, so bin ich doch reichlich dafür belohnet. Ich habe meinen Grafen Moritz wieder gesehen, und ihn so liebenswürdig gefunden, als ich wünschte. Dieses Vergnügen hat die Natur der Tugend, die uns nicht nur bey der Anstalt und bey der Ausübung, sondern am meisten durch eine stille Erinnerung belohnet. Ja, theuerster Graf, so lange Sie fortfahren, die große Hoffnung zu erfüllen, die ich mir von Ihrem Verstande und dem, ihm gleichen Herzen mache: so werde ich bey aller meiner Unruhe immer noch eine Nahrung zur Zufriedenheit haben, und nicht glauben, daß ich ganz vergebens gelebet. Mein letzter Wunsch,

wenn

wenn ich sterbe, soll noch Ihre Wohlfarth seyn; und meinen Freunden will ich als ein Vermächtniß die Pflicht hinterlassen, Ihr rühmliches Leben der Nachwelt zu erzählen. „Und alles mit einem „Worte zu sagen, wird Ihr künftiger Biograph „Ihren Lobspruch beschließen: Er fürchtete Gott, „darum war er so groß!“

So wenig Sie diese Stelle aus Ihrer künftigen Lobrede in diesem Briefe vermuthet haben werden: so habe ich Sie doch damit lieber als mit einer ermüdenden Erzählung meiner Reise unterhalten wollen. Genug, ich bin wieder in Leipzig, und ein Posamentirer aus Dresden ist mein getreuer Gefährte gewesen. Er hat mir den Tod seiner Kinder mit tausend Thränen, die Liebe zu seiner krank zurückgelaßnen Frau recht poetisch schön, und seine Unfälle, seine Armuth, sein Vertrauen auf die Vorsehung während seines zwölfjährigen Aufenthalts in der Fremde, das harte Herz seiner geizigen Schwiegermutter, recht erbaulich beschrieben. So bin ich von einer Postsäule zur andern gekommen, weniger langsam, als ohne diesen guten Mann geschehen seyn würde. Leben Sie wohl.

Leipzig,
den 18. October
1754. G.

XVI.

An Ebendenselben.

Ihr letzter Brief verdienet zwo Antworten, und mehr als zwo; so schön ist er. Alles lebt darinnen von einer ungekünstelten Anmuth und gefällt wie die natürliche Farbe eines Gesichts, die aus einem heitern Geiste und aus einem gesunden Blute hervor blüht. Nun werden Sie bald ein kleiner Cicero werden, und da werden denn unserer Nachkommen Nachkommen die Briefe des Grafen Moritz von B* an seinen Atticus fleißig in den Schulen lesen und sorgfältig darüber commentiren. „Doctor Bartlet, wird es heißen, mit dem er ihn in dem und „dem Briefe vergleicht, ist nicht in dem Gelehrten„Lexico zu finden; wir muthmaßen aber, daß es „ein tiefsinniger Gelehrter und großer Publicist ge„wesen seyn muß, und zwar aus vielen Ursachen.“ — Ich wollte diese Ursachen eben ausfindig machen, und eben itzt bekomme ich einen Correkturbogen von der schwedischen Gräfinn, der mir die Lust dazu benimmt. Mein Brief soll sich auch gleich schließen. Wie hat Ihnen Herr Riveri gefallen? Der Verfasser der Briefe über die Engländer ist doch wohl Herr le Blanc? Haben Sie den Grandison ganz? Bald will ich Ihnen Cramers Predigten und den ersten Theil seiner Psalmen schicken. O wie werden Sie mir für diese Bücher danken! Bald wäre ich mit nach Dresden gekommen. Ich empfehle Ihnen den Herrn Cammerjunker von B****, desgleichen die Lotte-

rie

rie meiner Vaterstadt aufs beste. Leben Sie wohl, liebster bester Graf.

Leipzig,
den 12. Dec. 1754. G.

XVII.

Dresden, den 14. Dec. 1754.

Liebster Gellert,

Sehen Sie, wie lieb mich meine Freunde haben! Selbst in ihrer Gegenwart verlangen sie, daß ich an Sie schreiben soll, und wie sollte ich der Freundschaft mein eigen Vergnügen abschlagen? Wenn Sie uns nur zusammen sähen! Der Herr von V**** und B* lesen beide mit einer Stille, die ich bewundere, und daß zwar bloß aus Furcht, mich zu stöhren. Sie mögen mir es nun bald abgemerkt haben, wie sehr ich Sie liebe; und sie gewinnen selbst durch die Achtung gegen unsere Freundschaft in meinem Herzen. Aber wie soll ich Sie für alles Vergnügen belohnen, das mir Ihre Briefe gemacht haben? In was für einem angenehmen Gesichtspunkte zeigt mich Ihnen Ihre Einbildungskraft! Lassen Sie sich ja nicht von dieser Betrügerinn hintergehn. Indessen, wenn ich gleich nicht bey unsern Enkeln die Stelle des Cicero vertrete, so werde ich doch vielleicht die Stelle des Atticus bey ihnen verdienen. Ward nicht Atticus dadurch berühmt, daß Cicero an ihn

schrieb,

schrieb, und könnte ich es nicht eben sowohl werden, da Sie an mich schreiben? Doch das wollen wir der Nachwelt überlassen. Itzt muß ich Ihnen für Ihren Beyfall danken, und Ihnen sagen, daß ich niemals zufriedner bin, als wenn ich ihn verdienen kann.

Wie mir der Herr von Riveri gefallen hat? Ziemlich wohl. Aber Sie gefallen mir doch unendlich besser. Ich bin immer noch der Meynung, daß man keinen Poeten, dessen Vorzüge in dem Ungekünstelten und Leichten, kurz in dem Naiven bestehen, nur mittelmäßig gut übersetzen kann. Oft ist es die Art, womit ein Gedanke gezeigt ist, oft eine Redensart, oft nur ein Wort, welches uns gefällt, und sobald man Eines davon wegnimmt, so hört der ganze Gedanke auf uns zu gefallen. Wieviel hat Ihre Erzählung der Fliege und der Spinne nicht verloren! Der Herr le Blanc ist eben auch der Verfasser der Briefe über die Engländer. Ich erwarte die Werke von Cramern mit der größten Ungeduld. Wie schön werden sie nicht seyn! Gewiß, ich werde Ihnen den größten Dank dafür wissen, und ich freue mich nicht wenig, daß Sie meine Gedanken im voraus errathen. — — Ich bin ewig

Ihr

B*.

XVIII.

An den Grafen M** von B*.

Leipzig, den 20. Dec. 1754.

Mein lieber Graf,

Um Sie für Ihren letzten, mitten unter dem Ungestüme Ihrer Freunde und doch so schön geschriebnen Brief, so gut ich kann, zu belohnen: so schicke ich Ihnen etliche Bogen von den Crameriſchen Psalmen, und will Ihnen zugleich eine kleine Geschichte erzählen, die Ihrem guten Herzen nicht gleichgültig seyn kann. Ein junger Preußischer Officier *** hat hier von seiner verstorbnen Tante eine Erbschaft von fünf oder sechs tausend Thalern gethan. Ich habe ihn, weil er mich zu kennen verlanget, zweymal bey dem Advocaten T** gesprochen, und einmal mit ihm nebst diesem Manne gespeiset. Am Sonntage treffe ich ihn Abends wieder da an. Ehe wir noch aßen, waren wir einen Augenblick allein. Ach, fieng er mit einer schamhaften Offenherzigkeit an, Sie wissen es nicht, ich bin Ihr Schuldner, Ihr großer Schuldner, und ich bitte Sie inständig, nehmen Sie eine Erkenntlichkeit von mir an und danken Sie mir nicht dafür. Zu gleicher Zeit drückte er mir ein Papier mit Gelde in die Hand. — „Sie mein Schuldner, mein Herr, der ich Sie in meinem Leben nicht gesehen, und Ihnen nie den geringsten Dienst erwiesen?“ — Nun ich ruhe nicht, Sie müssen es annehmen. Sie haben mein Herz

durch

durch Ihre Schriften gebessert; und gegen dieses Glück vertauschte ich die ganze Welt nicht. Itzt kömmt Ihr Freund, lassen Sie mich nicht vergebens bitten. Er soll kein Zeuge meiner Schuldigkeit seyn. — Ich nahm es, und wußte vor freudiger Bestürzung nichts zu antworten. Als ich zu Hause das Papier öffnete, fand ich zwanzig Louidore. Nun erschrack ich zum zweytenmale. Dieses freudige Schrecken that eine mächtige Wirkung auf mein Herz. Nicht das Geld; (nein das Geld konnte es nicht seyn; dieß dringt nie in das Innerste der Seele,) bloßes Geld kann diese Freude nicht erregen, die ich fühlte. Nein, lieber Graf, ein Gedanke, ein dunkler Gedanke, den ich mich scheute ganz zu denken, weil ich ihn vor Gott gedachte; ein Gedanke, daß ich nicht unnütze wäre, eine nicht ganz unvernehmliche Einsprache, daß ich getrost seyn, daß ich aus diesem Vorfalle Muth schöpfen und nicht immer in Kummer versinken sollte; ein solcher Gedanke war es. Also bist du noch empfindlich? sagte ich bey mir selber. Also rührt dich doch noch etwas? Das Geld wolltest du gern wieder einem ehrlichen Manne geben, wenn du nur den Eindruck dieser Begebenheit immer behalten könntest. Nichts, dachte ich zitternd, nichts ist so klein, das nicht unter der göttlichen Regierung steht. Solltest du nicht glauben, daß er diese Begebenheit zu deiner Freude zugelassen hat? Zu deiner Freude? O wer wärest du! Wie glücklich! Ein Herz gebessert! Ich trat näher zum Fenster und sah gen Himmel. — Al-

lein gewisse Empfindungen kann und darf man auch seinen besten Freunden nicht sagen. So bald man sie ausdrückt, so giebt vielleicht der Ehrgeiz heimlich die Farben dazu her. Genug, mein lieber Graf, es war ein glücklicher Abend für mich, für den ich Gott nicht genug danken kann. Mein gütiger Freund bat mich, seine Freundschaft zu verschweigen. Niemand soll sie auch wissen, als Sie und meine Schwester. Er hat sich bloß durch das Lesen guter Bücher aus den Vorurtheilen wider die Religion, womit ihn sein Stand angestecket hatte, herausgerissen. Er ist ein gelaßner, bescheidner und wirklich weiser Soldat; doch hat seine Miene noch einen Rest von einer vormaligen Traurigkeit, worunter sie aber nicht leidet. Er will als Soldat sterben, weil er einmal gelernt hat, was zu diesem Stande gehört. Er schreibet gut, und will dieß der Abhandlung vor meinen Briefen zu danken haben. Aber der gute Mann, sein Herz und nicht meine Abhandlung ist die Mutter seiner Schreibart. Ich habe ihm noch eine kleine Bibliothek aufgesetzet. — — —

Nun, das ist ein langer Brief, guter Graf. Meine ganze Brust thut mir weh, so lange habe ich gesessen. Leben Sie wohl; so glücklich, als ich mir zu seyn wünsche, und bleiben Sie es bis an den letzten Ihrer Tage! Dieß wäre also der letzte Brief in dem 1754. Jahre. Und in dem künftigen, wie wird es da seyn? Gut! Nun das gebe Gott!

G.

XIX.

An Ebendenselben.

Leipzig, den 7. May 1755.

Wie sehr hat mich nicht Ihr Abschied gerührt! Ich bin mit Thränen den Weg vom äußersten Thore herein gegangen, mein ganzes Herz that mir weh, und ich glaubte den ganzen Nachmittag, es müßte mir etwas ahnden, so betroffen war ich. Vielleicht, dachte ich, siehst du ihn nicht wieder; aber das wolle Gott nicht! dachte ich sogleich dazu. Ich gieng Abends zur Frau von **. „Sie sind traurig, sagte sie, daß Ihr Moritz fort „ist; das gefällt mir an Ihnen. Es ist ein treff„licher Jüngling. Ich will mit Ihnen weinen, „wenn ich Sie dadurch beruhigen kann, wenigstens „wollen wir von ihm reden. Seine Bescheiden„heit, da ihn alle Leute loben, ist ein großes Ver„dienst und ein sichres Kennzeichen seiner künftigen „noch größern Verdienste. Seine Schamhaftig„keit nimmt ungemein für ihn ein, und wenn er „die erhält: so werden ihm alle Versuchungen „nichts abgewinnen. Er trinkt keinen Wein, der „sonst die Quelle vieler jugendlichen Thorheiten ist. „Er liest und schreibt gern, dieß wird ihn vor den „gefährlichen Zerstreuungen des Müssiggangs und „der Höfe bewahren. Erinnern Sie ihn, wenn „er auf Reisen geht, daß er sich ein Tagebuch von „sich selbst macht; daß er alle Abende ein getreues „Verzeichniß aller seiner Handlungen aufsetzet,

„als vor den Augen seines besten Freundes, und „noch mehr, als vor den Augen seines allsehenden „und allmächtigen Freundes; daß er sich keine „Thorheit, so klein sie ist, ungestraft vergiebt, „keine gute That unüberdacht bemerket, und keine „edle Absicht ungefühlt niederschreibt. Dieß ist „eine Art des Gebets und vielleicht eine der vor„züglichsten Arten des Gebets, weil es mit unsrer „Prüfung und mit unsrer Beßrung verbunden ist. „Ich habe diese Pflicht neun ganzer Jahre ohne „Ausnahme ausgeübt, und dieß sind die besten, „weisesten und ruhigsten Tage meines Lebens ge„wesen. Sagen Sie ihm, daß ich nie einen vor„trefflichern Ausspruch gehört hätte, als der ist, „den Sie mir von seiner Mutter erzählt, daß ohne „die sittlichen Tugenden des Herzens alle äußerli„che Vollkommenheiten ihren Werth und auch ge„wissermaßen selbst ihr Daseyn verlieren müßten; „und daß ein Mann von Religion doppelt liebens„würdig wäre, auch zu der Zeit, wenn er am „strengsten handelte. Ich denke, er liebt das „Geld nicht, und sein ganzer Charakter scheint „mir für diese Neigung zu groß zu seyn; Güte, „Leutseligkeit und Freygebigkeit reden aus seinen „Augen.“

Alles dieses und noch weit mehr, lieber Graf, hörte ich an, ohne beynahe ein Wort zu sagen. Das, hub ich endlich an, will ich dem Grafen alles schreiben. Er wird Sie und meine Liebe zu ihm durch die Sorgfalt für seinen Charakter, oder welches einerley ist, für sein Glück

belohnen. — — — — — — — —
— — — — Leben Sie wohl.

G.

XX.

An Ebendenselben.

Die Freundschaft thut das in Ihren Briefen, was die Kunst, unterstützt von der Natur, in den Werken des Geschmacks thut. Die Kunst, sagt Pope,*) wirkt, ohne sich zu zeigen, und herrschet ohne Gepränge. So nährt die verborgne Seele in einem schönen Körper alles mit Lebensgeistern und erfüllt das Ganze mit Stärke. Sie wirkt jede Bewegung und unterstützet jede Nerve; sie selbst ist ungesehn; aber in den Wirkungen zugegen. So, sage ich, wirkt die Freundschaft, unterstützt von dem guten Geschmacke, in Ihren Briefen. Sie herrschet ohne Gepränge, belebt alle Gedanken, macht den Ausdruck beredt; sie kündiget sich nicht an und ist doch in allem, was Sie mir sagen, zugegen. Welche Freude für mich! Ich weiß Ihnen meine Dankbarkeit nicht

*) Art — —
Works without ſhow, and without pomp preſides:
In ſome fair body thus the ſecret ſoul,
With ſpirits feeds, with vigour fills the whole,
Each motion gives, and ev'ry nerve ſuſtains,
It ſelf unſeen, but in th' effects remains.

besser zu zeigen, als daß ich mein Lob zurück halte und Ihnen öfter schreibe, als meinen übrigen Freunden, und mich bemühe, Ihnen auch in dem, worinne ich Ihnen kein Beyspiel seyn kann, wenigstens ein Gefährte zu seyn. Das weis ich gewiß, daß Sie die Ermunterungen in meinem letzten Briefe nicht vergessen werden, so sehr Sie sich auch selbst die beste Ermunterung sind. Ich habe sie Ihnen niedergeschrieben, wie man Freunden, die glücklich sind, immer noch Glück wünschet. Die Frau von * * meynt es außerordentlich gut mit Ihnen, und ich glaube, daß sie mir Ihrentwegen gewogner ist; denn in der That mag sie denken, daß ich zu Ihrem Besten mehr beygetragen habe, als ich wirklich gethan. Allein ohne mich zu erniedrigen, muß ich doch bey Ihnen und Cronegken die Anmerkung machen, die man von den größten Malern gemacht, daß sie meistens ohne große Lehrmeister sich selbst gebildet haben. Ich will sie Beide dadurch nicht stolz machen; denn auch das glücklichste Genie, wenn es an seinen Ursprung gedenket, hat mehr Ursache zur Bescheidenheit, als zum Stolze, und der Stolz ist gemeiniglich nur die Ausfüllung des leeren Raums in unsrer vielseynwollenden Seele. Ich fühle es sehr wohl, liebster Graf, daß ichs in meinen Briefen an Sie nicht vergessen kann, daß ich noch einmal so alt bin, als Sie; aber selbst meine Docirsucht ist noch Liebe. Ich denke alle Augenblicke, ich möchte Sie durch mein Lob, davon mein Herz so voll ist, sicher machen; und gleich will mein Ver-

stand das wieder gut machen, was mein Herz versehn zu haben glaubet, und da fange ich denn an, lehrreicher zu seyn, als es Ihr Charakter bedarf. Sie werden mirs leicht vergeben; und wenn auch meine Briefe an Sie einmal Andern in die Hände fallen sollten, so können sie doch nichts weiter davon sagen, als was man gewissen Gesichtern der Frauenzimmer vorwirft, die sich unvermerkt in eine zu gütig erklärende Miene verlieren, es fühlen und diese freywillige Miene durch einen aufgebotnen furchtsamen Ernst widerlegen wollen. Ich bin heute sehr fruchtbar in Gleichnissen und solchen Sachen. Vermuthlich habe ich zu viel Zeit zu diesem Briefe; denn der Regen hat meinen Zuhörer, dem diese Stunde gehört, abgehalten.

In dem Journal des Savans et des Trevoux sind Riveris Fabeln rühmlich genug recensiret; nur ärgre ich mich, daß der Recensent aus toller Uebereilnng eine Stelle von Rabenern saget, die Riveri in der Vorrede vom Rabelais oder Swiften gesaget hat. Ich will deswegen an Riveri schreiben. — — Leben Sie wohl, bester Graf.

Leipzig,
den 13. May 1755.

G.

XXI.

Dresden, den 18. May 1755.

Liebster Professor,

Die Vergleichung, mit der Sie Ihren letzten Brief anfangen, so wie die Stelle aus dem Pope, sind beide sehr schön. Wie glücklich wäre ich, wenn ich sie wahr machen könnte! So viel ist indessen gewiß, daß, wenn anders meine Briefe an Sie einigen Werth haben, Sie ihn bloß durch meine Freundschaft gegen Sie erhalten, und vielleicht ist sie es, die mich bey Ihnen entschuldiget, und meinem Verstande Lobsprüche erwirbt, die meinem Herzen allein gehören. Sie erfreuen mich unendlich durch den Vorsatz mir oft zu schreiben, und beschämen mich zugleich, indem Sie es als ein Mittel ansehn, mir Ihre Dankbarkeit zu bezeigen, da es in der That eins ist, mich noch mehr dazu zu verbinden; mich, der ich Ihnen so viel, der ich Ihnen alles zu verdanken habe.

Die Frau von * * hat Recht, wenn Sie dieses glaubt, und, sagen, daß ich Sie seit fünf Jahren kenne, heißt nichts anders sagen, als: Gellert hat ihn gebildet, er hat ihn erzogen. Ihr Beyspiel, das ich glücklich genug war mir zum Muster zu wählen, hat mir jederzeit mehr genützt, als die trefflichsten Lehren nicht würden gethan haben, die nicht damit unterstützt gewesen wären; und man kann von der Erziehung insbesondere behaupten,

was in allen Sachen wahr ist, daß stets die Exempel mehr als die Vermahnungen bessern.

Was Sie von dem Stolze sagen, ist vortrefflich, und ich begreife noch immer nicht, wie man bey einem wahren Verdienste stolz seyn könne. Wenigstens sind solche Personen allemal Räthsel; so wie es unmöglich ist, daß ein geschwollner Körper zugleich gesund seyn kann; und was ist der Stolz anders als Geschwulst? Aber es ist Zeit, daß ich meinen Brief schließe. Morgen früh reise ich nach Pohlen, und es ist schon bald Mitternacht. — Leben Sie wohl, ich bin ewig

Ihr

B*.

XXII.

Dresden, den 3. Jul. 1755.

Liebster Professor,

Ich denke noch immer an den Augenblick unsers Abschieds, und ich denke mit Vergnügen daran. Niemals habe ich lebhafter als damals empfunden, wie unthätig unser Verstand ist, wenn unser Herz in Bewegung ist; und ich bin niemals zufriedner, als wenn ich mich selbst recht lebhaft überzeugen kann, wie sehr ich Sie liebe. Glauben Sie nicht etwan, daß ich jemals daran gezweifelt; nein, dazu kenne ich mich zu gut, um so mißtrauisch gegen mich selbst zu seyn. Aber

das Vergnügen, dieses beständig von meinem Herzen zu erfahren, und dieses Verdienst in ihm zu erkennen, (denn eine seiner besten Eigenschaften ist gewiß die, daß es sie liebt,) macht, daß ich so genau auf alle seine Bewegungen Achtung gebe, als ob ich ihm gar nicht trauen dürfte. Wie gefällt Ihnen diese kleine Metaphysik des Herzens? Ich kann Sie versichern, daß sie eben so gewiß ist, als wenn ich sie auf lauter Grundsätze gebaut hätte; denn sie gründet sich auf meine Empfindungen, und diese sind doch gewiß wahr, wenn sie auch unrichtig wären.

Ich besinne mich in diesem Augenblicke, daß morgen Ihr Geburtstag ist, ein Tag, der unter den Großen frostigen Complimenten und unter den Niedern abgeschmackten Wünschen geweiht ist. Unter Freunden aber ist er der Empfindung und der Freude gewidmet. Darf ich Ihnen wohl erst sagen, wie groß und wie aufrichtig die meinige darüber ist? Ich kann hierbey eine Anmerkung machen, die mir gewiß Ehre bringt, die aber doch darum nicht minder wahr ist: nämlich, daß ich die ersten Verse, die ich jemals gemacht, der Freundschaft zu danken habe, so wie Corneille seine ersten der Liebe schuldig war. Erinnern Sie sich noch an die herzbrechende Ode, die ich vor vier Jahren auf Ihren Geburtstag gemacht, und die Herr S** corrigirt hat? Habe ich also nicht Recht, wenn ich mich mit Corneillen vergleiche? Und vielleicht war mein Trieb noch edler als jener,

ner, der Corneillen beseelte. — — — — —
Leben Sie wohl,

Ihr

B*.

XXIII.

An den Grafen M** von B*.

L. den 4. Jul. 1755.

Liebster Graf,

Ja heute ist mein Geburtstag, und ich danke Ihnen für Ihren lieben, freundschaftsvollen Brief. Erfreun Sie sich mit mir, daß ich noch lebe! Danken Sie der Vorsehung mit mir, daß ich so viel Ursachen habe, ihr zu danken. Wünschen Sie mir Gesundheit, wenn sie mir gut ist, und ein frohes Herz. Wünschen Sie, daß meine künftigen Tage, es mögen ihrer viel oder wenig seyn, Tage der Weisheit und Gelassenheit seyn mögen, daß ich bis an das Ende meines Lebens den Eifer, Gutes zu thun, fühlen und beweisen mag; daß ich unter dem Beyfalle der Welt nicht eitel, unter dem Tadel nicht klein, im Glücke nicht zu froh, und im Unfalle nicht zu traurig werden, die Liebe meiner Freunde als ein Glück genießen und als die Ehre des guten Herzens verdienen, daß ich Verstand und Tugend über alles schätzen und bewahren mag. Ja, mein liebster Graf, das gebe Gott!

Also

— Also habe ich schon acht und dreyßig Jahre gelebt, weit über die Hälfte des menschlichen Ziels und wer weis, wie weit über die Hälfte des Meinigen! Und ich sahe an alles, was unter der Sonne war, und siehe, es war alles eitel! Es soll aber auch eitel und unser Glück hier nie vollkommen seyn. Ich finde vielleicht in dem verfloßnen Jahre weniger Fehler von mir als in den vorhergehenden; aber ich finde auch viele glückselige Empfindungen des Herzens nicht mehr, die ich ehedem gehabt habe. Doch mein Leben hat tausend Spuren der liebreichen Vorsehung aufzuweisen, die ich verehre und noch weit mehr zu verehren wünsche. Ich hoffe auch auf die noch übrigen Tage das Beste von ihr und das Glück eines ruhigen Todes. Ich will meine übrigen Empfindungen heute noch mit der theilen, der ich das Leben schuldig bin. Also lassen Sie mich diesen Brief schließen, mich ihn mit dem Wunsche für Ihr Leben, für Ihr Glück, für die Erhaltung Ihres besten Ruhms, Ihrer Tugend, lassen Sie mich ihn mit dem Wunsche schließen, daß Sie das Beyspiel liebenswürdiger Sitten, daß Sie künftig der nützlichste und glücklichste Mann, der beste Vater, daß Sie stets der würdigste Freund, daß Sie mir noch im Tode Freund und Ehre seyn mögen!

G.

XXIV.

Dresden, den 12. August 1755.

Mein liebster Professor,

Sie haben mich so sehr verwöhnt, daß ich es für etwas außerordentliches halte, wenn eine Woche vergeht, in der ich keinen Brief von Ihnen bekommen habe. Glauben Sie indessen nicht, daß diese Gewohnheit, Ihre ordentliche Gewalt gleichgültig zu machen, auch bey mir ausübet, und daß Sie nöthig haben, sie zu unterbrechen, damit Sie mein Vergnügen vermehren. Ich bin nicht so ungerecht, daß ich Ihnen diesen Verdacht Schuld geben sollte, und Sie wissen zu gut, wie schätzbar mir alles ist, was von Ihnen kommt, als daß ich Sie erst davon versichern dürfte. Ja, was sehr sonderbar ist, meine Gewohnheit selbst vermehrt mein Verlangen nach Ihren Briefen, und ich darf sie niemals in der Anzahl erwarten, in der ich sie mit Ungeduld wünsche. Ich werde Ihnen also nicht sagen, daß ich mich itzt mehr als jemals darnach sehne; aber daß ich unendlich viel vermisse, dieß will ich Ihnen sagen.

Es ist wohl billig, daß ich Ihnen etwas von meiner Reise nach Frankreich melde, weil ich noch immer hoffe, daß Sie mich dahin begleiten werden. Allem Ansehn nach wird sie sehr bald vor sich gehn, und ich hoffe Ihnen morgen den Tag meiner Ankunft in Leipzig zu melden. Es ist mein wahrer Ernst, was ich Ihnen sage; und ich würde sehr

betrof-

betroffen seyn, wenn Sie mich nicht begleiteten. Richten Sie also immer Ihre Vorlesungen so ein, daß Sie sie in acht Tagen höchstens schließen können. Vielleicht bin ich schon in dieser Zeit bey Ihnen. Schreiben Sie mir aber erst noch einmal. Vielleicht schreiben Sie nicht so bald wieder an mich nach Dresden. Leben Sie wohl,

Ihr

B*.

XXV.

Antwort auf den vorhergehenden Brief.

Leipzig, den 13. Aug. 1755.

Liebster Graf,

Also wollen Sie noch nach Paris gehn? Ich verliere viel dabey; aber will ich nicht verlieren, wenn Sie gewinnen? Gebe es doch Gott, daß diese Reise alle Ihre guten Eigenschaften in ein noch größer Licht setze, daß Sie mit einer fruchtbaren Kenntniß der Menschen und der Geschäffte und mit dem ganzen Adel Ihres Herzens und Ihrer Sitten, zu Ihrem Glücke, zu dem meinigen, zur Freude und Ehre aller Ihrer Freunde zurück kommen mögen! Und wann wollen Sie wiederkommen? Ich hoffe der Segen Ihrer Freunde soll Sie allenthalben begleiten. Lassen

Sie

Sie mich, so lange Sie auf Reisen sind, im Geiste Ihnen täglich gegenwärtig seyn, und schreiben Sie mir Ihr ganzes Herz, alle Ihre Begebenheiten von Zeit zu Zeit auf. Hätte ich Gesundheit genug, so würde ich selbst mit Ihnen reisen. Aber so wird es genug seyn, wenn Sie sich meiner alle Tage erinnern und ich alle Tage für Sie bete. In der That wollte ich wünschen, ich könnte einige Monate aus Leipzig gehn. Sie wissen schon warum. Alle Hochachtung, die man uns erweiset, ersetzet doch nicht den Verlust einer gewissen Freyheit, zu der ich vor Andern geneigt, oder gewöhnet bin. Ich umarme Sie für Ihren letzten Brief, und erwarte bald nur zwo Zeilen von Ihnen, lieber Graf!

G.

XXVI.

Dresden, den 16. Aug. 1755.

Liebster Professor,

Sie werden mich nicht begleiten? Darf ich Ihnen wohl erst sagen, wie sehr mich diese Nachricht betrübt? Ich werde das Vergnügen dieser Reise nur halb fühlen, da ich es nicht mit Ihnen theilen kann, und ich brauche alle Mühe, mich von der Gewißheit dieser Nachricht zu überreden, so sehr habe ich mich darauf gefreut, daß Sie mein Reisegefährte seyn würden. Ich neh-

me indessen Ihr Anerbieten an, und ich würde Sie schon darum gebeten haben, wenn ich vermuthet hätte, daß ich es jemals würde anwenden können. Sie sollen der getreue Bewahrer aller meiner Begebenheiten, und meines Herzens selbst seyn. Wem könnte ich es sicherer vertrauen als einem Freunde, der es schon ganz besitzt? Ich weis gewiß, die Entfernung selbst wird nur ein neues Band unserer Freundschaft seyn, so wie mir diese zum Schutz und zur Ermunterung dienen soll. — — Ich kann Ihnen noch nicht den Tag meiner Ankunft bey Ihnen melden. Leben Sie wohl.

Ihr

B*.

XXVII.

An den Grafen M** von B*.

Liebster Graf,

Der erste Brief, den ich Ihnen nach Paris schreibe, soll kurz, soll nichts, als der Wunsch seyn, daß es Ihnen wohl gehn mag. Doch wohl gehen, das ist für mein Herz zu wenig gewünschet. Nein, es müsse Ihnen so wohl gehn, als es dem besten Herzen auf Erden gehen kann. Es müsse Ihnen keine von den Freuden fehlen, die der Hof nicht kennt, die der Weise in sich sucht, und in der strengen Herrschaft über sich selbst allein findet. Ja, mein liebster Graf, ein

solcher

solcher Wunsch ist der würdigste und größte, den ich für Sie weis; und wenn Ihr Herz Freude für Sie hat, so werden tausend Dinge für Sie Anmuth werden, die Andern gleichgültig sind, und hundert Beschwerlichkeiten Ihnen klein werden, die Andern unerträgliche Lasten sind. Gott gebe Ihnen, unter den Reizungen und Versuchungen des Hofs, Muth und Stärke, die wahre Hoheit der Seele zu behaupten! Und keine Stimme der Freygeisterey, kein angesehner Witz, keine falsche Ruhmbegierde mache Sie einen Augenblick in der Weisheit der Religion ungewiß! Bester Graf, wer uns diese nimmt, der nimmt uns Wahrheit und Gott, und mit beiden alles. Ich weis, wie gefährlich der Ort ist, an dem Sie leben, und ich müßte Sie nicht lieben, ich müßte kein gewissenhafter Mann seyn, wenn ich Sie nicht zur Behutsamkeit ermuntern wollte; so sehr ich auch weis, daß Sie ohne mich alles und mehr thun werden, als ich irgend einem Jünglinge von Ihren Jahren zutrauen kann; denn in meinen Augen sind Sie kein Jüngling, oder doch nur das Beyspiel der besten Jugend.

Und nun, theuerster Graf, will ich Sie fragen, wie es Ihnen in Paris gefällt, womit Sie sich vergnügen, womit Sie sich beschäfftigen? Sie lesen doch über Ihre gewöhnlichen Geschäffte fleißig? Ja wohl. — — — Auf diesen kleinen Brief soll künftige Woche ein desto desto größrer folgen. Dieses verspreche

ich Ihnen oder vielmehr mir selber, und bin der Ihrige

G.

XXVIII.

Paris, den 19. Oct. 1755.

Liebster Professor,

Ich bin schon vierzehn Tage hier, vier Wochen von Ihnen abwesend, und habe noch nicht Einmal an Sie geschrieben! Es scheint mir unmöglich, und doch ists leider allzuwahr. Ich hätte Ihnen gern unterwegens geschrieben, aber da konnte ich nicht; und da ich nach Paris komme, und alle Freyheit habe, meinem Verlangen zu folgen, warte ich vierzehn Tage, ehe ich es stille. In der That, ich bin ein sonderbarer Mensch! Sie werden mich vielleicht mit den Zerstreuungen entschuldigen, die sich überall in einer so großen Stadt darbieten; Ihre Gütigkeit läßt mich dieses erwarten. Aber auch diese Rettung bleibt mir nicht übrig; denn ich bin zu keiner Zeit meines Lebens weniger zerstreut und mehr in mich selbst zurückgezogen gewesen, als seitdem ich in Paris bin; und erst heute fange ich wieder ein wenig an, mich und meinen Geist, an dem ich fast verzweifelte, zu entwickeln. — Aber woher kömmt das, mein lieber Graf? Paris wird Ihnen doch nicht mißfallen? — Nein, liebster Professor, es gefällt mir vielmehr,

und mein Urtheil würde zu übereilt seyn, wenn ich es itzt ganz entscheidend darüber fällen wollte. Vielleicht wird es mir um desto mehr gefallen, weil ich nicht zu viel erwartet habe. Ich entdecke indessen schon viel Schönes, viel Vortreffliches, viel Thörichtes, viel Abgeschmacktes, und bitte täglich den Himmel um Augen, Beides zu unterscheiden und von einander zu trennen. Ich besuche fleißig die Frau von Graffigny, und habe Fontenellen, Marivaux und Düclos gesehn. Die erste besitzt wirklich den liebenswürdigsten Charakter, und man vergißt beständig bey ihr, daß sie eine Schriftstellerinn ist. Ich denke, ich werde ihr sehr wunderbar vorgekommen seyn; denn ich besinne mich nicht, daß ich nur zwey erträgliche Worte bey ihr gesagt habe, meistens aber gar nichts. Ich bin fleißig in der Französischen Komödie. Gestern war ich in dem Mahomed des Voltaire, wo ich wie ein Kind geweinet. Künftige Mittwoche wird man eine neue Tragödie von ihm aufführen, l'Orphelin de la Chine.

Den 24. Oct. — Es ist heute schon Freytag, und mein Brief ist noch nicht fertig? Glauben Sie indessen nicht, daß es mir wie Voitüren geht, der acht Tage über einem Glückwunsche schrieb. — Sie haben also vielleicht große Verhinderungen gehabt? — Das kann wohl seyn. Und wenn ich Ihnen sagte, daß ich dem Könige vorgestellt worden, der Königinn aufgewartet, kurz den ganzen Hof gesehn und besucht habe; sind das nicht wichtige Hindernisse? Ich habe überdieß mein Quar-

tier verändert, und ein Gefängniß mit einem andern vertauscht. — Ich habe die oberwähnte Tragödie gesehn. Sie hat schöne Stellen, ist gut geschrieben, thut aber wenig Wirkung. — — —
O könnten Sie mir nicht mit einer Gelegenheit den folgenden Theil des Grandison schicken? Ich meyne den siebenten. Ich würde Ihnen unendlich dafür verbunden seyn. Herr Wächtler läßt sich Ihnen empfehlen. Ich habe hier einen geschickten Kupferstecher, Ihren großen Verehrer, kennen lernen. Er heißt Wille, und ist mir Ihrentwegen gut. Was für ein glückliches Vorurtheil ist doch Ihre Freundschaft. Werden Sie mich auch nicht vergessen? Mir fehlt nichts in Paris als meine Freunde. Wenn ich auch meinem Vaterlande nichts als diese schuldig wäre, wie groß wäre nicht schon meine Verbindlichkeit! Grüssen Sie sie alle in Leipzig, und lieben Sie stets

Ihren

B*.

XXIX.

Antwort auf den vorhergehenden Brief.

Leipzig, den 24. Nov. 1755.

Theuerster Graf,

Alles, was in Ihrem ersten Briefe aus Paris steht, hat mich gerührt; alles ist mir wichtig vorgekommen, entweder weil es Sie angieng, oder

weil

weil Sie mirs sagten, mir von Paris aus sagten, mir nichts sagen können, was ich nicht mit Vergnügen lesen sollte. Also werden Sie fragen, haben Sie es mit Vergnügen gelesen, daß ich die erste Zeit über so tiefsinnig in Paris gewesen bin? Ja, das hat mich erfreut. Ein leeres Herz würde gleich eingenommen, gleich entzückt und hingerissen worden seyn. Aber Ihres waffnete sich erst mit Ernst und Nachdenken, um sich der Freude desto ruhiger und sichrer zu überlassen, um sie zu wählen und nicht um sie blindlings zu verfolgen. Ich glaube, die meisten jungen Herren, wenn sie nach Frankreich gehn, gleichen den Schatzgräbern. Sie nehmen die Begierde, Vergnügen und Wunder zu finden, für die Gewißheit an, daß sie sie finden werden, und betrügen sich einige Zeit durch ihre süßen Vorstellungen.

Sie sprechen die Frau von Graffigny oft. Eine neue Freude! Bey dieser würdigen Frau müssen Sie, wenn Sie anders liebenswürdiger werden können, es gewiß werden. Ihr Umgang wird Ihnen ein sichres Gegengift wider die Gefahr der großen Gesellschaften seyn. Ich trage es Ihnen auf, ihr in meinem Namen die Hand recht feyerlich und ehrerbietig zu küssen; und wem könnte ich es lieber und zuversichtlicher auftragen? Eben diese Commission gebe ich Ihnen noch einmal an Madame Wille. Sie hat mich mit der Cleopatra beschenket, und mir mit Bleystift etwas Angenehmes unter das Kupfer geschrieben. Auch ihren Mann versichern Sie aller meiner Freund-

schaft. Ich bin sein Bewundrer und Verehrer, und stolz, daß er ein Deutscher ist. — — Herr Wächtlern *) wünsche ich Glück zu Ihrer Bekanntschaft, und überlasse Sie ihm itzt mit der Bedingung, daß er Sie binnen anderthalb Jahren gesund und zufrieden, unter dem Beyfalle der Klugen, wieder zurück bringt, und zuerst zu mir. Das versteht sich. Zu seiner kritischen Nachricht vom Theater habe ich noch Niemanden; denn wenn ich sie ihm nicht gut schaffen kann: so will ich sie ihm lieber gar nicht schaffen. — — Neues aus Sachsen, aus der Welt Ihrer Freunde, liebster Graf, weis ich nichts. — So leben Sie denn wohl, bester Graf, lieben Sie mich, schreiben Sie mir, lieben Sie sich, und bedenken Sie, wie viel Ihre Freunde, wie viel Ihr Vaterland von Ihnen erwartet, und ich mir und der Welt von Ihnen verspreche.

N. S. Wenn ein Auszug aus dem Looſe in der Lotterie gemacht werden sollte: so sagen Sie Herrn Wächtlern, daß er die letzten Scenen, wo Caroline ihrem Geliebten das Loos giebt, wegläßt, und die Handlung da endiget, wo die Frau Damon ihr das Billet zurück giebt. Man wird sonst sagen, daß der Geliebte, der in dem ganzen Stücke nicht vorkömmt, Deus ex machina, und die Handlung nicht gehörig geschlossen sey.

G.

XXX.

*) Dieser verfertigte damals die deutschen Artikel für das Journal Etranger. Anm. der Herausgeb.

XXX.

Paris, den 18. Dec. 1755.

Mein liebster Professor,

Erst Einen Brief von Ihnen; und es sind schon über zween Monate, daß ich von Ihnen entfernt und weit entfernt bin! Nur dieses ist hier die Ursache meines Kummers und meiner Unruhe. Sie sollten mir diese Entfernung wenigstens vernähern, indem Sie mir, so oft als es Ihnen möglich wäre, ich sage nicht, so oft als ich es wünsche, schrieben. Ich bin itzt mit diesem Lande ziemlich zufrieden. Ich habe Freunde, Umgang und Gesellschaften gefunden. Aber ich bin nicht bey Ihnen! Der erste und letzte meiner Gedanken bey allem Vergnügen, das ich hier genieße, geht stets Sie, Ihre Gütigkeit für mich, die Vortrefflichkeit Ihrer Werke, Ihren persönlichen Charakter an; und ich bin nie zufriedner, als wenn man mir von allem diesen Rechenschaft abfordert. Sie sind hier so sehr bekannt und verehrt, als an keinem Orte, wo man Deutsch redet. Welcher Ruhm für Sie und welche Zufriedenheit für mich! Die Frau von Graffigny, die mir Ihre Stelle ersetzt, in so ferne es eine Person von ihrem Geschlechte thun kann, schätzt Sie unendlich hoch, und fragt mich oft, ob ich keine Nachricht von Ihnen erhalten, und ob Sie sie nicht hätten grüßen lassen. Sie verdient alle Ihre Hochachtung. Sie verbindet mit einem

richtigen, aufgeklärten und ungezwungenen Verstande, (einer so seltnen Eigenschaft besonders bey dem Frauenzimmer) die Redlichkeit des tugendhaftesten Mannes, die Bescheidenheit des unbekannten Verdienstes, und die Munterkeit und Heiterkeit einer jungen Person von zwanzig Jahren. Sie steht hier in dem Rufe, den man nur erwirbt, wenn man tugendhaft und weise ist, und stets den Witz zur Beförderung der Tugend anwendet. Sie ist meine wahre Freundinn, und nach Ihnen weis ich Niemanden, den ich mehr liebe und verehre. Sie ist hier die Bewunderung der Vornehmsten, mit denen Sie als eine Frau von Stande umgeht, das Vergnügen der Vernünftigen, die sich nach ihrem Umgange sehnen, und das Muster aller, die sie auch nur weitläuftig kennen. Ich habe ihr hier die Bekanntschaft mit einem gewissen Chevalier d'Arc verschafft, dem Verfasser der Lettres d'Osmann. Auch dieser ist einer von denen, die ich wegen ihres Umgangs suche, und wegen ihres Herzens verehre. Er ist ein natürlicher Enkel von Ludwig dem Vierzehnten, ein Mann, der mitten in dem Kriege niemals die Liebe zu den Wissenschaften verloren hat, der durch verschiedene Unfälle kein großes Glück in diesem Stande gemacht, und der sich den Wissenschaften und einigen Freunden itzt ganz gewidmet hat. Unsere Freundschaft hat sich ohngefehr so angefangen, wie die mit Herr Cramern. Er hat mir gesagt, daß er einen Zug gegen mich fühlte, und mir eine ordentliche Liebeserklärung gethan, die ich mit dem

größten

größten Verlangen angenommen habe. Es hat uns Niemand als Sie zum Mittler dabey gefehlt. O! wenn Sie wüßten, wie oft ich an Sie denke, wie oft ich Sie wünsche! Sie würden mich vielleicht bedauren, meine Wünsche erfüllen, und Ihren Schüler, Ihren Freund, Ihren Verehrer, in Paris besuchen. Er verdient noch einen Theil von Ihrem Andenken, weil er Sie so sehr liebt. Ich kenne hier viel Gelehrte, viel große Häuser und noch mehr Thoren. Ich habe das Glück, diese vermeiden zu können, in jenen gelitten zu seyn, und die ersten zu unterscheiden. Düclos ist ein liebenswürdiger Mann; aber nicht wie Sie. Er ist heftig, auffahrisch, aber edel und groß in seiner Aufführung, wie Sie. Ich kenne Racinen, Marivaux, Saintfoix, den Präsident Henault. Ich werde Ihnen bald mehr von diesen Herren sagen. Heute will ich mich nur für Ihren kurzen Brief, den Sie mir durch den Herrn von M** zugeschickt, bedanken. Ich bitte Sie, mir bald wieder zu schreiben. Denn Ihre Briefe sind mir so nöthig als einem Durstigen der Trunk. Ich lese viel Deutsch, übersetze die Tragödie von Cronegken, verkürze viel Stellen, verändere manche, und dieß alles für die Frau von Grafigny. Sie sind nicht mit der doppelten Erscheinung des Medon zufrieden; ich sollte doch meynen, daß sie zu entschuldigen wäre. Die Entwickelung ist unstreitig schön, aber viele Unterredungen sind zu lang. Ich habe, (werden Sie es wohl glauben?) hier den Entwurf zu einer Komödie gemacht.

Wenn ich ihn jemals ausführe, so sollen Sie sie zuerst sehen. Ich sage hier allen Menschen, daß Sie mein Lehrmeister sind, und daß ich Ihnen alles schuldig bin, was ich weis, und was ich jemals wissen werde. Ja ich bin Ihnen noch viel mehr schuldig. Denn auch die Liebe zur Tugend, wenn ich anders glücklich genug bin, ihr stets zu folgen, ist Ihr Werk. Wenn Sie mit diesem Geständnisse zufrieden sind, so dürfen Sie mich wenigstens nicht für unerkenntlich halten. Man beneidet mich meistens, und wünschet mir Glück, so oft ich es thue, und ich thue es oft. Fahren Sie ja fort, mich zu lieben. Ich weis kein größeres Unglück, das mir widerfahren könnte, als den Verlust Ihrer Freundschaft. Leben Sie wohl. Ich bin ewig

Ihr

XXXI.

Antwort auf den vorhergehenden Brief.

Leipzig, den 14. Jan. 1756.

Liebster Graf,

Ihr Brief hat mir die ersten heitern Stunden in dem neuen Jahre geschenket; und wie kann ich erkenntlicher seyn, als wenn ich ihn in eben den frohen Stunden beantworte, die ich Ihnen zu dan-

ken habe? In der That, Sie lieben mich zu sehr, und Sie sagen mir dieses viel beredter, als ichs Ihnen von meiner Seite sagen kann.

Ich, liebster Moritz, sollte Ihnen in Paris Ehre machen? Sie, vielmehr Sie, machen mir, wenn Sie so rühmlich fortfahren, selbst noch bey der Nachwelt Ehre. Sie nennen sich meinen Schüler; vielleicht werde ich mich bald in manchen Dingen den Ihrigen nennen müssen. Sie sagen mir, daß ich in Paris nicht ganz unbekannt bin; vielleicht mehr durch Ihre Freundschaft, die für mich spricht, als durch den Werth meiner Schriften. Die Frau von Graffigny ist mir gewogen; vielleicht weil sie von Ihrem Charakter vortheilhaft auf den meinigen schließt. Die Gewogenheit dieser weisen und würdigen Dame ist ein Geschenk, dafür Sie der Vorsehung nicht genug danken können. Ihr Umgang wird Ihnen das berufne Schild der Minerva werden, das vor allen Gefahren schützet. Eine glückliche Vorbedeutung bey Ihrem Eintritte in die Welt, daß Ihre erste Neigung auf eine tugendhafte Frau fällt; und die Liebe einer Graffigny auf Sie! Quod vero in C. Marii, suavissimi doctissimique hominis familiaritatem venisti, non dici potest, quam valde gaudeam: qui fac ut te quam maxime diligat. Mihi crede, nihil ex ista provincia potes, quod iucundius sit, deportare. Diese Stelle des Cicero an seinen Trebatius können Sie, des verschiedenen Geschlechts ungeachtet, sicher auf die Graffigny deuten. Da sie so viel Freundschaft für Sie hat,

da

da sie Ihnen Dienste für das Herz erweisen wird, die unschätzbar sind: so hat sie mich schon so sehr verpflichtet, daß ich ihr noch ewig dafür danken will. Was ist ein geistreiches und tugendhaftes Frauenzimmer für eine Wohlthat für beide Geschlechter! — Auch Ihren Herrn von Arc versichern Sie aller meiner Hochachtung. —

Ihre Komödie, liebster Graf! Eine Komödie — Ist das möglich? Cronegken übersetzen und verbessern! Ist das möglich? Mich nach Paris rufen, der ich kaum nach Weissenfels reisen kann! Ist das Ihr Ernst? Und dennoch, wenn Jemand in der Welt mich verführen könnte: so wären Sie es und die Frau von Graffigny. — Wer klopft? Ihr Bedienter öffnet die Saalthüre, erschrickt, fällt zurück in das Zimmer, schreyt: Der Herr Professor Gellert! Indessen zittert der Herr Professor in das Zimmer hinein und der Graf — —? Der Graf in der ersten Bestürzung will seinen Augen nicht trauen, und doch auch der Erscheinung nicht widersprechen. Er nähert sich mir — und ich weine ihm Gruß, Segen, Freundschaft, alles entgegen. Endlich ziehe ich den siebenten Theil des Grandison aus der Tasche heraus und sage: diesen überbringe ich Ihnen persönlich, persönlich, liebster Graf. O! wie geht es Ihnen in Paris? Hier fodre ich einen Stuhl, weil ich merke, daß mich meine Füße in meinen Freuden nicht mehr halten wollen. — Zärtliche Scene — Beschreibung der ersten Gespräche — Was Paris für einen Eindruck in

mich

mich macht — Zusammenkunft mit der Frau von Graffigny — Der Fremde hat alles gesehn, will wieder zurückreisen — Trauriger Abschied u. s. w. Füllen Sie diese Züge aus. — Leben Sie unaufhörlich wohl. Ich umarme Sie, und bin zeitlebens

Ihr

G.

N. S.

Indem ich diesen Brief nach Dresden abschicken will, erhalte ich das Journal Etranger vom November. Die Kritik über die Betschwester hat mich nicht sehr vergnügt. Herr Freron urtheilet, ohne das Stück ganz gelesen zu haben, und ohne Deutsch zu verstehen.

1. Die Betschwester ist nicht scheinheilig, wenn sie auf Pfänder leiht. Es ist ein Zug ihres Geizes, und um ihren Geiz zu verdecken, nennt sie das vor der Gesellschaft einen Liebesdienst, was die Andern nicht wissen sollen.

2. Der Charakter der Betschwester ist, nach meiner Meynung, so sehr gezeigt, daß er ekelhaft werden würde, wenn er noch mehr gezeigt würde. Und welches sind die Gesichtspunkte, aus denen es noch geschehen könnte? Herr Freron muß wissen, daß in einem Auszuge tausend kleine Striche des Charakters verloren gehn.

3. Der erste Act enthält die Exposition. Aber der Zuschauer ist immer noch begierig gemacht worden, zu erfahren, ob die Betschwester ihre

Töchter

Tochter weggeben wird, die sie aus Geiz, wegen der Aussteuer, nicht gern weggeben will. Sie hat es gezeigt. Lorchen sagt es am Ende des ersten Acts. Der Knoten ist also durch den Act angelegt: weil die Richardinn der Tochter 10000. Rthlr. mitzugeben versprochen, und sie es bereut, und doch auch den Freyer nicht gern verlieren möchte; was wird sie thun? Ferner: was wird Herr Simon thun, dem Christianchen nicht gefällt? Hat er schon einmal sich entschließen können, sie nicht zu begehren; vielleicht bestimmt ihn ein Umstand, daß er gar von ihr abgeht. Dieß ist die Anlage zu seiner Veränderung im andern Acte.

4. Christianchens Charakter aus der Mutter ihrem herzuleiten, wäre angegangen, und war deswegen doch nicht nöthig.

5. Lorchen hätte sich freylich stellen können, als wollte sie Simonen nehmen, das ist auch wahr; aber so wäre vielleicht vieles von dem Freundschaftlichen dieser beiden Mädchen verloren gegangen, wenigstens wäre die Entwickelung für die Zuschauer nur eine Theaterbelustigung geworden, wenn sie ihre Verstellung gewußt hätten. Doch diesen Punkt will ich nicht hartnäckig behaupten.

6. Das Rachgierige fehlt dem Charakter der Betschwester, deucht mich, nicht ganz. Warum schimpft und schmäht sie auf Simon? auf Lorchen? Warum redt sie Böses von ihrer eignen Tochter? Sollte Herr Freron das Stück gelesen haben? Ich zweifle sehr. Daß mehr Leben und Feuer darinne seyn könnte, oder sollte, gebe ich zu. Es ist mir

auf

auf dem Theater selbst so vorgekommen. Indessen tadelt Herr Freron doch bescheiden, wenn er gleich mit der Flüchtigkeit eines Franzosen tadelt. Sein Tadel ist wahrscheinlich, wenn er gleich nicht Wahrheit genug hat. Mir kann er nicht ganz lieb seyn, wenn ich ihn gleich ertragen kann. Er scheint einer kleinen Monarchie der Kritik über die Werke der fremden Nationen sich anzumaßen. Er tadelt also, ohne daß ers will und weis, vielleicht aus Stolz und aus Vorurtheil für seine Nation. Ich wollte, daß ihm Herr Wächtler nichts mehr von meinen Arbeiten gäbe. Er wird in eben dem Tone fortfahren. So bald die Franzosen Deutsch verstehen: so müssen wirs uns gefallen lassen, daß sie von uns urtheilen; aber eher nicht.

XXXII.

Paris, den 17. Jan. 1756.

Mein liebster Freund,

Endlich bin ich glücklich genug Ihnen zu antworten. Jeden Tag, seitdem ich Ihren zweyten Brief erhalten, habe ich mirs vorgenommen; aber keinmal habe ich meinen Vorsatz ausführen können. Die Commission, die Sie mir an die Frau von Graffigny auftragen, habe ich treulich ausgerichtet. Sie küßte Ihnen gern wieder die Hand, wenn sichs für ein Frauenzimmer schickte. Setzen Sie indessen alles andere an die Stelle des

Hand.

Handküssens, das eben so viel bedeutet, und Sie werden noch nicht genug für ihre Hochachtung gegen Sie thun. Ich sage ihr beständig, daß Sie mein Lehrer und Freund sind, daß ich Ihnen alles zu danken habe, was ich bin und denke; und Sie liebt mich nicht wenig, Sie heißt mich Ihren Sohn. Viele Menschen in Paris wundern sich, daß ich sie kenne, und daß sie mich leiden kann; die meisten beneiden mich um ihre Bekanntschaft, und die Deutschen, die hier sind, halten mich für einen Sonderling, weil ich, zu meinem Glücke, nicht so bin wie sie. — Ihren Auftrag an Madame Wille habe ich noch nicht ausgerichtet. Ehestens aber soll es geschehn.

Ich habe neulich der ersten Vorstellung einer Tragödie beygewohnt, die keinen Beyfall gefunden hat. — Die drey ersten Acte über war alles ziemlich ruhig, bey dem letzten aber fing der Lärmen an. Doch ist er itzt bey weitem nicht mehr so groß, als ehemals. Das Stück heißt Astianax. Binnen acht Tagen hörte man von nichts als davon reden, so wie man vorher beständig von dem Erdbeben zu Lissabon geredet hat.

Ich habe itzt viel Bekanntschaften, und unter allen sind auch hier die Gesellschaften der Großen die unangenehmsten und langweiligsten. Das Spiel, die große Triebfeder aller ihrer Unterhaltung, setzt den Thor in gleiches Verhältniß mit dem Klugen, und oft hat jener noch mehr Verstand bey solchen Gelegenheiten als dieser. Die mittlern Gesellschaften, ich meyne die von Leuten,

die

die nicht bloß mit ihrem Stande, ihrem Anzuge, und selbst mit ihrem Müssiggange beschäfftigt sind, (und dieß sind leider die meisten Großen) diese sind allein die angenehmen und diejenigen, in denen es mir am besten gefällt. Das Frauenzimmer — ja das weis ich Ihnen nicht zu sagen — Ich habe wenig vernünftige gefunden. Die meisten von denen, die ich kennen gelernet, sind mit ihrer Person beschäfftigt; und wenn sie ja Verstand haben, so haben sie ihn doch selten so, wie gewisse Frauenzimmer bey uns. Es rühret wohl daher, daß die wenigsten eine gute Erziehung bekommen, sondern daß sie meistens die Welt eher sehen, als sie sie kennen. Die Mannspersonen schmeicheln ihnen und verachten sie. Die Frau von Graffigny (denn ich rede immer von ihr, wo ich nur kann) hat einige Anverwandtinnen, die sehr liebenswürdig sind. Die eine davon ist an einen Mann verheirathet, der einer der richtigsten und witzigsten Köpfe von Frankreich ist. Er hat noch nie etwas drucken lassen, ob er es gleich längst hätte thun können. — Ich kenne auch Herr Freron. Er hat nichts als ein Bischen Witz, viel Beissendes in seiner Art zu denken und sich auszudrücken, und ist sehr wenig geschickt, einen Richter der Schriftsteller abzugeben. — Es giebt itzt wenig wahre Genies in Frankreich, und die meisten, die hier schreiben, machen die Bücher, wie die Frauenzimmer die Knötchen. — Ich dächte, das wäre genug aus der gelehrten Welt. —

Wann, liebster Freund, werde ich von Ihnen wieder einige Zeilen bekommen? Wenn Sie wüßten, was für ein Trost Ihre Briefe für mich sind, zumal da ich so entfernt von Ihnen bin, wie oft würden Sie mir nicht schreiben! — Vergesse ich nicht mein Deutsch? Meine Schuld ist es nicht; denn ich lese fast nichts als deutsche Bücher. Ich habe den zweyten Theil von Cramers Predigten. Sie sind schön. — — — — — — —
Leben Sie wohl.

B*.

XXXIII.

Antwort auf den vorhergehenden Brief.

Leipzig, den 4. Febr. 1756.

Liebster Graf,

Gestern erhalte ich Ihren Brief vom 17. Januar, eben da ich den Fuß aus dem schwarzen Brete setzen will. Nun, dachte ich, ob du ihn wohl gleich den Augenblick läsest. Ich suche das Postgeld, gebe vor Freuden dem Briefträger etliche Groschen mehr, und berathschlage, ob ich ihn lesen will, ehe ich den Eingang des schwarzen Bretes verlasse; denn ich war im Begriffe zu Tische zu gehn. Ich breche das kleine Siegel auf, lese das Datum, und stecke den Brief hurtig und

mit

mit widerstehender Hand ein. Nein, sprach ich zu mir selbst, wenn du ihn itzt liesest, was willst du denn bey Tische lesen? Lies ihn nicht, gehe geschwind, so hast du die Freude bey der Mahlzeit, und so wird dir der Weg nicht halb so lang werden. Nun laufe ich, was ich kann. Endlich bin ich mit meinem treuen Gefährten, den Herrn von Bosen, vor dem Haukischen Hause. Er verläßt mich. Ich gehe die erste Treppe schnell, schnell hinauf. Bey der zweyten greife ich schon in die Tasche. „Ein Wenig, nur etliche Zeilen willst „du lesen.“ Ich las die erste Seite. Es kam ein Hund und zopfte mich bey dem Pelze, ich that ihm nichts. Es kam eine Magd und sah mir in den Brief, ich that ihr auch nichts. Ich las immer herzlich fort, las langsam, als ob es unleserlich geschrieben wäre, und konnte doch alles sehr gut lesen. Es kam ein Kaufmann, der im Hause wohnet: „O das ist gewiß die heutige Lotterieliste, ist das „große Loos heraus?“ Ich antwortete ihm nichts, schüttelte den Kopf, gieng im Lesen eine Treppe höher, und war immer noch auf der ersten Seite, und freute mich, daß ich nicht weiter war, und überlegte, was auf den übrigen drey Seiten stehen und wie gut mir das erste Glas Wein schmecken würde, wenn ichs mit Ihrem Briefe in der Hand tränke, und Sie in Ihrer heitern, sanften, unschuldigen, denkenden Miene dazu dächte. Man setzte sich zu Tische, ich aß die Suppe, erwartete den Wein nicht, sondern las den ganzen Brief durch, ohne zu hören und zu sehen. — Ja, liebster und

vortrefflicher Graf, ein Vater, dem sein Sohn nach zehn Jahren das erstemal aus der Fremde schreibt, kann nicht freudiger seyn, als ich war. Ich übertreibe es nicht, liebster Moritz, meine ganze Seele geräth in Bewegung, wenn ich einen Brief von Ihnen lese. Redt Ihr Herz, so lebt das meinige auf. Redt Ihr Verstand, Ihr Witz, so regt sich der meinige. Erzählen Sie mir, so bin ich gegenwärtig, wo auch die Scene ist. Kurz, wenn Ihnen meine Briefe, wie Sie sagen, Trost sind: so sind mir die Ihrigen nichts geringers. Ich soll Ihnen oft schreiben? Und o schreibe ich Ihnen denn nicht oft? Ist dieses nicht seit kurzem der dritte Brief, und sind nicht meine Briefe ihrer Länge nach Tractate, wenn sie gleich leere Tractate sind? — — — — — — — — — — — — — Die Fürstinn Frau Mutter von Z*, eine Dame von ungemeinem Geiste und Verstande, hat mich auch zu ihrem Correspondenten gemacht. Sie schreibt französisch, ich deutsch. Viel Ehre für mich, werden Sie denken. Allerdings, aber ich denke doch: Bene qui latuit, bene vixit. Keine Ehre, kein Beyfall der Welt, kein Zeitungslob; nichts als das Bewußtseyn seiner Pflicht macht ruhig; nichts als die befolgte Regel der Religion macht glücklich und stärket die Seele. Der alte R**, der in seinem sonst heitern Alter itzt in eine gewisse Schwermuth verfallen ist, und den ich oft besuche und tröste, ist meinem Herzen, wenn es noch so sinnlich krank ist, eine heilsame Arzney. Wenn ich nun,

denke

denke ich, König der Welt und der Liebling aller Sterblichen wäre, und meine Seele litte so: was wäre ich? Elender als der, der in der Sklaverey, durch harte Arbeit ermüdet, seinen Hunger mit schwarzem Brodte stillet, und sich tröstet, daß er ohne seine Schuld elend ist, und sich freut, daß er sich noch denken, daß er seinen Tod denken und hoffen kann. — — — — — —

Leben Sie wohl.

G.

XXXIV.

Paris, den 3. Febr. 1756.

Mein liebster Freund,

Ich bleibe allen Leuten die Antwort schuldig; und Ihnen antworte ich mit der größten Genauigkeit. Nicht bey Ihnen will ich mir das zum Verdienste anrechnen, aber doch bey mir selber mache ich mir eines daraus. Dieses müssen Sie mir erlauben, und ich darf ja wohl mit mir selbst zufrieden seyn, wenn ich Sie mehr als meine andern Correspondenten liebe. O! warum sind Sie doch in Leipzig, wann ich in Paris bin! So glücklich mein Schicksal auch ist, Ihre Freundschaft zu besitzen: so bitter ist es auch zugleich, so weit entfernt von Ihnen zu seyn! Was ist das Andenken für ein schwacher Genuß in Vergleichung mit der Gegenwart! Bey dieser lebt alles, alles sagt uns,

daß wir uns hochschätzen, daß wir uns lieben, jeder Augenblick ist eine neue Freude; wenn dort kaum einmal die ermüdete Einbildungskraft den Weg zu unserer Empfindung findet. Gewiß Sie sollten eine Reise nach Paris thun. Wenn ich Sie verführen könnte, so würde ich es hoffen, Sie hier zu sehn. — Ihre Briefe sind stets eine neue Stärkung für mein Herz, und eine neue Ermunterung zur Tugend. Sie werfen mir vor, daß ich Sie zu sehr liebe, und Sie verdienen weit mehr diesen Vorwurf in Absicht auf mich. Aber hören Sie ja deswegen nicht auf ihn zu verdienen, und lassen Sie mir allein die Sorge, Sie davon zu befreyen. — Ich habe der Frau von Graffigny noch nicht alles sagen können, was Sie mir an sie aufgetragen. Der Chevalier d'Arc wird Ihnen selbst schreiben, und sich für Ihre Gewogenheit gegen ihn bedanken. Täglich vermehrt sich die Zahl meiner Bekanntschaften. Die Zeit vergeht mir hier ziemlich geschwinde. Des Morgens gehe ich viel zu Fuße, besuche meine Freunde, esse fast täglich auswärts, gebe alsdenn Visiten, und gehe, um den Tag würdig zu beschließen, zu einem Prinzen oder zu einer Prinzessinn vom Geblüte. Dieß ist ohngefähr das Leben der meisten Einwohner in Paris. Meines ist nicht ganz so. Ich lese noch zuweilen, denke fast immer an Sie, und mache, wie Sie wissen, Eine Komödie, zwo Tragödien und drey Heldengedichte auf einmal. Meine Komödie ist noch nicht weiter als sie war, da ich Ihnen davon schrieb. Eine Komödie ist eine

schwere

schwere Sache. Lieber eine Tragödie, wenn man Verse machen kann. Ich habe immer vortreffliche Anschläge, aber ich führe sie nicht vortrefflich aus. Ich werde vermuthlich ein sehr philosophisch Werk von dem Charakter der Franzosen schreiben. Die Unternehmung ist nicht klein. Eine Nation beschreiben, die so bekannt ist, von der man schon so viel gesagt hat!

Allein ein edles Werk, ist nur für edle Seelen,
Und zur Unsterblichkeit, muß man nichts Leichtes wählen.

Man sieht noch immer in dieser Nation Spuren des guten Geschmacks, der Liebe zu den Wissenschaften und ihres vergangenen Glanzes. Sie ist freylich nicht mehr so fruchtbar an großen Geistern als im vorigen Jahrhunderte, dennoch aber bleibt ihr die Ehrfurcht für alles, was schön ist, der Eifer es zu kennen, und die Begierde es zu besitzen übrig. Der Geist der Untersuchung, der Philosophie, der eine Folge der schönen Wissenschaften ist, wenn sie wohl verstanden sind, und der so gefährlich wird, wenn er nicht mit vielen Gaben und einem hellen Verstande verknüpft ist, ist itzt die allgemeinste Eigenschaft dieser Nation. Der Thor glaubt ihn hier zu besitzen, weil er frostig und langsam denkt, und der Flüchtige glaubt alles gesehn, alles untersucht zu haben, wenn er von allen urtheilet und entscheidet. — Das Frauenzimmer bekümmert sich hier meistentheils nicht so sehr um die Wissenschaften, als man es glaubt. Die jungen sind nur damit beschäfftiget, wie sie gefallen

wollen, und die alten, wie sie am meisten und am sichersten im Spiele gewinnen können. Die Komödie ist fast die einzige Art, wodurch sie sich darum bekümmern, und auch diese besuchen die meisten nur, um gesehn zu werden. In Ansehung der Religion kennt man hier nur zween Gegensätze; entweder gar keine oder eine abergläubische Andacht. Das Vergnügen und die Zerstreuung verhindert die meisten, Religion zu haben, und die Einfalt oder der Ekel ist die Quelle der Andacht bey den Andern. — — — — — Ich habe heute die Madame Dubocage gesehn. Wieder ein Autor. Auf künftigen Sonntag esse ich bey dem Herrn von Reaumur. — Herr Duclos läßt sich Ihnen empfehlen. Ich besuchte ihn neulich des Morgens in einem garstigen Mantel, wie man früh auszugehn pflegt, und entschuldigte mich, daß ich mir diese Freyheit nähme. Mein Herr, sagte er, Sie dürfen sich nicht entschuldigen. Sie sind mir stets angenehm, und ich würde es Ihnen nicht sagen, wenn ichs anders meynte. Er ist von einer unnachahmbaren Offenherzigkeit, die ihm schon viel Feinde gemacht hat. Leben Sie wohl. Schreiben Sie mir bald wieder.

XXXV.

An den Grafen M** von B*.

Liebster Graf,

O wie lange habe ich Ihnen nicht geschrieben! wie lange haben Sie mir nicht geschrieben, und wie traurig sieht es seit unsrer unterbrochnen Correspondenz in unserm Vaterlande aus! Erwarten Sie keine Beschreibung unsers tragischen Zustandes von mir. Er ist, denke ich, der ganzen Welt bekannt. Wir sind tief gefallen, liebster Moritz, und ich weine über unser Schicksal, und sehe auf die Hand, die allein auch die allgemeinen Schicksale der Sterblichen lenkt, strafend und gütig. Nunmehr werden Sie Sachsen nicht sobald sehen mögen, und ich werde Sie nicht sobald zu sehen wünschen; denn sollen Sie ein Zuschauer unsers Elends seyn?

Ich bin von allen Seiten beängstiget. Schon einige Monate vor Michaelis ließ ich mich gezwungen in eine Autorarbeit ein, wie Sie aus der Beylage sehen werden; und erst gestern ist meine Arbeit, aber nicht meine Sorge, geendiget. Hier haben Sie also meine vermischte Schriften. Lesen Sie erst die Vorrede, liebster Graf, ehe Sie das Werk lesen, und so bald Sie es gelesen haben, so schreiben Sie mir Ihr Urtheil. Ich bin von allen Seiten geängstiget, habe ich vorher gesagt. Ueber die allgemeine Noth habe ich eine im Hause.

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

Aber was quäle ich Sie mit der Erzählung meiner Noth? Um etwas zu thun, daß ich weniger traurig werde, so will ich diesen Winter meine geistlichen Oden und Lieder ausbessern, und sie gegen Ostern unter diesem Titel herausgeben. Gott segne diese Arbeit! so thue ich gewiß etwas nützliches, das mich am Ende meines Lebens mehr erfreuen wird, als alle meine übrigen Arbeiten. Nun so leben Sie wohl und unaufhörlich glücklich. Dieß wünscht und gönnt Ihnen mein ganzes Herz.

Leipzig,
den 12. Novembr.
1756. G.

XXXVI.

Paris, den 12. Jan.
1757.

Mein liebster Professor,

Wie lange ist unser Briefwechsel nicht unterbrochen gewesen, und was für betrübte Hindernisse haben ihn unterbrochen! Es ist ohngefehr drey Wochen, daß ich Ihren Brief nebst der Beylage erhalten. Er hat mir seit vier Monaten die erste angenehme Nachricht aus Sachsen ertheilt, nämlich die Nachricht von Ihrer Gesundheit. Wie oft habe ich nicht an Sie gedacht, wie oft bin ich um Sie bekümmert gewesen, und wie oft habe ich Sie nicht bedauert! Es ist in der That ein Zusatz zu dem Schmerze, den ein jeder

Patriot

Patriot empfinden muß, ein Zuschauer des Unglücks seiner Freunde und seines Vaterlandes zu seyn.

Doch ich will Sie nicht länger mit einem Gegenstande unterhalten, der uns nur leider stets allzugegenwärtig ist, und an den wir noch denken werden, wenn er lange nicht mehr gegenwärtig seyn wird. Die Unsicherheit der Post und der Mangel an Gelegenheiten haben mir niemals erlaubt, binnen so langer Zeit nur einmal an Sie zu schreiben. Sie können leicht denken, wie nah mir diese Beraubung gegangen ist; und ich war eben Ihrentwegen in der größten Unruhe, als Ihr Brief ankam, und mich aus dieser Besorgniß zog. Ich könnte Ihnen also niemals genug dafür, bloß als Nachricht betrachtet, danken, selbst wenn Sie ihn auch nicht mit einem, mir so angenehmen Geschenke begleitet hätten. So undankbar diese Arbeit für Sie gewesen seyn mag, so nützlich wird sie für den Geschmack und besonders für alle junge Dichter seyn, die ihre ersten Versuche schon für Meisterstücke halten. Sie erfreuen mich unendlich mit der Hoffnung, Ihre geistlichen Oden bald zu sehen. Wie schön müssen sie nicht seyn! Vielleicht ist das die einzige angenehme Zerstreuung, die Ihnen bey diesen traurigen Umständen übrig bleibt; und wie angenehm wird sie nicht für die vernünftige und tugendhafte Welt seyn.

Itzt, mein lieber Professor, muß ich Ihnen eine der seltsamsten Begebenheiten erzählen, die Ihnen vielleicht die öffentlichen Nachrichten schon

werden gemeldet haben. Am fünften dieses, des Abends um halb sechs Uhr, hat ein Mensch, Peter Damiens genannt, aus der Provinz Artois gebürtig, die Frechheit gehabt, dem Könige von Frankreich zu Versailles einen Stoß mit einem Messer in die rechte Seite zu versetzen, mit dem Vorsatze ihn zu ermorden. Die Wunde ist zum Glück nicht gefährlich. Sie können sich leicht vorstellen, wie groß die Bestürzung und das Schrecken über dieses Unternehmen ist. Man weis noch nicht, wen man für den Anstifter dieser entsetzlichen That halten soll. Der Thäter ist gefangen und wird in einigen Tagen nach Paris gebracht werden. Hier haben Sie nun die Nation, die ihren König so übermäßig liebt. Welche hat sonst Ravaillacs und Clements erzeugt? Dieß letztere Verbrechen wird ein großer Flecken in der Geschichte dieses Volks und besonders in diesem Jahrhunderte bleiben. Wie fruchtbar ist nicht unsere Zeit an entsetzlichen und abscheulichen Begebenheiten! Wie sehr beweisen sie nicht den Grundsatz, daß die Menschen zu allen Zeiten und in allen Umständen noch immer Menschen bleiben! Leben Sie wohl, mein liebster Professor. Der Himmel gebe, daß sich unsere Verfassung bald ändere! Ich bin ewig

Ihr

XXXVII.

Leipzig, den 1. März 1757.

Liebster Graf,

Heute, den ersten März, erhalte ich Ihren Brief vom 12. Januar, den ersten Brief seit sechs Monaten. Traurige Epoche! — „Und warum schreibt Moritz nichts? Er vergißt dich nicht, „das ist gewiß; aber sollte er unglücklich genug seyn, „sich selbst einige Zeit zu vergessen? Eben so wenig. „Und warum schreibt er doch auch nicht Eine Zeile?“ So habe ich mitten unter der Noth meines Vaterlandes oft zu mir gesagt. — Endlich kam Ihr lieber Brief, und aus diesem Briefe weis ichs sicher, daß Ihr Herz noch das vorige gute edelgesinnte Herz ist, und ich segne Sie, wie der Vater seinen entfernten Sohn, mit Thränen der Freude. — Meine vermischten Schriften, liebster Moritz, sind für unsre jungen Landsleute gewiß ein nützliches, wenn gleich nicht für die Welt das angenehmste Buch. — Und meine Oden und Lieder, an denen wird bereits gedruckt, und in vier Wochen hoffe ich, sind sie in Ihren Händen. — Neuigkeiten: Professor Glöckner, der wackre Mann,*) ist vor drey Wochen

*) Dieser Mann verdient auch nach seinem Tode noch dem Publico bekannter zu werden. Er war außerordentlicher Professor der Philosophie zu Leipzig, und einer von den seltnen Gelehrten, die mehr Werth als Namen haben. Sein vorzügliches Verdienst, durch

Wochen zu Mittage, gleich bey dem Schlusse eines Collegiums über das Evangelium Johannis, vom Schlage gerühret worden, und gegen Abend gestorben. Ich bin etliche Stunden vor seinem Sterbebette gewesen; aber er war und blieb empfindungslos und schlief sanft ein. — Unser Vaterland? — Ich will schweigen und beten. Leben Sie ewig wohl!

G.

XXXVIII.

durch welches sich seine Vorlesungen auszeichneten, war ein philosophischer Geist, nicht von der dürftigen compendiarischen Classe, sondern durch Nachdenken, Humaniora und Literatur gebildet, und mit eben so viel Geschmacke als Wissenschaft und Scharfsichtigkeit begabt. Sein noch größres Verdienst war sein Herz, voll exemplarischer, thätiger Frömmigkeit, Menschenliebe und einer Bescheidenheit, die ihn doppelt ehrwürdig machte. Er starb in seinen besten Jahren und für die Akademie viel zu früh. Ernesti ehrte ihn durch eine öffentliche Gedächtnißschrift; Gellert liebte und beklagte ihn vorzüglich; und seinen Freunden und Schülern wird er unvergeßlich bleiben. In mir, der ich fast zwanzig Jahre so glücklich war beides zu seyn, erwachte bey diesem Briefe sein Andenken so lebhaft, daß ich seinen Verdiensten und meinem eignen Herzen dieß öffentliche Geständniß der Hochachtung und Dankbarkeit nicht versagen konnte. Heyer.

XXXVIII.

An Ebendenselben.

Den vorhergehenden Brief vom 1. März begleite ich mit einem noch kürzern vom 28. März. Herr Reich geht nach Frankfurt und verspricht mir, von dar aus beyfolgendes Packet nach Paris sicher zu schaffen. Sie erhalten in demselben ein Exemplar meiner geistlichen Oden und Lieder. O wie werde ich mich erfreuen, wenn Sie diese Lieder mit Ihrem Beyfalle und zuweilen mit einer Ihrer frommen Empfindungen belohnen! — Gott gebe es!

Daß wir itzt viel leiden, daß ich und hundert wackere Leute keine Pension mehr bekommen, daß unsere Universität täglich mehr abnimmt, o das versteht sich. Ich könnte, wenn ich wollte, nach Copenhagen gehn, wo man mich bey der Erziehung des Kronprinzen zu brauchen gedenkt; allein ich, der ich bald vierzig Jahre alt, meines Lebens oft müde, zu vielen Verrichtungen gar nicht mehr lebhaft genug, und der Einsamkeit gewohnt bin, werde nicht gehn. Aber wenn Sie wieder in unser Vaterland zurück kommen: so will ich mir auf einem Ihrer Güter einen Platz der Ruhe und des Grabes ausbitten. Gay, der englische Fabeldichter, liegt in den Gräbern der Könige zu Westmünster; und Gellert ruhe, selig gestorben, in Martinskirchen! — Leben Sie wohl.

G.

XXXIX.

XXXIX.

Paris, den 30. May 1757.

Mein liebster Professor,

Ich bin Ihr großer Schuldner. Auf zween Briefe bin ich Ihnen die Antwort schuldig. Werden Sie mir verzeihen, oder vielmehr, werde ich mir selbst verzeihen? Doch itzt will ich mich bloß mit dem Vergnügen beschäfftigen, das mir Ihre Briefe verursacht haben, mit der Dankbarkeit, die ich darüber empfinde, und mit der unaussprechlichen Freude, die mir jede Versicherung Ihrer Liebe und Freundschaft erwecket. Ihre Oden und Lieder habe ich gelesen und bewundert. Sie sind überhaupt schön, aber einige darunter sind vortrefflich. Möchte ich Ihnen doch alle die Empfindungen ausdrücken können, die ich diesem Werke schuldig bin!

Werden Sie mir Cramers kleine Schriften und alle andern neuen deutschen Bücher bald schicken? Sie können sich das Vergnügen nicht vorstellen, das mir jedes deutsche Buch in Paris verursacht. Es ist ohngefähr wie das Vergnügen, das man über die Ankunft eines seiner Landsleute empfindet, und Ihre Schriften unterscheiden sich bey mir von den allgemeinen Empfindungen, welche gute deutsche Schriften in mir erwecken, wie sich ein Freund von einem bloßen Landsmanne unterscheidet. Paris ist nicht fruchtbarer an guten Schriften, als Sachsen mitten unter der Last und dem

dem Schrecken des Krieges. Man wird in einigen Tagen eine neue Tragödie aufführen, Iphigenie en Tauride, eine Handlung, zu der Racine schon den Plan entworfen hatte. Ich habe vor einigen Tagen von ungefähr mit dem Verfasser des Cleveland gegessen. Es ist ein angenehmer Mann, der nicht den Fehler der meisten vermeynten witzigen Köpfe hat, die stets reden und niemals zuhören. Der französische Witz muß viel von seinem Glanze seit einiger Zeit verloren haben; denn nach einer wahrhaftig liebenswürdigen Frau ist nichts seltner, als ein witziger Kopf, der nicht durch sein vieles Reden entweder beschwerlich, oder durch sein wichtig stolzes Stillschweigen unleidlich wäre. Der Geist der Philosophie, so nennt man die Trockenheit und Armuth des Verstandes, hat fast alle Anmuth und Leichtigkeit aus den Gesellschaften vertrieben. Ein jeder will itzt untersuchen, erforschen, und die Quellen und die geheimsten Triebfedern von allem entdecken. Die Meynung, diese Königinn der Welt, ist es insbesondere in dieser Stadt.

Wann werde ich Sie wieder sehn? Möchte es doch eher geschehn, als ich es hoffe und vermuthen darf. Werden Sie mir bald wieder schreiben? Verdiene ich auch nach einer so späten Antwort Ihre fernere Güte? Aber wer sieht bey seinen Wünschen auf sein Verdienst zurück? Leben Sie wohl mein liebster Professor. Ich bin ewig

Ihr

B*.

XL.

Paris, den 4. Jul. 1757.

Liebster Professor,

Ich muß Ihnen doch billig einige Nachricht von dem Erfolge des neuen Stückes geben, von dem ich in meinem letzten Briefe geredet habe. Iphigenie in Tauris hat den größten Beyfall erhalten, den nur immer ein Stück erhalten kann. Am Ende der ersten Vorstellung war das Parterre so entzückt, daß es mit Ungestüm den Autor zu sehn verlangte; und der gute Mann ist nicht mit Einemmale weggekommen. Bey der zwoten hat er ein ähnliches Schicksal gehabt; ein Fall, der sich noch niemals zugetragen. Ich wünschte, daß Sie dieses Stück sehen könnten. Sobald es gedruckt seyn wird, welches aber noch nicht sobald geschehen wird, werde ich es Ihnen schicken. Ich kenne den Autor. Er ist ein junger Mann von sieben und zwanzig Jahren, ein Freund der Frau von Graffigny, und sehr still und bescheiden. Die Scene der Freundschaft zwischen Orestes und Pilades, die Erkenntlichkeit zwischen dem ersten und seiner Schwester, und die Entwicklung oder vielmehr die Catastrophe sind Meisterstücke. Ich möchte Ihnen gern einige Stellen anführen, wenn ich nicht befürchtete, meinen Brief zu sehr zu verlängern. Eine kann ich doch unmöglich vorbeylassen, die als ein Exempel des Erhabnen dienen kann. Pilades ist von Iphigenien zum Opfer erwählt worden, und Orestes

stes soll abreisen, weil sie lieber den Orestes retten will, als den Pilades. Orestes, dem seine Vorwürfe, womit ihm die Götter bestraften, das Leben selbst beschwerlich machten, wendet alles an, seinen Freund zu bewegen, ihn an seiner Statt sterben zu lassen. Da sich dieser gar nicht ergeben will, so spricht Orestes: „Ich will der Priesterinn „erzählen, wer ich bin, und wen ich umgebracht „habe, ich will sie zwingen, mich aus Pflicht auf„zuopfern. Sollte sie aber alles das nicht bewe„gen: nun gut, so magst du sterben; aber ich „opfere mich selbst meiner Wuth auf;“ und dann sagt er, indem er auf seine Hände sieht:

Si cette main balance, o terre entrouvre toi,
Et Vous, qui m'entendez, o cieux, écrasez moi!

Ist dieser Gedanke nicht erhaben? Auch that er eine schreckliche Wirkung. Ich kenne kein Stück, das mehr Schrecken und Mitleid erweckt als dieses. Sie können leicht denken, daß keine Liebe darinnen ist, und dennoch interessirt es vom Anfange bis zum Ende, und immer mehr, je näher man dem Ende kömmt. Doch genug von dem Stücke, — Wann werden Sie mir doch alle neue deutsche Bücher schicken? Scheuen Sie keine Kosten für mich. Kann man sein Vergnügen wohl zu theuer bezahlen? — Vom Kriege? Nichts vom Kriege, liebster Professor. Der Himmel gebe uns bald glücklichere Zeiten! Leben Sie wohl.

XLI.

An den Grafen M** von B*.

Bonau, bey Weissenfels,
den 18. Nov. 1757.

Liebster Graf,

Lassen Sie sich mein Schicksal klagen. Seit den achtzehnten Julius bin ich außerhalb Leipzig. Erst gieng ich wegen einer Schlaflosigkeit und großen Trägheit des Geistes mit dem guten W** ins Lauchstädter Bad. Die erste verlor sich, aber ach! die andere nicht. Nach drey Wochen verließ ich das traurige Bad, und suchte meine Zuflucht in Bonau, um da vom Bade auszuruhen, und nach etlichen Wochen wieder in mein einsames schwarzes Bret zurück zu kehren; aber diese etlichen Wochen sind nun bis auf funfzehn gestiegen. Anfangs verwehrte mir die Furcht vor den öffentlichen Unruhen den Rückweg von einem Tage zum andern, und meine Freunde in Leipzig hießen mich auf dem Lande bleiben. Endlich kam eine noch dringendere traurige Ursache, deren ich mich, so sehr bin ich Mensch, am wenigsten versehen hatte. Ich war in Gedanken nichts als Rückreise, ich schrieb schon um einen Wagen, und achtete der drohenden Unruhen nicht weiter, als ich den vierten October in Meineweh von einem plötzlichen sanften Schauer überfallen wurde, dem mir unkenntlichen Vorbothen einer gewaltsamen Krankheit. Ich aß noch mit Hunger an diesem Abende; aber kaum war

ich

ich nach Bonau und in mein Bette: so kam Hitze, unerträglicher Kopfschmerz, und von der Stunde an eine recht tödtliche Hinfälligkeit. Hier lag ich bis an den dritten Tag ohne Arzt; denn ihm (D. Springsfelden aus Weissenfels) war der Weg zu mir durch den Krieg verschlossen. Aber Gott, der gütige Vater, wollte mich erhalten. Der Doctor, der, vier und zwanzig Stunden später, vielleicht ohne Hülfe gekommen wäre, kam noch an dem Tage, da die Ader geöffnet werden durfte. Ehe er ankam, war schon ein Balbier aus Naumburg, nicht für mich, nein seit vielen Tagen von dem Kammerherrn von Z** auf einen Tag, wenn er wollte, verschrieben, zugegen. Glücklicher Umstand! Warum fiel es diesem Manne nicht ein, eher oder später zu kommen? Der Doctor konnte also das einzige obgleich gefährliche Hülfsmittel, die Oeffnung einer Ader ohne Zeitverlust ergreifen, um einer tobenden Pleuresie zu wehren. Das Blut bewies ihm die Gewißheit der vermutheten Krankheit; ein schreckliches harziges Blut! Dieses geschah den siebenten October. Allein den 9. d. M. (oder den fünften Tag der Krankheit) ward ich so krank, daß ich mich meines Lebens begab, und mir noch in der Nacht das heilige Abendmahl reichen ließ. O liebster Moritz, was ist der Schritt in die Ewigkeit für ein feyerlicher, bebender Schritt! Welch ein Unterschied zwischen den Vorstellungen des Todes bey gesunden Tagen und am Rande des Grabes! Welcher Held muß da nicht zittern, wenn

ihn nicht die Religion, gleich einem Engel vom Himmel stärkt? Ich dachte zu sterben, und siehe, ich lebe noch durch die Güte Gottes. Wie werde ich dieses neu geschenkte Leben recht nützlich und dankbar anwenden? Wie lange oder kurz wird es noch dauern; und wenn es noch so lange dauerte, wie bald wird es gleich dem vorigen verschwunden seyn! —

An eben dem gedachten Tage minderte sich Nachmittags die Krankheit, und ich genoß ein unverhofftes Vergnügen, das für meine Empfindung fast zu stark war. W**, D. H** und H** besuchten mich, und brachten auch Springsfelden mit aus Weissenfels. Ich hörte diese Freunde mehr, als daß ich sie genau sehen konnte, und fühlte mich durch das Erquickende der Freundschaft so gestärkt, daß ich seit fünf Tagen das erstemal einen Bissen Brodt foderte. Auch dieser Besuch meiner Freunde war eine göttliche Wohlthat. Des Tags vorher war schon mein lieber Famulus angekommen, der mir sehr gedienet. Nach wenig Tagen sah ich auch Ihren würdigen Nachfolger, den Herrn von Bosen, der sich mitten durch die Husaren zu mir gedränget hatte. Ich stand bey D. H**s Ankunft in den traurigen Gedanken, daß mir der Aderlaß schädlich gewesen; und zum Glücke war noch das Blut aufbehalten worden. Er sah es, erschrack, umarmte Springsfelden vor Freuden, und versicherte mich, daß ich ohne die Oeffnung der Ader schwerlich würde haben leben können. Preisen Sie die gütige Vorsehung mit mir, lieb-

ster Moritz, der wir alles schuldig sind. Ich habe aus den Händen meiner gnädigen Wirthinn und Versorgerinn alles erhalten, was ein Kranker wünschen kann; alles ist für mich Mitleiden und Hülfe gewesen. Gott, was ist der Mensch, daß du sein gedenkest! — Ich übergehe die übrigen Tage der Krankheit, damit ich nicht ein medicinisches Verzeichniß statt eines Briefs aufsetze. Genug, liebster Graf, ich bin in der siebenten Woche nach der Krankheit so weit hergestellet, daß ich diesen langen Brief habe schreiben können; und wenn uns Gott Friede schenkte, hoffe ich bald in Leipzig zu seyn. Möchte Sie doch dieser Brief gesund und vollkommen zufrieden antreffen, und Ihnen Thränen der Freude abnöthigen! Möchte er mir doch bald eine Antwort von meinem so schätzbaren Freunde zuwege bringen! Gott beglücke Sie, theuerster Moritz, und bewahre Ihre Tugend, und gebe Ihnen langes Leben und allenthalben redliche Freunde, so wie mir. Ich liebe Sie mehr, als ich Ihnen sagen kann, und bin ewig der Ihrige

G.

XLII.

Paris, den 16. Dec. 1757.

Liebster Professor,

Ich habe zween Briefe von Ihnen. Den ersten hat mir Herr S*** nebst den Büchern, die Sie ihm für mich mitgegeben, einige Zeit nach meiner Zurückkunft aus Holland, zugestellt. Ich

danke Ihnen unendlich dafür. Aber wie groß ist nicht meine Verbindlichkeit für Ihren letzten Brief! O wenn Sie mich ihn hätten lesen sehn! Welche Unruhe bey den ersten Zeilen, und welche unbeschreibliche Zufriedenheit bey den letztern! Welche Glückseligkeit für mich bey der Entwickelung dieser rührenden Scene! Niemals habe ich deutlicher wahrgenommen, wieviel unsre Empfindung durch eine große Bewegung unsrer Seele gewinnt. Ich wußte es, daß ich Sie liebte. Ich fühlte mein Glück. Aber niemals habe ich es so lebhaft als beym Schlusse Ihres Briefes empfunden. Gott! in welcher Gefahr haben Sie sich nicht befunden, und wie glücklich sind Sie ihr nicht entgangen! Ich habe es meiner Entfernung von Ihnen zu danken, daß eine Begebenheit sich für mich in das größte Vergnügen verwandelt hat, die außerdem, wenigstens verschiedene Tage über, die größte Qual für mich würde gewesen seyn. Sie sind also völlig wiederum hergestellt? Darf ich noch daran zweifeln, nachdem Sie mir einen so langen entzückenden Brief geschrieben? Also hätte ich bald meinen würdigen Freund verloren? Ich zittere, wenn ich daran gedenke. Tausend glückliche Zufälle haben ihn der augenscheinlichsten Gefahr entrissen. O Vorsehung, welche neue Wohlthat! Erhalte ihn fernerhin zum Nutzen der Welt und zum Glücke seiner Freunde! Diese überstandene Krankheit, liebster Professor, wird ein neuer Zuwachs für Ihre Gesundheit seyn. Bis zum neunten October habe ich bey Lesung Ihres Briefes nicht

wenig gelitten. Aber sobald nur der einmal vorbey war, so wuchs meine Hoffnung und meine Freude. Ich habe das Vergnügen Ihrer Besserung vollkommen mit Ihnen getheilt. Itzt sehe ich Ihr Bette, umringt von Ihren Freunden, und mich mitten unter ihnen. Ihre Sprache ist zu schwach, sich mit uns zu unterhalten. Ihr Auge ersetzt ihre Stelle, und zeigt uns zugleich die überwundene Gewalt der Krankheit. Ich war in allen diesen Augenblicken bey Ihnen, und indem ich dieses schreibe, scheint mir Paris und Leipzig fast nur Eine Stadt zu seyn. — Ihr Wunsch ist erfüllt worden. Ihr Brief hat mich gesund angetroffen, und mir Freudenthränen abgenöthigt. Der Himmel gebe, daß ich niemals andere für Sie, liebster Freund, vergießen darf! — Hier ist also die Antwort, die Sie erwarten. Möchte sie Ihnen doch nur den geringsten Theil von den Empfindungen der Freundschaft und Zärtlichkeit abbilden können, mit denen mein Herz gegen Sie angefüllt ist. Wir sind itzt am Ende dieses Jahres, eines merkwürdigen Jahres voll schrecklicher Begebenheiten. Ich weis die Schicksale des künftigen nicht, aber so viel weis ich gewiß, daß ich Sie unendlich liebe, und daß weder Zeit noch Umstände hierinne die geringste Macht über mich haben. Sie wissen, es kann kein Glück auf der Welt seyn, das ich Ihnen nicht wünschte, so wie es keins giebt, das Sie nicht verdienten. Ich bin ewig

Ihr

XLIII.

An den Grafen M** von B*.

Bonau, den 22. März 1758.

Liebster Graf,

Ich habe viel Materie zu einem langen Briefe an Sie, wenn nur meine Brust auch Odem genug für den Schreiber hätte. Doch ich will nicht mit Klagen, ich will mit Danksagungen anfangen. Welche Freude haben Sie mir durch Ihren letzten Brief gemacht! Er ist die getreuste und feinste Copie Ihres ganzen guten vortrefflichen Herzens, und ich weis Niemanden von meinen jungen Freunden, der so schön schreibt, wie Sie. Sonst hatte ich zu Ihnen noch einen Cronegk, aber — — ja, guter Moritz, erfahren Sie es nur; denn mein Herz kann es nicht länger verbergen. Es blutet! Cronegk ist nicht mehr, unser Cronegk ist den ersten Tag in diesem Jahre, in der ersten Stunde dieses Jahres, uns entzogen worden; mir wahrscheinlich nicht auf lange Zeit, und doch hat mich sein Verlust tief gebeugt. Ich warf mich bey der ersten Zeitung von seinem Tode auf das Lager, wo ich wenig Wochen vorher meinen eignen Tod erwartete, und weinte. Der selige Jüngling! Die Blattern sind sein Tod gewesen, haben ihn an einem fremden Orte überfallen, und den neunten Tag getödet. Er hat sein Ende voraus gesehen und seinen Tod standhaft erwartet Wenige Tage vor seinem Ende hat er auf seinem Todbette

bette noch an verschiedene seiner Freunde in Anspach geschrieben, und zugleich selbst eine Verordnung aufgesetzet, in der ich seinen Geist mehr bewundre, als in seinen besten Gedichten. Nach dieser Verordnung wird seine Bibliothek verkauft, und die Summe in drey Theile getheilet. Einen erhält sein erster Hofmeister, der Hofcaplan Rabe, den andern Utz, der Dichter, und der dritte Theil soll einige Hausarmen erquicken. Der Bediente empfängt einige hundert Thaler, sein Glück zu machen. Mir hat er sein Portrait und seinen Ring zum Andenken hinterlassen. Dieses Bild eines geistreichen und frommen Freundes hängt itzt vor meinen Augen, und vertritt oft bey mir die Stelle einer lehrreichen und anmuthsvollen Schrift. Seine letzten Worte waren: Tod, wo ist dein Stachel; Hölle, wo ist dein Sieg? Gott sey Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christ! Nunmehr freut er sich der Unsterblichkeit, der Liebe und der Anbetung seines Gottes. Wir, theuerster Graf, wir sehen ihm in den Himmel nach, und folgen ihm auf der Bahn, auf welche er so rühmliche Fußtapfen eingedrückt hat. Ich hätte gern, als Dichter, ihn beweinet; aber in meinen itzigen Umständen ist dieses eine unmögliche Pflicht.

Der Major Kleist hat auf meinen vermeynten Tod ein Sinngedichte verfertiget, das für mich unendlich rühmlich ist, und über das hinaus nichts Großes mehr gedacht werden kann. Aber ach! ich

Unwür-

Unwürdiger! ich verdiene nicht die Hälfte davon; das sagt mir mein Herz laut.

Als jüngst des Todes Pfeil, o Gellert, dich getroffen,
Klagt ich und weint und sah den Himmel plötzlich offen,
Auch den belebten Raum der weiten Welt sah ich:
Die Erde weinete, der Himmel freute sich.

Als ich die erste Hälfte der letzten Zeile las, so erschrack ich schon nicht wenig; aber Gott! wie zitterte ich, als ich weiter las: der Himmel freute sich! Ich weinte, daß ich dieses Glücks nicht würdig war, und fühlte den göttlichen Reiz der Tugend und mein Nichts in Einem Augenblicke. Sie, liebster Graf, können sich diesen Lobspruch ganz verdienen, und nach meiner Liebe gönne ich Ihnen denselben. Die Erde weinete! ein großes Glück, ich gestehe es; aber doch ein ungewisses und zweifelhaftes Glück, das großen Seelen im Tode nicht allezeit folgt. Der Himmel freute sich! Welch Glück, das keine Erklärung leidet, das nur gefühlt werden will, und das doch jeder edlen Seele gewisses Glück und heilige Ehrbegierde ist. Ihr Glück, Ihr Ruhm, mein Graf, und einst Ihr ganzer Lebenslauf! —

Kleist steht seit dem Anfange des Kriegs in Leipzig bey der Garnison, und ist auch den Sitten nach ein liebenswürdiger Mann. —

Bach, der Kammermusikus in Berlin, hat, wie ich höre, alle meine geistlichen Lieder componiret, und sie sollen für die Kenner vortrefflich gesetzet seyn. —

Der

Der Kodrus des seligen Cronegks hat nach seinem Tode den in der kritischen Bibliothek aufgestellten Preis erhalten. Im versiegelten Zeddel hatte sein Name nicht gestanden, sondern nur dieses: Wenn Kodrus den Preis erhält, so können ihnen die Austheiler zum Besten Andrer anwenden.

Ich bin noch hinfällig und habe wenig Odem. Aber Gott wird helfen. Er beglücke Sie immerdar! Leben Sie wohl.

G.

XLIV.

Paris, den 6. Jun. 1758.

Mein liebster Professor,

Wie groß ist nicht das Vergnügen, das mir Ihr Brief verursacht! Wenn ich ihn so oft beantwortet hätte, als ich ihn gelesen: o wieviel Antworten würden Sie nicht schon erhalten haben! Sie sind stets der edle, geistreiche, vortreffliche Freund, der Sie jederzeit gewesen. Ich wundere mich nicht über diese Unveränderlichkeit, wenn ich anders so reden darf; aber ich freue mich darüber, mehr als ich Ihnen sagen kann. Wenn ich bisweilen bedenke, wieviel vortreffliche Eigenschaften des Herzens und des Verstandes Sie in Ihrer Person vereinigen, so erstaune ich weniger über die große Anzahl mittelmäßiger Geschöpfe. Die Natur ist nicht verschwenderisch mit ihren Gaben. Welch Glück, Ihre Freundschaft zu besitzen, und

wie

wie großmüthig ist es nicht von Ihnen gehandelt, sie auch an Personen zu schenken, deren größtes Verdienst darinnen besteht, daß sie Sie unaussprechlich lieben. Dieses Verdienstes bin ich vorzüglich gewiß, und Sie lieben mich zu sehr, als daß Sie mir es absprechen sollten. Wie vortheilhaft überhaupt zeigt mich Ihnen Ihre Freundschaft nicht! Welch ein gütiger Beurtheiler, welch ein gelinder Richter! Wie viel gewinne ich nicht dabey, aus diesem Gesichtspunkte von Ihnen betrachtet zu werden! Ich beweine noch immer den lieben Cronegk, und seufze zugleich über das entsetzliche Uebel, das mir schon die meisten meiner Bekannten entrissen hat. Ich habe Sie ersuchet, mir bey Gelegenheit seine gedruckten Werke zu überschicken. Wenn sich eine ereignen sollte, so würde ich Ihnen unendlich für diese Gefälligkeit verbunden seyn..

Es erscheinen itzt wenig witzige Schriften in diesem Lande. Der Geist der Zwietracht und des Gewinnstes beschäfftiget den größten Theil der Nation. Das zweyte Stück der Frau von Graffigny hat nicht so viel Beyfall gefunden als Cenie. Verschiedene Umstände sind an dem Falle desselben Schuld, besonders aber die vielen Veränderungen, die sie aus zu großer Unterwürfigkeit gegen die Urtheile verschiedener ihrer Freunde gemacht hat. Sie werden es in einiger Zeit gedruckt, und so wie ich es vor zwey Jahren gelesen, hergestellt sehen. Die ungezwungene Gleichgültigkeit, mit der sie diesen kleinen Unfall aufgenommen, ist vollkommen

ihrer Denkungsart gemäß, und würde meine Hochachtung gegen diese verehrungswürdige Frau vermehren, wenn sie anders zunehmen könnte.

Herr P** ist seit vierzehn Tagen hier, und noch immer sehr schwach. Er hat mir die kleinen Stücke von Herr Weißen mitgebracht, worunter in der That die größte Anzahl sehr artig ist. Sie ist, meiner Meynung nach, eine der besten Sammlungen, die wir in dieser Gattung haben.

Der Baron von Bernsdorf meldet mir, daß Cramer ein Wochenblatt, wie der Zuschauer, schreibt. Ist es Ihnen bekannt? Ich werde mir es kommen lassen. — O könnten Sie mir denn nicht die Melodien Ihrer Lieder von Bachen schicken? Ich wünsche recht sehnlich, sie zu sehen. Aber bin ich nicht zu begehrlich? Das Sinngedichte von Kleist hat mich entzückt. Ich sehe es als eine Prophezeihung an, deren Erfüllung unfehlbar ist. Ihren Verlust, mein liebster Professor, werden die Klagen der Welt und die Freude des Himmels begleiten. Können Sie wohl daran zweifeln? Doch dieser Augenblick sey noch lange entfernt. —

Ich lese itzt die Uebersetzung des Homers vom Pope. Was für ein Genie wird nicht zu einem solchen Werke erfodert! Der alte Homer wird stets für diejenigen neu bleiben, die Empfindung und keinen verderbten Geschmack haben. Leben Sie wohl, mein liebster Professor. Ich bin ewig

Ihr

XLV.

Paris, den 17. März 1759.

Liebster Professor,

Ich schreibe Ihnen itzt, da ich im Begriffe bin, eine große unruhige Stadt zu verlassen, überhäuft mit verdrüßlichen Vorbereitungen zu einer weiten Reise, die mir nicht so weit vorkommen würde, wenn ich sie zu Ihnen thun sollte. O wenn wird mir doch ein günstiges Schicksal erlauben, Sie, mein verehrungswürdiger Freund, zu umarmen! Wie lange werde ich noch herum irren müssen, eh ich in dem Umgange meiner Freunde, entfernt von dem Getümmel der Höfe und der unruhigen Gewinnsucht der Städte, auf einem stillen Landgute die Ruhe und die Zufriedenheit werde finden können, nach der die meisten so fruchtlos streben! Alsdann werden Sie fortfahren, mir Lehren der Weisheit zu geben, womit Sie schon in dem Anfange meiner Jugend den Grund zu meinem Glücke gelegt haben. Alsdann erst werde ich Ihnen meine Dankbarkeit für so ausnehmende Wohlthaten beweisen können, indem ich die Frucht davon mit vollen Händen einsammeln werde. Ich erinnere Sie itzt an Ihr ehmaliges Versprechen. Möchte ich doch bald die Erfüllung davon sehn!

Darf ich hoffen, daß Sie mich in Warschau bisweilen mit einigen Zeilen von Ihnen beglücken werden? Wie viel deutsche Bücher sind nicht seit meiner Abwesenheit erschienen, die mir alle unbe-

kannt sind! Sollte sich denn keine Gelegenheit finden, mir selbige nach Warschau zu schicken? Ich bitte Sie darum, mein liebster Professor, auf das inständigste. Herr P** hat seit einem Monate den Messias zu übersetzen angefangen. Der Chevalier d'Arc, der ihn zu dieser Arbeit veranlaßt, hatte anfänglich Lust, nach dem Gebrauche seiner Landsleute viel Veränderungen darinnen zu machen. Ich habe es aber doch dahin gebracht, daß das Original genau nach den Worten übersetzt wird. Es wird schwer seyn, den Nachdruck und die Stärke des Originals in der französischen Uebersetzung beyzubehalten; wenigstens wird sie aber doch getreu seyn; und dieß ist, deucht mich, eine nothwendige Eigenschaft einer jeden Uebersetzung.

Itzt nehme ich Abschied von Ihnen, mein liebster Professor, auf beynahe zween Monate. Schreiben Sie mir nicht eher, als bis ich Ihnen meine Ankunft in Warschau werde gemeldet haben. Leben Sie wohl.

B*.

XLVI.

Warschau, den 21. Jun. 1759.

Mein liebster Professor,

Schon seit drey Wochen bin ich hier, und ich habe Ihnen noch nicht geschrieben! Das ist freylich kein geringer Vorwurf für mich. Aber wenn Sie wüßten, was das wäre, so zu reden in

eine neue Welt versetzt zu werden, und zwar in eine solche neue Welt, die gewiß nicht unter allen möglichen die Beste ist: vielleicht würden Sie mich nicht nur entschuldigen, Sie würden mich sogar beklagen, und empfinden, daß man nicht verdient, an Sie zu schreiben, wenn man von Paris hieher kömmt. Ich bin eben nicht auf eine lächerliche Art in Paris verliebt. Sie wissen, mein liebster Professor, daß Freunde und Freyheit jeden Ort für mich in ein Paris verwandeln können, und daß Haynchen*) für mich eben so viel Reizendes haben würde, als die Hauptstädte der Engelländer und Franzosen, wenn ich das Glück hätte, Sie dort anzutreffen. Welch ein Trost für mich, daß ich endlich mein Herz gegen Sie ausschütten kann! Ich fühle schon kaum noch halb die Last, unter der ich beynahe versunken wäre. Sie müssen mir noch einige Klagen erlauben. Die Zuversicht, mit der ich Ihnen klage, ist ein Balsam für mein Herz. Schon ist es ruhiger, als es beym Anfange dieses Briefs war; schon fängt es an, mit den beglückenden Empfindungen erfüllt zu werden, die ich so oft in Ihrer Gesellschaft gefühlt, und die ewig denen unbekannt bleiben müssen, die weder Geschmack noch Tugend lieben, und beständig genöthigt sind, so zu reden sich selbst und Andere zu fliehen. Wie groß ist nicht hier die Anzahl dieser unglücklichen Geschöpfe! Doch ich will nicht weiter klagen.

Ich

*) Gellerts Vaterstadt, ein kleiner Ort in Sachsen, unweit Freyberg.

Ich darf nicht vergessen, daß die Mäßigung in allen Stücken eine Grundregel ist, von der man nicht abweichen soll. Wenn mir auch gleich Ihre Freundschaft langweilige Klagen verziehe, so würde ich mir sie doch selbst nicht verzeihen können. Aber, liebster Professor, sind Sie denn noch unverändert derselbe gegen mich? Haben nicht Zeit und Abwesenheit auch über Ihr Herz ihre gewöhnliche Herrschaft ausgeübt? Glauben Sie nicht, daß ich diesen Gedanken nähre. Er ist viel zu beunruhigend für mich, um ihn jemals für wahr halten zu können. Zürnen Sie mit mir, daß ich seiner nur Erwähnung gethan habe, und zeigen Sie mir in Ihrem ersten Briefe, daß ich Ihre Freundschaft zu verlieren verdiente, wenn ich im Stande wäre, an derselben zu zweifeln. Leben Sie wohl. Ich bin ewig

Ihr

B*.

Meinen Bruder, der itzt in Leipzig ist, und vermuthlich auch das Glück hat Sie zu kennen, bitte ich Sie, vielmals in meinem Namen zu grüßen. Mein Gruß wird in Ihrem Munde einen neuen Werth für ihn bekommen, und ich liebe meinen Bruder zu sehr, um ihm nicht meine Erinnerung so angenehm zu machen, als es mir nur immer möglich ist.

XLVII.

An den Grafen M** von B*.

Leipzig, den 10. Jan. 1760.

Sie haben mir durch meinen Bruder sagen lassen, daß ich Sie nicht vergessen soll; das heißt, wie mir mein Herz sagt, daß ich bald an Sie schreiben soll; und was thue ich lieber, als daß ich an Sie denke, an Sie schreibe, und von Ihnen rede? Aber warum schreibe ich gleichwohl nicht öfter? Liebster Graf, warum? Weil ich itzt fast nichts als Collegium, und nach den Collegiis nichts als Hinfälligkeit bin. Auch ein Brief, der mir sonst Freude war, wird mir itzt nicht selten eine große Arbeit. O wie wenig bin ich der Vorige, und wie alt muß ich seyn, da ich so gern klage! Doch heute will ich nicht klagen, ich will mich freun, daß ich noch an Sie schreiben, und wieder in einem neuen Jahre Sie aller meiner Liebe und Hochachtung, die Sie vor tausend Andern verdienen und haben, versichern kann. Immerdar müsse es dem Grafen Moritz wohl gehen, und sein Glück und sein Verdienst müsse das Glück vieler Tausenden und die Freude aller Rechtschaffnen werden! Ja, theuerster Graf, Gott, den Sie von Jugend auf vor Augen gehabt, wird Sie mit einem reichen Maaße von Weisheit und Tugend, und also auch von Zufriedenheit und Glückseligkeit segnen, und Sie, wie ich sicher hoffe, das höchste und freudigste Alter erreichen und dereinst sterben

lassen,

lassen, wie Sie gelebt haben. Alle gute Menschen, die von Ihnen reden, reden nichts als Rühmliches von Ihnen; beynahe nichts anders, als was ich in meinem Gedichte zu Ihrem vierzehnten Geburtstage nicht von der Poesie, sondern von Ihrem Charakter begeistert, vorher verkündiget habe. O welche Zufriedenheit wird mir das noch in der Ewigkeit geben, daß ich auf Erden mit zu der Pflicht bestimmt war, die ersten Empfindungen Ihres edlen Herzens zu bemerken und zu bilden! Möchte doch der Graf Heinrich seinem würdigen Bruder vollkommen ähnlich werden! Er zeigt, so jung er ist, schon viel Anlage darzu.

Eine kleine Entdeckung muß ich Ihnen noch machen. Ich habe vor wenig Wochen die Versicherung aus Warschau erhalten, daß mir ein unbekannter Gönner daselbst eine jährliche Pension von 150. Thalern (denke ich) ausgesetzet hätte, und zugleich wurde mir von Herrn D** die Hälfte ausgezahlet. Ein sonderbares, unerwartetes und unverdientes Glück! Wer ist der Großmüthige, der mir Gutes thun will, ohne mich den Wohlthäter kennen zu lassen? Ich verweise Sie, bester Graf, auf einen Brief an den Herrn von L**, in der Hoffnung, daß Sie mir einiges Licht über mein Glück geben werden, wenn Sie können, und wenn mirs gut ist. Ich umarme Sie und bin bis an mein Ende der Ihrige

G.

XLVIII.

An Ebendenselben.

Leipzig, den 2. May 1760.

Ich weis Ihnen außer meiner Liebe und unserm Unglücke wenig zu erzählen. Das letzte ist weltkundig, und die erste ist Ihnen schon seit Ihrem vierzehnten Jahre bekannt. Indessen gehört es zu meiner Ruhe, daß ich Ihnen in jedem Briefe sage, wie sehr ich Sie liebe und verehre. Ich fange also auch den heutigen in dieser Sprache des Herzens an, mein liebster Graf. Denn das sind Sie; Sie sind einer meiner liebsten Freunde, und Sie werden es mir bis an mein Ende bleiben. — — — — — — — — — — — Der Herr von Täubern hat Youngs Brief über die Originalwerke übersetzt. Dieser Brief ist zu schön, als daß ich Ihnen solchen nicht mitschicken sollte. Wie ist es möglich, daß ein Greis von achtzig Jahren noch so lebhaft und doch so richtig denken kann? Lesen Sie nur, liebster Graf. Ein Period vom Young hat mehr Leben, als mein ganzer Brief nicht haben wird. Wie sehr wird Sie die christliche Anecdote vom Addison erfreuen! Ich habe sie wohl zwanzigmal gelesen; sie ist ganz Original, Originalgröße. — Von Cronegks Schriften ist der erste Theil fertig. Ich habe ihn noch nicht gesehen, allein wenn ich ihn fortbringen kann, so erhalten Sie ihn mit diesem Briefe. — Daß der

Herr

Herr von Riveri an den Blattern gestorben ist, werden Sie wohl aus des Freron Année Litteraire gesehen haben. Ich müßte sehr unempfindlich seyn, wenn ich den Verlust eines Mannes, der mir so viel Achtung bewiesen, nicht bedauren sollte.

So habe ich auch vor wenig Tagen einen lieben Freund an dem jungen Herrn von Häseler verloren, der in der Osterwoche in Halle an einer Auszehrung gestorben ist. Er hat mir noch auf seinem Sterbebette einen Brief geschrieben, der mehr Ruhm für ihn ist, als ein ganzes Buch. Sein Herz war vortrefflich, und seine Geschicklichkeit groß. Er ist lange mein Zuhörer gewesen, und sein Brief schließt sich mit der Stelle:

Da will ich dem den Dank bezahlen,
Der Gottes Weg mich gehen hieß,
Und ihn zu Millionenmalen
Noch segnen, daß er mir ihn wies.

Welche Belohnung ist so ein Dank, mein liebster Graf! —

Cramers Aufseher, Sie haben Recht, ist wirklich sehr ernsthaft; allein er soll es auch nach seiner Absicht und den gewählten Materien seyn. — — — — — — — —
Leben Sie wohl, liebster Graf.

G.

XLIX.

Theuerster Graf,

Ihr letzter Brief ist mir ein sehr lieber Brief gewesen, und hat mich gelehret, daß mein Herz noch nicht zu allem Vergnügen erstorben sey, und daß mich wenigstens Ihre Liebe und Ihr Beyfall noch rühre. Wie viel Dank bin ich Ihnen also nicht für diesen Brief schuldig, und für die Beredsamkeit, der ich nicht habe widerstehen können, so unempfindlich ich auch unter meinen anhaltenden Beschwerungen geworden bin.

Ueber die Fürsorge, deren mich der Englische Gesandte Mitchel, mir unbewußt, gewürdiget, bin ich herzlich erschrocken. Gott, warum nehmen sich doch so viele Menschen meiner an? Verdiene ichs denn mehr, als Andre? Nichts weniger. Die glänzenden Verdienste des Autors erwerben mir das Herz der Hohen und der Niedrigen; und diese Verdienste, die in das Auge fallen, sind doch oft nichts gegen die stillen Verdienste eines Mannes, den Niemand bemerket, und der mir weit vorzuziehen ist. Ich kann es Ihnen, liebster Graf, versichern, daß ich den Gesandten um keinen Fürspruch gebeten, ja nie daran gedacht habe. Es kömmt nicht in mein Herz. Ich suche kein Amt, ich wünsche keine Pension, ich bin krank, und kann kein langes Leben hoffen, ich leide keinen Mangel, und Gott giebt mir mehr, als vielen Andern, wie könnte ich mehr begehren? Ich habe dem Gesandten, da ich Ihren Brief erhalten,

alles

alles dieses selbst gesagt; allein umsonst. — Sie haben, fieng er an, es nicht wissen sollen, wie weit meine Liebe für Sie geht, und die Sache, da Sie es wissen, hat nunmehr ihr Schönes verloren. Aber ich werde doch thun, was ich für recht und gut halte. — Dieß war es alles, liebster Graf, was ich von diesem Manne, der durchaus mein Wohlthäter seyn will, habe erhalten können. Ich fürchte, er wird wieder an den Lord St** geschrieben haben; aber bitten Sie Ihren Onkel, daß er sich nicht durch diese ausländischen Fürbitten bewegen läßt, zu einer Zeit an eine Pension für mich zu denken, da unser Vaterland so unendlich leidet. Ich habe im vorigen Jahre von einer ungenannten Dame aus dem Brandenburgischen ein Geschenke von zweyhundert Thalern erhalten. Also bekomme ich ja immer mehr, als ich zu hoffen und zu wünschen habe. O, guter lieber Graf, wenn mir Gott leidliche Gesundheit und ein freudiger Herz giebt: so verachte ich alle Schätze und Ehren der Erde. Dieß, dieß ist mein Wunsch und mein Gebet. Möchte es doch Gott erhören! Doch es ist ja ein köstlich Ding, geduldig seyn und auf die Hülfe des Herrn harren.

Der alte D. Müller, Professor Organi Aristotelici, ist gestorben. E*** und Andre haben mir ernstlich angelegen, diese Stelle zu suchen; aber um alles in der Welt willen würde ich sie nicht suchen, noch annehmen. Gott weis es, daß ich kein neues Amt übernehmen kann; und wenn ich lebe, so kann ich ja der Universität eben so viel

nützen, wenn ich Professor Extraordinarius bin, als wenn ich Ordinarius wäre. Wozu ich mich nicht geschickt fühle, das lasse ich mir von allen Königen der Erde nicht aufbürden.

Der Englische Gesandte ist noch hier, und sorgt bey den gegenwärtigen Drangsalen sehr für uns; das ihm Gott vergelten wolle. R*, ein geschickter und patriotischer Mann, der sehr gut bey dem Gesandten wegen seines Verstandes und Herzens steht, hat durch ihn, Ihrer Frau Mutter und beynahe unsrer ganzen Stadt viele Dienste gethan. Er verdienet Ihre Aufmerksamkeit und die Gnade des Hofs. Er hilft mit Vermögen, Fürspruch, Rath, That und Muth. So viel! Das ist seit etlichen Monaten der erste Brief, den ich habe schreiben können und mögen. Ich umarme Sie, und wünsche Ihnen von Gott alles, was Menschen glücklich macht.

Leipzig, den 16. May
1761. G.

L.

An einen Preußischen Officier in Schlesien.

Ihr gutes Herz schreibt sich in alle Ihre Briefe, und so sehr Sie es der Empfindung nach zuweilen vermissen mögen: so sehr sehe ichs doch in jedem Gedanken. Ich will Sie gar nicht stolz, sondern nur muthig machen, an dem guten Erfolge Ihrer from-

frommen Absichten und Bemühungen nicht zu sehr zu zweifeln. Auch der Tugendhafteste bleibt ein Mensch, bleibt schwach bis an sein Ende, und die Religion hebt unsere natürlichen Neigungen nicht auf, sie mäßiget, bessert, und reiniget sie nur. Unsere Schwachheit soll uns zwar zum Fleiße, zur Wachsamkeit über uns selbst, zur Untersuchung unsers Herzens antreiben, aber sie soll uns nicht traurig, niedergeschlagen und furchtsam machen. Mit unserer Angst ist Gott nicht gedienet, und wenn er Traurigkeit verstattet, oder befiehlt, so ist es nur diejenige, die zur Ruhe und zum wahren Vergnügen unsers Geistes führet. Sie klagen, daß Sie sich leicht in Gesellschaft vergessen, und den Vergnügungen alsdann zu sehr nachhängen. Das glaube ich Ihnen sehr leicht. Eine oftmalige Erfahrung, auch selbst meine eigene hat mich gelehret, daß Gemüther, die von Natur zur Traurigkeit geneigt sind, die Freude zu gewissen Zeiten so tief in sich einlassen, daß sie bis zur Lustigkeit anwächst, und ernsthaftern Gedanken nicht wieder weichen will. Sobald sie endlich weicht, behauptet die Schwermuth wieder ihre Rechte, und stellt uns unsere Fehler, wo nicht zu groß, doch auch gewiß nicht zu geringe vor. Indessen gebe ich es zu, es sollen Fehler seyn, auch oftmalige Fehler; aber, mein liebster Freund, wer hat am Ende des Tages keine Fehler zu bereuen, und am folgenden keine zu verbessern? Beides ist unsere Pflicht? Wenn wir dieses thun, dem Fehler nicht nachhängen, die natürliche Trägheit bekämpfen; so dürfen

fen wir nicht nur, wir sollen uns auch eines höhern Beystandes getrösten. Und da müssen wir nicht zagen. Die Kraft Gottes, die in einem guten Herzen ist, ist größer als die, die in den Reizungen der Welt ist. Müßten wir unser wahres Glück verdienen, durch Vollkommenheit verdienen; so wäre nichts gewisser, als daß wir traurig in die Einöden fliehen und da verzweifeln müßten. Aber unser Glück ist göttliche Wohlthat und Gnade; und Gott beglückt als ein Gott unter Bedingungen, die wir ihm durch seinen Beystand leisten können. Freuet euch, und abermal sage ich, freuet euch! Vergessen Sie diese Ermunterung nicht. Die, an welche sie ergangen ist, waren schwach und fehlerhaft wie wir, und bemühten sich, es nicht zu seyn. Ein guter Muth ist ein tägliches Wohlleben. Diesen göttlichen Gedanken sage ich mir oft vor, wenn ich dem Kummer nachgeben will. Und ich erinnere mich sehr oft der Worte, die ich einen Theologen zu einem seiner traurigen Freunde sagen hören: Wer einen Gott zum Vater und Erlöser hat, muß nicht traurig seyn. — —

Möchte ich doch im Stande seyn, die besondere Gewogenheit und das außerordentliche Vertrauen, das Sie zu mir haben, zeitlebens zu verdienen und zu erhalten! Ich will es, und werde beständig mit einer wahren Hochachtung und Freundschaft seyn,

1755. G.

LI.

An Ebendenselben.

Ehe das alte Jahr vergeht, muß ich nothwendig noch einmal mit Ihnen reden. Ich stelle mir vor, als ob ich bey Ihnen in * * auf Ihrer Stube säße, und nur eine halbe Stunde Zeit hätte, mit Ihnen zu sprechen. Da würde ich in der Geschwindigkeit hundert kleine Fragen an Sie thun, ohne zu warten, bis Sie die ersten beantwortet hätten, schon die andern beantwortet wissen wollen, und die Antworten aus Ihren Mienen, aus jedem Tone der Stimme mir ergänzen. Nun, würde ich hastig sagen, wie haben Sie dieses Jahr zugebracht? War es besser, schlimmer, als das vorige? Haben Sie mehr gesunde als kranke Tage gehabt? — „Mehr gesunde“ — Vortrefflich! Mehr heitre, als trübe Stunden? — „Ich glaube, mehr heitre“ — Gott sey gedankt! Zählen Sie, welches sind Ihre freudigen Begebenheiten gewesen? Sie sinnen nach, und ich lese indessen in Ihrem Gesichte ihrer viele, und ich hoffe, ich betrüge mich nicht. Aber Ihre traurigen Zufälle? Ja, wie sollten Ihnen keine begegnet seyn? Aber sie sind vorbey, und die Art, mit der Sie solche ertragen haben, oder doch haben ertragen wollen, giebt diesen Unfällen noch eine heitre Aussicht. So erinnert sich der Soldat, wenn er die Gegenden des Treffens wieder erblickt, der überstandnen Gefahren, und freut sich, nach einem kleinen Schauer, seines Muthes, seiner beobachteten

Pflicht,

Pflicht, und sieht mit einem dankenden Blicke gen Himmel, preist Gott für die Errettung, und belebt dadurch sein Vertrauen auf das Künftige. Immer zählen Sie die beschwerlichen Fälle, die traurigen Stunden durch. Das Product wirkt, wenn auch nicht allemal Freude, dennoch Standhaftigkeit, Geduld, Vertrauen; und aus ihnen entsteht doch zuletzt Ruhe und Zufriedenheit. — „Das „sagen sie mir sehr dreist, werden Sie denken; „aber sind sie denn auch immer heiter und stark ge„nug, diese Rechnung anzustellen? Und wenn „man nun sieht, daß man die Last des Lebens nicht „so getragen hat, wie man sollte?“ — Wenn ich das sehe, so verweise ich mirs; so demüthige ich mich im Herzen vor der Vorsehung, unter deren Regierung Glück und Unglück steht, bereue meine Schwachheit, hoffe, und stärke mich durch einen Blick in jene Welt, der ich in dieser entgegen gehe. Der Gedanke: Es sind noch wenige Schritte, die ich zu thun habe; sie sind beschwerlich, aber mit jedem komme ich der Ruhe näher! dieser Gedanke hat, wenn gleich nicht stets, doch oft einen mächtigen Einfluß auf mein Herz. Aber was sehe ich in Ihrem klagenden Auge, liebster Freund? Eine Unzufriedenheit über sich selbst. Sie haben in diesem Jahre nicht so viel Gutes gethan, als Sie gethan zu haben wünschen, und als man thun soll? Ich und tausend Andre auch nicht. Und diese, die dieß fühlen und beklagen, sind doch glücklicher als die, die es gar nicht wissen, oder nicht wissen wollen. So lange wir Menschen sind, so lange

werden

werden wir Ursachen über uns zu klagen, und Ursachen, uns zu bessern, aber doch deswegen nicht immer Ursache, an unsrer Aufrichtigkeit und Begierde zur Tugend zu zweifeln haben. In den Spiegel schauen, seine Fehler bemerken, und keine Lust haben, sie zu bessern, das ist ein böses Kennzeichen. Aber oft in den Spiegel schauen, seine Flecken mit Widerwillen wahrnehmen, sie, obgleich mit langsamer und widerstehender Hand zu entfernen suchen, ist ein Kennzeichen, daß wir durch die Länge der Zeit, durch wiederholte Bemühungen, zu einer gewissen Reinigkeit und Schönheit gelangen werden. So würde ich ungefehr mit Ihnen reden, wenn ich itzt bey Ihnen wäre. Und das Ende meines Gesprächs würde das nicht ein freundschaftlicher Wunsch zum neuen Jahre seyn? Diesen statte ich Ihnen hier mit aufrichtig ab. Wie wohl wird es Ihnen gehen, wenn er erfüllt wird! Gesundheit und Zufriedenheit wird Ihnen das Leben versüßen, und Sie in den Stand setzen, Andre ruhig und glücklich zu machen. Gott gebe Ihnen und mir, was wir nach seinem Willen wünschen!

1755.

G.

LII.

Gnädige Frau,

Und das haben Sie von Ihrem Briefe denken können, daß er in die Gefängnisse der schlechten Briefe kommen würde? Behüte der Himmel! Er liegt, wo dächten Sie wohl? in meiner besten Commode, zwischen den Briefen meiner geistreichsten Correspondenten. Wäre ich so reich wie Alexander der Große: so würde ich Ihren Briefen eben die Ehre erweisen, die er den Gedichten des Homers erwiesen hat; ich würde sie in eine goldne Kapsel mit Diamanten besetzt, verschließen. Alexander nahm diese Gedichte mit in das Feld; das könnte ich nun freylich nicht thun; aber ich könnte sie dafür mit auf den Katheder, mit auf meine Spatziergänge, und auf meine Reisen nach B** und W*** nehmen. In Wahrheit, gnädige Frau, Sie haben mir durch Ihren vortrefflichen Brief die größte Freude gemacht, und ich bin ihm vielleicht die erste heitre Miene seit einigen Wochen schuldig. Stünde es bey mir, so würde ich Ihnen persönlich dafür danken. Allein ich habe eine Gelübde gethan, nicht eher an eine Reise zu denken, als bis die Leipziger Lotterie mein Schicksal entschieden haben wird. Dieses geschieht in dem Februar des künftigen Jahres. Gewinne ich nun die gehofften acht tausend Thaler: so habe ich bereits die Einrichtung gemacht, daß ich Leipzig in den ersten acht Tagen verlassen und mit meiner ganzen Habe nach B** eilen

kann,

kann, meiner Ruhe und endlich meinem Grabe entgegen.

Ob ich sehr gesund bin? Nein, gnädige Frau, ich habe z. E. diese Nacht wenig geschlafen, und ich habe mich an diesem Briefe wieder gesund schreiben wollen; aber diese Medicin will mir auch nicht helfen. Ich will ihn also nur schließen, so kurz und leer er auch ist.

Leipzig,
den 22. December
1755. G.

LIII.

An Ebendieselbe.

Ach! gnädige Frau, die Loose von acht, von zwölf, von sechzehn tausend Thalern sind heraus, und ich armer Mensch habe nichts bekommen; und ich soll also in der traurigen Stadt, bey den bösen Büchern und noch bösern Menschen bleiben, und nicht auf das Land ziehn, mich nicht in B** ankaufen, nicht Bäume pfropfen, Wein pflanzen, Obst backen, nicht M*** pachten, nicht mit Ihnen spatzieren gehn, — — — — — mit einem Worte, nicht bey Ihnen meine Tage zubringen? Das ist kläglich, gnädige Frau. Ich mag ja an keiner fürstlichen Tafel speisen, ich will in B** von dem guten Sallate, von dem Krauskohle, der daselbst wächst, von den Enten, die

da geboren und erzogen werden, essen — — Was hilft nun der Ruhm? Habe ich das geringste Glück in der Lotterie gehabt? Es ist wahr, die letzte Classe der Lotterie in meiner Vaterstadt ist noch nicht gezogen; aber das größte Loos ist nur — ja nur 300. Rthlr. und dafür werden Sie mir das Haus am Garten nicht lassen. Und ansäßig muß ich doch seyn; denn sonst wird die Fräulein nicht — — — — Sie hat auch Recht. O gnädige Frau, wie weise ist es, sich nicht durch Hoffnungen einnehmen lassen! Ich kränke mich, schäme mich, schmähle auf mich, und küsse Ihnen mit vieler Demuth für den letzten so schönen, aber kurzen Brief, die Hand, und verharre in großer Traurigkeit

Leipzig,
den 7. Febr. 1756. G.

LIV.

Mademoiselle,

Meine Freude über Ihren Brief ist erstaunend groß, und ich weis nicht dankbarer zu seyn, als daß ich Ihnen dieses aufrichtig gestehe. Heute erhalte ich ihn, und an eben dem Tage beantworte ich ihn. Diese Eilfertigkeit im Antworten ist mir weder natürlich, noch wegen meiner abgemeßnen Stunden ganz erlaubt; darf ich sie also als einen Beweis anführen, wie sehr mir Ihr Brief

muß

muß gefallen haben? Ja, meine liebe unbekannte Freundinn, er hat mir nur gar zu sehr gefallen, und Sie schreiben weit besser, als Sie sich zutrauen, und als viele von Ihrem Geschlechte niemals werden schreiben lernen. Ihre Furchtsamkeit ist eine Tugend, sie vergrößert Ihre Geschicklichkeit in meinen Augen, und giebt Ihrer Schreibart eben die gefallende Miene, welche die Bescheidenheit einem schönen Gesichte zu geben pfleget. Ich will Ihnen diese Tugend nie weder durch meine Ermunterungen, noch durch meine Lobsprüche, rauben. Ich liebe sie, weil sie mir ziemlich natürlich ist. Also erlaube ichs Ihnen auch, daß Sie bey Ihren Versuchen so lange an Ihrem Genie oder an Ihrem gehabten Glücke zweifeln mögen, bis R** und die, welche ihm gleichen, es Ihnen bekennen. Gelehrte Frauenzimmer braucht die Welt, denke ich, nicht sehr; aber ein Frauenzimmer, das gleich Ihnen, sich durch das Lesen guter Bücher, den Verstand, das Herz und den Geschmack bildet, ist ihrem Hause, ihren Freunden, einem künftigem Manne, Vergnügen, Glück und Ruhe. Sie wird schreiben, ohne ihre andere Pflichten zu vergessen, und dadurch, daß sie gut zu denken weis, wird sie ihren übrigen Verrichtungen, auch den geringern, noch einen gewissen Reiz, und ihren Tugenden eine größre Anmuth geben. Sie also, meine neue liebenswürdige Freundinn, zur Fortsetzung im Lesen und Schreiben zu ermuntern, halte ich für meine Pflicht, und danke es Herr R**, daß er mir die Gelegen-

heit dazu gegeben hat. Ich bin mit der größten Dankbarkeit und Hochachtung ꝛc.

1756. G.

LV.

Mein lieber Herr * *,

Sie haben nicht Abschied von mir genommen; Sie haben in so langer Zeit nicht an mich geschrieben. Soll ich glauben, daß Sie noch mein Freund sind? Ja, Sie sind es gewiß, und Sie wissen auch, wie sehr ich der Ihrige bin. Gesetzt aber, Sie liebten mich itzt nicht mehr, so weis ich doch gewiß, daß eine Zeit kommen wird, da Sie mich wieder lieben werden; oder ich müßte es gar nicht verdienen, und Sie müßten das gute Herz nicht haben, das Sie doch gewiß haben. — — — Ich kann den Gedanken nicht unterdrücken; — — — ich wollte es thun; aber ich liebe Sie zu sehr, als daß ich schweigen könnte. Man hat mir gesagt — — doch nein, ein Mann, der den Saurin so gern liest wie Sie, der das Vortreffliche der Menschenliebe, der Tugend so sehr fühlt, wie Sie, der es in jeder guten Schrift fühlt: sollte der kein Freund der Religion seyn? Vielleicht haben Sie sich nur unbehutsam ausgedrückt; vielleicht haben Sie nur zum Scheine die Sprache eines starken Geistes angenommen. Ich bitte Sie, als Ihr bester Freund, ich bitte Sie

brüder-

brüderlich, hören Sie nicht auf, es gut mit Ihrer Ruhe und mit der Weisheit und Tugend zu meynen. Vielleicht sehe ich Sie in meinem Leben nicht mehr; aber allezeit werde ich Antheil an Ihren Schicksalen nehmen, und mich durch Aufrichtigkeit um Sie verdient zu machen suchen; denn wodurch könnte ichs sonst? Ich bin Ihr wahrer Freund.

G.

LVI.

An den Herrn Hofrath * *.

Bey Ihrem Unfalle bedauere ich weniger Sie, als den, der so niederträchtig hat seyn können, sich sein Glück durch den Verlust des Ihrigen zu erkaufen, und weder den Vorwurf der Rechtschaffnen, noch seines eignen Herzens zu scheuen. Wie Sie, unglücklich seyn, ist in einem gewissen Verstande ein Glück, und den Unfall, wie Sie ertragen, ist eine Ehre und eine sichre Anwartschaft auf ein größer Glück. Freylich muß es sehr schmerzen, sich verleumdet und eben dadurch sich eines Amtes entsetzt zu sehen; aber die Unschuld ist doch allezeit ein heimlicher Trost, auch ehe sie gerettet wird; und Sie haben nunmehr schon die Belohnung, sie gerettet zu sehen. Wie freue ich mich darüber! Ja, theuerster Freund, Sie haben Recht, es giebt eine gewisse Weisheit,

die uns alle Schulen nicht lehren können, eine Stärke des Geistes, die wir selten in freudigen Tagen, und beynahe allein in Widerwärtigkeiten erhalten. Kurz, es giebt gewisse traurige Begebenheiten in dem System unsers Lebens; anfangs sind sie schreckliche Räthsel, und nach und nach klären sie sich in lauter helle Beweise der göttlichen Vorsehung auf, machen unsern Verstand heiter und unser Herz fester. Eines solchen Unglücks waren Sie werth, Sie und Ihre liebe Frau. Warum kann ich doch nicht in dem Augenblicke bey Ihnen seyn, und mit Ihnen über Ihr Unglück triumphiren? Doch noch einmal bey Ihnen zu seyn, so gut wird mirs wohl in meinem Leben nicht mehr werden, so wenig ich Sie auch bey meinem kurzen Aufenthalte in * * genossen habe. Leben Sie wohl.

G.

LVII.

Theuerster Freund,

Der König hat mir sechzig Thaler Accisgeld auszahlen lassen, und gleichwohl kennt mich der König nicht. Bey wem soll ich mich nun bedanken? Bey dem Könige, der mich nicht kennt? Bey dem Minister, der mich auch nicht kennt? oder bey dem Accisrathe * *, der mich kennt? Ich dächte bey dem letzten. In der That bin ich

eben

eben nicht geizig, und doch freue ich mich über meine sechzig Thaler erstaunend. Die Ursache davon hat lange vor mir ein Frauenzimmer bey dem Terenz gesagt: gratum est donum, non tam per se, quam quod abs te datum est. Dieses Compliment war bey dem Mädchen eine listige Galanterie, und bey mir wird es der wahreste und freundschaftlichste Dank. Endlich schickt es sich für einen Professor ganz hübsch, daß er sich lateinisch oder griechisch bey seinem Gönner oder Freunde bedanket. Wie gut ist es doch, lieber Herr **, wenn man Zuhörer hat, die bald an das Steuerruder kommen! (ich nehme das Wort Steuer hier im Rabnerischen Verstande) Hätten Sie bey mir kein Collegium über den Styl gehöret: so würden Sie zwar vortrefflich haben schreiben lernen, ich aber würde durch allen meinen Styl, durch alle Wendungen, die ich meinem Memoriale gegeben, das Acciscollegium nicht bewegt haben, mir sechzig Thaler zu geben, die ich aus Bescheidenheit und aus Liebe für das Publicum sechs Jahre später gefodert, als ich gesollt. Es wäre die größte Undankbarkeit, wenn ich künftig von Ihrem Sohne (schieben Sie Ihre Vermählung ja nicht lange auf, ich werde alt) das Honorarium für die Rhetorik annehmen wollte. Nein, lieber Herr ** und ehemaliger theuerster Zuhörer, Sie haben dadurch, daß Sie mir den Befehl ausgewirket, für alle Ihre Nachkommen bezahlet, und es wird mein Lebensbeschreiber bey dem Jahre 1756. folgende rühmliche Anecdote gewiß einrücken lassen:

„Als unser Autor theils aus Bescheidenheit, theils aus Nachlässigkeit das gewöhnliche Accisgeld sich zu erbitten, sechs Jahre unterlassen hatte: so schlug mans ihm das erstemal ab, weil man seinen Namen in Dresden nicht kannte. Als er das andremal anhielt, behauptete einer bey dem Collegio, daß dieser Mann fast eine Tonne Golds, wie er gehört, in Vermögen haben, und wegen gemachten Unterschleifs bey der Accise verdächtig seyn sollte, bis endlich zum Glücke der Accisrath **, der damals nicht zugegen gewesen, in das Collegium trat, und seinen Collegen eröffnete, wer der Mann wäre.“

Schöne Anecdote! über der ich meine Danksagung vergessen habe; doch sie selbst ist ja der künftige Dank. —

Also sind Sie mein Zuhörer, mein Freund, mein Gönner, meine Verdienste, mein Ruhm, alles dieß in verschiednen Gesichtspunkten? Ja wohl, Sie sind mir Minister, Befehl und König gewesen. Mit welcher Freundschaft, Liebe, Ehrerbietung, Unterwerfung und allertiefster Devotion zugleich, muß ich nicht zeitlebens verharren und darinne ersterben ꝛc.

Leipzig, den 30. Jun.
1756. G.

LVIII.

Liebster Herr Baron,

Ich, der ich Sie so sehr geliebt und hochgeschätzt, und mir und der Welt so viel Gutes und Großes von Ihnen versprochen habe, bin seit geraumer Zeit mit Ihrem ganzen Betragen nicht mehr zufrieden. Dieses, lieber Baron, muß ich Ihnen, aus Pflicht und Freundschaft, schriftlich sagen. Denken Sie nicht, daß ich bloß über Ihre einsiedlerische und ungesellige Lebensart, über die Vernachläßigung Ihrer öffentlichen Lectionen, und über Ihre tumultuarische Art zu studiren unruhig bin. Nein, daran ließe sich bey einem Jünglinge von Ihren Jahren noch vieles entschuldigen, und vieles so gar loben. Aber ich sehe mehr auf die Quellen, aus denen dieses Ihr Betragen fließt, ohne daß Sie es wissen und denken, und vielleicht auch, ohne daß Sie es gern wissen wollen; denn nichts verbergen wir uns lieber und leichter, als unsre Fehler. Sie wissen es nicht, wie sehr Sie sich von Eigensinn, Eigenwillen, Vertrauen zu sich selbst und Ihren eignen Kräften, und von der gelehrten Ruhmbegierde leiten und regieren lassen. Dieses sind die geheimen Triebfedern Ihres Verhaltens. Daher nehmen Sie so ungern Rath und Vorschrift an, oder folgen ihr doch nicht; daher studiren Sie, obgleich mit großem Fleiße, dennoch nur nach Ihrem Geschmacke und den Eingebungen Ihrer Ehrbegierde; daher sehen Sie an Ihren Docenten nur Mängel

und Fehler, und seßen sich mit Ihrer Einsicht über sie hinweg, und werden des Vortrags derselben in den ersten Wochen schon satt; daher vernachlässigen Sie das Aeußerliche und die Pflichten der Wohlanständigkeit, weil Sie sich keinen Zwang anthun, weil Sie sich nach den eingeführten Meynungen nicht richten mögen, weil Sie Andre durch das Außerordentliche übertreffen wollen, weil Sie Andre gering schäßen, weil Sie sich mehr Einsicht zutrauen, als andern Leuten; daher scheuen Sie allen Umgang und alle Gesellschaft, weil Sie entweder Ihre gelehrte Wißbegierde nicht darinne befriedigen können, oder weil Sie merken, daß Andre Sie an den äußerlichen Manieren übertreffen, oder weil Sie sich nach Jemanden richten müßten.

Diese Quellen, lieber Baron, werden sich künftig in Ihren ganzen Charakter ergießen, und einen Einfluß in Ihr ganzes Leben haben; und eben dieses ist es, was mich am meisten beunruhiget, und woran ich Sie, um Ihrer Wohlfahrt willen, als Freund und Lehrer, am meisten erinnern muß. Sie haben an Michaelis einen Plan Ihres Studirens entworfen, und haben ihn, ungeachtet Ihres Vorsatzes und Versprechens, bald wieder aufgegeben. Diese Hitze und Unbeständigkeit, wenn Sie solche nicht itzt unterdrücken, wird Ihnen in Ihr ganzes Leben folgen. — Ihre Ungeselligkeit und Sorglosigkeit in Ansehung des Aeußerlichen wird Ihnen, bey allen Ihren Talenten, dennoch die Geringschäßung und den Spott der Höhern und Niedern zuziehen;

und

und man spottet schon, ungeachtet meiner Vertheidigung, sehr über Sie. — Indem Sie weiser seyn wollen, als alle Andre, werden Sie immer mehr auf das Sonderbare und das paradoxe Verdienst fallen. — Ich habe mit allen meinen Bitten und liebreichen, auch ernsthaften Vorstellungen nicht erhalten können, daß Sie der Frau von ** einen Besuch gegeben hätten; und wer wird denn etwas auf diese Weise von Ihnen wider Ihre Neigung erhalten können, wenn Sie mirs, den Sie gewiß für Ihren wahren und verständigen Freund halten, nicht gewähren? Sie wollen, daß ich diese meine Klage Ihrem Herrn Vater nicht überschreiben soll? Gut! Aber, wollen Sie denn, daß ich wider mein Gewissen und wider Ihr Bestes handeln soll? Wenn ich der Einzige wäre, der an Ihnen so viel zu erinnern fände: so würde ich glauben, daß ich Ihnen zu viel thäte, und aus Hypochondrie zu strenge urtheilte. Aber, lieber guter Baron, ich weis, dieß kann ich Ihnen betheuern, keinen verständigen Menschen, der nicht Ihr Verfahren und Ihre Sitten mißbilligte; und das thun die am meisten, die sonst Ihre Vorzüge sehr geschätzet haben. Ich, der ich ein kranker und kraftloser Mann bin, werde Sie durch meine Beredsamkeit gewiß nicht umbilden, aber es war meine Pflicht, Ihnen alles dieses zu sagen, nicht aus Tadelsucht, sondern aus Gewissen und aus Religion — und ich werde es Ihnen nie mehr sagen, wenn Sie sichs nicht auch selbst sagen.

G.

LIX.

LIX.

Lieber Herr C***,

Unter den vielen Ursachen, warum ich seit etlichen Tagen böse auf mich bin, ist dieses keine der geringsten, daß ich einen Brief von Ihnen seit so langer Zeit unbeantwortet gelassen; einen Brief, der mit Liebe und Achtung gegen mich angefüllt ist. Und wodurch soll ich meinen Fehler wieder gut machen? Durch einen langen Brief? Durch Versprechungen, daß ich oft an Sie schreiben, daß ich mich weder durch den Geist der Hypochondrie, noch des Katheders, noch des Autors von dem Vergnügen will abhalten lassen, mit Ihnen zu reden, mit Ihnen über Ihr gelehrtes Exilium zu klagen, und Sie mit den Beyspielen großer Männer zu trösten, deren erstes Schicksal auch Prüfung gewesen ist? Leibnitz fällt mir den Augenblick ein, und nach ihm Mosheim. Sie mögen es nun denken, oder nicht: so ist doch Ihre Jugend der Jugend dieser Männer ähnlich. Leibnitz wollte in seinem achtzehnten Jahre Doctor werden. Man schlug es ihm ab, und er gieng einige Zeit in ein gelehrtes Exilium. Ich kann die Parallel nicht weiter fortsetzen, weil ich Lamprechts Leben dieses Mannes nicht bey der Hand habe. Mosheim predigte als Candidat einige Jahre in Lübeck, und hatte wenig Aussichten zu einer Dorpfarre, die er sich wünschte, u. s. w. Aber nicht so gelehrt. Ich bedaure Sie im Ernste, lieber C***, daß Sie fern von Freunden, fern von den Gegenden

des

des Geschmacks und des guten Umgangs, die Jahre Ihres Frühlings verregistriren sollen. Aber eben dieses, daß Sie bedauert werden, daß Sie Freunde haben, nach denen Sie sich sehnen müssen, und die sich nach Ihnen sehnen; daß Sie Geschmack haben, und also lesen können, das ist doch alles Trost. Perfer et obdura, dolor hic Tibi proderit olim; das Letzte glauben Sie mir, und nicht dem Poeten; das Erste thun Sie, weil es Ihre Pflicht und Ihre Ruhe erfordert. —

Dieser Brief ist, dächte ich, sehr lang, wenn alle Briefe lang sind, in denen nicht viel steht. Ich schließe ihn also, und versichere Sie, daß ich Sie liebe und hochachte, daß ich an Ihr gutes Herz, Ihren Fleiß, Ihr Genie, Ihre Liebe zu den Wissenschaften, und was weit mehr ist, zur Rechtschaffenheit und Tugend allezeit mit Freuden denke, und Sie in Gedanken segne. Das thue ich itzt, und bitte um Ihre fernere Liebe.

Leipzig, den 30. Jan. 1756.

G.

LX.

An Herrn * *.

Aus der überschickten Probe der französischen Uebersetzung, die Sie veranstalten, kann ich noch nicht völlig urtheilen, mit welchem Glücke Herr * * übersetzt hat. Wenn der Uebersetzer selbst

selbst ein Poet ist, und genug Zeit hat, für seinen eignen Ruhm und die Ehre unsrer Nation zu arbeiten: so kann man sich alles von seiner Uebersetzung versprechen. Er wird das Natürliche, und das Leichte, das Naive, das Lachende, das Dialogische in der Sprache der Erzählung anbringen, ohne matt, ohne niedrig, ohne gezwungen zu werden. Er wird fühlen, daß der Werth des Gedanken oft nicht sowohl in dem Gedanken selbst, als in der Wendung, in dem Schwunge, den man ihm giebt, in der komischen oder lebhaften Stellung bestehet; oft darinn, daß man ihn nur halb sehn, und die andere Hälfte errathen läßt; kurz, in der Feinheit des natürlichsten Ausdrucks. Er wird alles dieß im Uebersetzen sehen und beobachten. Er wird eine Schönheit des Originals, die sich nicht auf eben diese Art in der andern Sprache anbringen läßt, durch diejenige ersetzen, welche die andere Sprache darbietet. Er wird es oft versuchen, bis er sie findet, bis sie recht in das Ganze hineinpaßt, so daß sie nicht eingeschoben, sondern nothwendig da zu seyn scheint. Er wird dem Reime nie etwas von dem Gedanken aufopfern, noch durch die Tyranney des Reims sich zwingen lassen, etwas Ueberflüßiges, Mattes oder Kriechendes zu sagen. Er wird, wenn er alle Treue eines Uebersetzers beobachtet hat, auch die Probe nicht vergessen, daß eine gute Uebersetzung klingen muß, als wäre es keine Uebersetzung. Aber ist nicht dieses alles große Mühe? Ein Uebersetzer, der unter der Last seiner Pflichten nicht erliegen, der sein

Origi-

Original nicht schwächen will, hat beynahe mehr zu thun, als der Autor selbst gehabt hat, und er verdienet weit mehr Ruhm, als man ihm insgemein zu ertheilen pflegt. Wenn ich indessen bedenke, wie unmöglich es beynahe ist, aus Versen in Verse zu übersetzen, wie viel verloren geht, wie viel sich unvermerkt hinein schiebt, so ist mir für den Uebersetzer, aller seiner Mühe und Geschicklichkeit ungeachtet, bange. Ich weis diese Sache aus der Erfahrung. Es verfliegt stets etwas von einem Spiritus, den man aus einem Glase in das andere übergießt; aber es ist auch wahr, daß man ihn aus einem schlechtern Gefäße zu gleicher Zeit in ein schöneres bringen kann. Empfehlen Sie mich dem Uebersetzer, und bitten Sie ihn, sich nicht zu übereilen.

G.

~~XLI.~~ LXI.

Liebster Herr Graf,

Die Klage, die Sie in Ihrem letzten Briefe über Ihren Verstand führen; die Klage, daß Sie sich in einer gewissen Verlegenheit finden, Ihre Gedanken zu sammlen, wenn Sie einer etwas wichtigern Materie nachdenken, und den Hauptpunkt nicht durch Nebenwege aus dem Auge verlieren wollen, ist mehr rühmlich als nachtheilig für Sie, und ein Beweis, daß Sie nicht flüchtig,

nicht

nicht mit Autorliebe denken. Allein die Geschicklichkeit und Fertigkeit selbst, so zu denken, wie Sie verlangen, ist eine Frucht einer fortgesetzten langwierigen und mit Hülfe gewisser Regeln angestellten Uebung. Unser Verstand erlangt seine Reife durch Nachdenken, durch das Lesen guter Schriften, durch Versuche, durch den Umgang, und die Kritiken geistreicher und erfahrner Personen beiderley Geschlechts; aber er braucht auch zu seiner Reife gewisse Jahre, die wir oft durch die beste Erziehung nicht anticipiren können. Seyn Sie nicht ungehalten auf sich selbst; ich und viele wackre Männer erfahren das Schicksal, über das Sie sich so aufrichtig beschweren, sehr oft, und bey aller Uebung, die wir angestellt haben, legt uns doch jede Materie, die wir überdenken wollen, neue Arbeit auf, und lehrt uns bey dieser Arbeit nicht selten unser Unvermögen. Wenn auch ebendieselben Regeln im Denken bleiben, so verlanget doch jede neue Materie eine besondere Anwendung dieser Regeln, und diese Kunst ist uns stets bis auf den Augenblick verborgen, da sich die Sache, die Materie, von der wir uns unterrichten wollen, unserm Geiste darstellt. Getrost, lieber guter Graf, Sie denken besser, als tausend Ihres Standes, und Ihr Herz und Ihr Eifer sind Ihnen Bürge, daß Sie von Zeit zu Zeit immer noch heller, noch strenger und richtiger werden denken, und Ihre Gedanken ausbilden lernen. Lesen Sie nur fort, und zwar solche gute Schriften, wo der Umfang des Innhalts nicht so groß ist, daß Sie

ihn

ihn nicht bald sollten übersehen, und sich in Gedanken oder auf dem Papiere einen kleinen Plan, den Haupttheilen oder Hauptgedanken nach, entwerfen können. Nehmen Sie, zum Exempel, den Zuschauer, den Aufseher oder Vormund, den Jüngling; und wenn Sie im Lesen über ein Stück kommen, das Ihnen vorzüglich gefällt: so ergreifen Sie ein Blatt Papier, setzen Sie die Materie, den Satz hin, suchen Sie in der Abhandlung die Erklärungen und die Hauptbeweise auf; setzen Sie diese auch hin: so haben Sie einen kleinen Plan und die Ordnung, in der die Sache vorgestellt wird. Nunmehr bemerken Sie, wie Ihr Autor diese Hauptgedanken durch andere Nebengedanken, die auch in der Sache enthalten sind, in ein größer Licht gesetzet, sie deutlich aber auch mit Kürze, gründlich aber auch mit Anmuth vorgetragen hat. Forschen Sie, ob Sie von der Sache auch so helle und so fein gedacht haben würden, und lernen Sie diese Kunst Ihrem Originale von Zeit zu Zeit ab. Nehmen Sie alsdann nach einigen Wochen, wenn Sie die Ausarbeitung vergessen haben, Ihren Plan vor, und versuchen Sie, ihn mit Ihrem eignen Geiste und Ihren eignen Worten auszuarbeiten. Dieses ist ein einfältiger Vorschlag, den Sie selbst erweitern können. Ich bin ꝛc.

G.

LXII.

An den Herrn Hofrath * *.

Ich kann den Herrn Sohn nicht von unsrer Akademie gehen lassen, ohne ihm das rühmliche Zeugniß des Fleißes und der guten Sitten, das er vor vielen Andern verdienet, zu ertheilen; und ich thue dieses mit dem größten Vergnügen, und zugleich mit der strengsten Aufrichtigkeit. Sind die ersten Monate seines akademischen Lebens nicht die glücklichsten für ihn gewesen: so hat er die übrige Zeit seines hiesigen Aufenthaltes desto mehr zu seinem Glücke angewandt. Ich kenne ihn genau, ich habe ihn ganze Jahre fast alle Tage gesprochen, und bin bis zur Freundschaft mit ihm umgegangen. Ich kenne seinen Verstand, sein Herz und seine Geschicklichkeit. Alles dreyes macht ihm Ehre, und Sie können diesen würdigen Sohn nicht ohne Freude und Segen sich entgegen eilen sehen. Er ist ein guter Wirth gewesen, und hat doch die Regeln des Wohlstandes auf das genauste beobachtet. Er hat die schönen Wissenschaften getrieben, ohne die höhern zu verabsäumen. Er hat die besten Gesellschaften besucht, und die wackersten jungen Leute zu Freunden gehabt, ohne seinem Fleiße zu schaden; und selbst sein Fleiß ist die Ursache gewesen, daß man seinen Umgang gesucht hat. Da ich gewiß weis, daß Sie kein Mißtrauen in mein Zeugniß setzen können: so weis ich auch gewiß, daß es Ihnen die angenehmste Nachricht seyn muß. Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich

ein Vater wäre, und ein redlicher Mann sagte mir so viel Gutes von meinem Sohne, und zwar aus Pflicht und Ueberzeugung! Ich wünsche Ihnen also zu diesem so lieben Sohne, zu seinem glücklichen Abzuge von der Akademie, zu aller der Freude, die er Ihnen und seinem Vaterlande machen wird, von Herzen Glück, Ihnen und Ihrer Frau Gemahlinn; und so ungern ich ihn verliere, so sehr werde ich ihn stets lieben und hochschätzen.

Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung

1757. G.

LXIII.

Lieber Herr von Bose,

Indem ich nur etliche Zeilen von Ihnen hoffe und wünsche, erfreuen Sie mich mit einem langen Briefe aus dem Innersten Ihres Herzens geschrieben, und deswegen für mich so schön, und für mein Vergnügen viel zu kurz. In der That verdiene ich Ihre Liebe; aber so groß, als sie ist, habe ich sie noch nicht verdienet; und dennoch nehme ich sie an, als ob sie mir gehörte, und als ob ich sicher wüßte, daß ich sie zeitlebens würde behaupten können. Fahren Sie fort, mir dieselbe in meiner Abwesenheit durch Briefe genießen zu lassen, ich bitte Sie darum. Aber auf Unkosten Ihres Fleißes will ich keine Briefe haben. Ich bin mit wenigen Zeilen und mit den Augenblicken

zufrieden, die Ihnen Ihre Bücher und der Umgang noch frey lassen. Mir ist mehr Zeit übrig, so kann ich auch mehr und öfter an Sie schreiben. Ja, jede Stunde, die Sie bey unserm W** zubringen, soll mir einen Brief gelten. Eben dieses, daß Sie die Freundschaft dieses Mannes schätzen, vermehrt mein Vergnügen und Ihr Verdienst, und sein Umgang ist für Sie, so gesetzt Sie auch sind, und für mich, so alt ich auch bin, immer eine Schule, und eine desto nützlichere, je angenehmer sie ist.

Wie bald ich nach Leipzig kommen werde, mein lieber Bose, dieses steht auf gewisse Weise nicht mehr bey mir. Ich habe es, mich zu beruhigen, dem Rathe und dem Rufe meiner Freunde überlassen. Es ist wahr, ich lebe, weil ich mich nicht genug beschäfftigen kann, zu einsam; allein genug, daß ich an einem Orte lebe, wo man mich gern sieht, und wo mich mein Schicksal hingeführt hat. Um nicht ganz unnütze zu leben, und einigermaßen dankbar zu seyn, unterrichte ich itzt täglich die beiden jungen Herren von Z**, eine Arbeit, die, wenn ich ein stolzerer Gelehrter wäre, mir sehr geringe vorkommen würde, und die mich doch, wenn ich an den Nutzen denke, beruhiget. Ist man im vierzigsten Jahre wohl zu alt, um sich mit seiner Weisheit bis zu dem zehnten und eilften Jahre herab zu lassen, und den Saamen derselben in die Herzen der Kinder zu streuen? Gesetzt, die Umstände unsrer Akademie sollten schlechter werden, als ich fürchte: so würde ich mich keinen Augenblick

blick schämen, einen Hofmeister abzugeben. Besser ein arbeitsamer Informator, als ein müssiger Professor! Und wer kann immer Bücher schreiben? Ich am wenigsten; und die ausgestandne Krankheit hat mich auf lange Zeit zum Nachdenken und Sitzen unfähig gemacht. — Leben Sie wohl, meine Schüler kommen. Ich liebe Sie, und bin Zeitlebens Ihr Freund und Diener,

Bonau, den 5. Dec.
1757. G.

LXIV.

An Ebendenselben.

Ich halte es allerdings für eine besondre Vorsehung, daß Ihnen ein Antrag, wie der C*** ist, und noch dazu in dem Augenblicke geschieht, da Sie Leipzig verlassen müssen, und eine nähere Bestimmung Ihres Schicksals erwarten. Gehen Sie nach C**, das verlange ich von Ihnen als Ihr Freund und ehmaliger Führer; ich hoffe sicher, Sie gehen Ihrem Glücke entgegen. Aber wollen Sie erst die Antwort von P** erwarten? Ich dächte nicht, sondern ich erwartete Sie in dem Hause des Herrn von B***, nicht als Regierungsrath, sondern als ein Fremder, der sich bey Hofe bekannt machen will. Was ist das für ein Herr von B***? Kenne ich ihn? Es muß ein wackrer, ein vortrefflicher Mann seyn, wie ich

aus seinem ganzen Briefe sehe, der mit so vieler Einsicht, Freundschaft und Geschmack geschrieben ist. Empfehlen Sie mich seiner Gewogenheit nachdrücklichst. — Lieber Bose, gehn Sie getrost. Gott, den Sie fürchten, wird Sie allezeit wohl führen, gesetzt, daß auch dieser Weg der nicht wäre, den Sie zu Ihrem künftigen Glücke gehen sollen. Er gefällt mir unendlich besser, als der Weg der Reise in fremde Länder. Sie können nützen, ohne zu reisen, und haben Lebensart, ohne sie in fremden Ländern zu suchen. — — — Leben Sie wohl, und bleiben Sie stets der, der Sie zeither gewesen sind, so werden Sie in allen Umständen des Lebens glücklich seyn, wenn Sie auch das Glück der großen Welt nicht machen. Ich umarme Sie, segne Sie im Herzen, und bin ewig Ihr Freund.

Störmthal,
den 10. April 1760. G.

LXV.

An Ebendenselben.

Jeder Brief von Ihnen überführt mich immer stärker, daß Sie unter meinen jungen Freunden einer der glücklichsten und dankbarsten sind; und so lange Sie das edle Mißtrauen gegen sich selbst, und das große Vertrauen zu der göttlichen Hülfe fühlen, das Ihren letzten Brief erfüllt:

füllt: so sind Sie auf allen Wegen, wenn sie auch noch so gefährlich wären, (und der Hof hat freylich die gefährlichsten) dennoch sicher. Seyn Sie getrost! der Freund, den Sie itzt entbehren, ist Ihnen entweder zu Ihrer Tugend nicht nothwendig, oder sein Dienst wird Ihnen durch eine unsichtbare Hand ersetzet. Machen Sie sich indessen Ihre abwesenden rechtschaffnen Freunde oft in Gedanken gegenwärtig. Reden Sie mit Ihnen, fragen Sie sie in zweifelhaften Fällen um Rath, und geben Sie nur auf das Acht, was Ihr eignes Herz im Namen des Freundes sagen wird; und Sie werden Rath und Trost finden. Unser bester Freund, liebster Bose, zu allen Zeiten und in allen Umständen, ist doch die Religion. Diese lehrt unsern Verstand nicht nur die Regeln der wahren Weisheit; sie giebt auch unserm Herzen Kraft und Lust, diese Regeln auszuüben; und das letzte kann uns kein Freund, keine Philosophie, kein menschlicher Lehrer, auch der beste nicht, gewähren. Seyn Sie also getrost und stark durch die Kraft der Religion. Kommen Hinderniße, Gefahren, süße Reizungen, so lassen Sie sich nicht erschrecken. Sie sind nie allein, denn jeder Tugendhafte hat seine unsichtbaren Beschützer. Der Engel des Herrn lagert sich um die her, so ihn fürchten, und hilft ihnen aus; nicht blos aus leiblichen Gefahren; denn die geistlichen sind ja die wichtigsten! Und wieviel vermag nicht das Gebet des Gerechten, wenn es ernstlich ist! Wer sich auf sein Herz und seinen Verstand verläßt, ja der

ist allezeit schwach, wenn er ein Held seyn soll; aber wer sich durch das Vertraun auf die Hülfe des Herrn stärkt, und wacht, und betet, und kämpfet, der kann nie über Vermögen versucht werden, und ruft in seinem Siege dankbar mit einem David aus: Gelobet sey der Herr, der mein Gebet nicht verwirft, und seine Güte nicht von mir wendet! Ich freue mich, liebster Bose, daß ich diese Sprache mit Ihnen reden kann; eine Sprache, deren wir uns, wie im Umgange, so auch in vertrauten Briefen, nur gar zu oft schämen, und in der wir doch denken müssen, wenn wir anders von unserm wahren Glücke richtig denken wollen. Die Nachrichten von mir habe ich bis zum äußersten Ende meines Briefs versparet, damit ich sie Ihnen gar nicht geben kann. Denn was würden sie anders seyn als Klagen? Doch nein; der Christ, auch wenn er klagen könnte, soll lieber danken, als klagen, und Materie zum Danke hat auch das ängstlichste Leben noch. Ich empfehle Sie Gott, umarme Sie, und bin zeitlebens der Ihrige.

Leipzig, den 6. Nov. 1760.

G.

LXVI.

An Ebendenselben.

Ihr frommer Brief vom vierten October verdienet eine lange und geschwinde Antwort, und je weniger ich das erste leisten kann, desto mehr will

will ich das andre beobachten, und Ihnen an eben dem Tage für Ihren Brief danken, an dem ich ihn erhalten. Leider habe ich über mein Glück, über das Sie sich so brüderlich erfreun, wenig Freude; aber genug, wenn ichs als eine unverdiente Wohlthat von Gott erkenne, und die erhaltne Pension zu meinem und Andrer Besten sorgfältig anzuwenden mich bemühe. Ich bin noch krank, liebster Bose, das ist gewiß. Indessen will ich nicht klagen, sondern Gott preisen, der auch die schwerste Last nie über unser Vermögen steigen läßt, und mit unsrer Schwachheit täglich Geduld trägt, wenn nur unser Herz aufrichtig ist. Er gebe Ihnen und mir das Glück, das wir Beide nach unsern verschiednen Umständen wünschen, und lasse Sie die Früchte einer frühen Gottseligkeit in einem langen zufriednen und der Welt nützlichen Leben schmecken. Erfahrung auf der Bahn der Tugend bringt Hoffnung, Hoffnung aber läßt nicht zu Schanden werden. Dieser Trost muß Sie in den künftigen Gefahren desto muthiger machen, je glücklicher Sie durch Gott die Gefahren der ersten Jahre überstanden haben. Helfen Sie aus Dankbarkeit nun denen fort, die diesen Weg der Jugend erst zurück legen müssen, und werden Sie ihnen, so wie Sie können, Rath und Hülfe und Beyspiel. Zu Ihrer erhaltnen Domherrnstelle wünsche ich Ihnen von Herzen Glück. O ja, liebster Bose, Ihr Leben hat sehr viel sichtbare Spuren der göttlichen Fürsorge; und wie glücklich sind Sie, daß Sie dieselben so dankbar bemerken,

und insonderheit diejenigen Wohlthaten am meisten schätzen, die Andre oft am wenigsten wahrnehmen, ich meyne die geistlichen. Gott lasse es Ihnen allezeit wohlgehn!

Leipzig, am 8. Oct. 1761.

G.

LXVII.

Gnädige Frau,

So wenig Sie auch meine Danksagungen für Ihre Gnade verlangen, so bleibt es doch meine Pflicht, sie Ihnen abzustatten; und wer unterläßt gern eine angenehme Pflicht, auch wenn sie nicht verlanget wird? — So weit, gnädige Frau, war ich in meinem Danksagungsschreiben gekommen, als ich durch eine Begebenheit unterbrochen wurde, die ich Ihnen nicht verschweigen kann.

Mein Famulus trat herein, übergab mir einen Brief nebst einem Päcktchen und sagte: „Eine „Frau, die ich nicht kenne, brachte diese Sachen.“ Ich erbreche den Brief; aber es steht kein Wort darinne. Ich erbreche das Packet, finde ein Schächtelchen, ein Arzneyschächtelchen, dessen Titel ein Lebenspulver versprach, das für alle mögliche Krankheiten helfen soll. Nun dachte ich, das muß eine sehr mitleidige Seele seyn, die dich ungebeten curiren will, und öffne das Siegel.

Ich

Ich fand keine Arzney, aber das ganze Schächtelchen voll Louisdore, und bey diesem Gelde war wieder keine Zeile. Ich sehe nach dem Siegel; aber das Siegel war ein Kopf, der allen Menschen ähnlich sah. Ich rufe meinen Famulus: — Wo ist die Frau hergewesen, die ihnen diesen Brief gegeben hat? — Das weis ich nicht. Sie sagte, der Herr Professor wüßte schon, von wem der Brief käme. — Also war ich berichtet. Vergeben Sie mir, gnädige Frau, daß ich Ihnen diese kleine Geschichte so sorgfältig erzähle, als ob sie für Sie selbst merkwürdig wäre. Wenigstens würden Sie mir eine große Gnade erweisen, wenn Sie mir einen Rath ertheilen wollten, was ich mit diesem mir ziemlich verdächtigen Gelde anfangen soll. Es ist mir Niemand etwas schuldig, und die Schuldner verschweigen auch ihren Namen nicht. Geld in einer Arzneyschachtel? Könnte das Geld, oder der Brief, oder die Schachtel wohl gar vergiftet seyn? Aber ich bin ja kein großer Herr, und ich habe auch in meinen Schriften Niemanden beleidiget, einige übereilte Stellen wider das Frauenzimmer ausgenommen; doch diese Stellen stehen in den Fabeln und sind auch Fabeln. Wie soll ich mich also vorsichtig genug bey diesem Gelde verhalten? Soll ichs in meine Chatoulle legen, so könnte es vielleicht ungerechtes Gut seyn, und mir ein Unsegen werden? Es soll auf Ihren Ausspruch ankommen, ob ichs behalten, oder lieber den Armen, oder Ihrer Königl. Maj. in P** geben soll. Vielleicht ist es selbst eine Wohlthat von diesem

Herrn,

Herrn, wenn er etwan durch die dritte Hand erfahren hat, daß ich mich in * * ankaufen will. — Mir wird Angst, gnädige Frau, ich weis nicht warum; und ich werde, ohne Ihren Rath abzuwarten, mich mit der Schachtel auf einen Wagen setzen, und das Geld bey Ihnen gerichtlich deponiren, bis ich mehr Licht erhalte. In diesem Falle darf ich auch meine angefangene Danksagung nicht fortsetzen; denn Sie erzeugen mir doch wieder neue Gnade, wenn ich mit meinem Deposito ankomme. Den Herrn Gemahl habe ich gestern nach meiner Ankunft aufgesucht; aber vor der Mahlzeit war er nicht zugegen, und um fünf Uhr war er abgereiset. Eine neue Ursache zur Reise nach * *! Ich bitte also unterthänig, daß Sie mir auf diesen Brief keine schriftliche Antwort ertheilen. Ich bin

Leipzig, den 14. Oct.
1758.

G.

LXVIII.

Theuerste Freundinn,

Sie haben Ihr böses Fieber wieder bekommen, und zwar bald nach meinem letzten Briefe? Das ist traurig. Bald dürften Sie denken, daß ich Ihnen das Fieber ancorrespondirte; und wer weis, ob Sie es nicht schon gedacht haben. Aber ich armer Mensch, ich bin wohl unschuldig; und warum sollten meine Briefe, meine treuherzigen

Briefe,

Briefe, eine so böse Wirkung thun? Nein, ich wage es getrost, mitten in Ihrem Fieber an Sie zu schreiben. Hat doch ein Poet ehedem durch sein Trauerspiel ein Gespenst vertrieben, wer weis, ob ich durch meine Prosa nicht auch ein Fieber wegschreiben kann. — „Aber das Trauerspiel war schlecht.“ — Nun, deswegen machen Sie sich keinen Kummer. Ich bin seit dem dritten Feyertage so hypochondrisch, daß ich mir zutraue, es mit jedem Menschen in schlechten Briefen und Gedichten aufzunehmen, und, um witzig zu werden, mich selbst zu übertreffen. Ich wollte nach Bonau reisen, und machte alle Anstalt, und blieb da. Ich wollte nach Welkau mit meinem Bruder reisen, und schickte nach dem Wagen, und blieb da. Ich wollte meinen Gönnern zum neuen Jahre Glück wünschen, ich setzte mich nieder und schrieb an keine Gönner, ich schrieb an meine Freundinn, die das Fieber hat. So zweydeutig sieht es heute und gestern in meinem Herzen aus; und ich sollte keinen Brief zuwege bringen können, vor dem sich das Fieber fürchten müßte? — Aber, werden Sie fragen, warum sind Sie denn so hypochondrisch? Ja, liebe Freundinn, dieses kann ich Ihnen nicht so genau sagen. Die Bücher — o hüten Sie sich vor den Büchern! Die Civil- und Militairbesuche; o wenn doch keine nach ** kämen! Die vielen Briefe, in denen nichts steht, als daß ich antworten soll, und auf die ich nichts zu antworten weis; o hüten Sie sich vor den Briefen, auch vor

den

den meinigen, wenn Sie können. Ich las unlängst, daß der Poet Campistron zugleich Sekretair des Herzogs von Vendome, und nicht gar zu sorgfältig in Beantwortung der Briefe gewesen, und ich gewann den Mann heimlich lieb. Ich las fort, und fand, daß er bey dem Beschlusse eines alten Jahres mit vieler Mühe ein großes Packet Briefe verbrannt, und daß der Herzog, der ihm zugesehen, gesagt habe: le voila tout occupé à faire ses réponses! Dieser Gedanke, oder vielleicht die Sache selbst, gefiel mir unendlich, und wer weis, ob ich morgen zum letzten Tage im Jahre meine unbeantworteten Briefe nicht größtentheils auch so geistreich beantworte; — Und ich, Herr Professor, die Ihrigen vielleicht auch so — Von Herzen gern, nur diesen nicht, wenn er etwan für das Fieber gut seyn sollte. — Vier ganzer Seiten zu beschreiben, und das mit Nichts? Ja wohl, liebste Freundinn, das kann Niemand so leicht, wenn er nicht sehr hypochondrisch ist. Mein Herz sagt mirs, daß Sie das Fieber itzt verläßt, ich kann also mit Ehren schließen. Leben Sie wohl.

Leipzig,
den 29. December
1758.

G.

LXIX.

LXIX.

An den Freyherrn von Crauſſen.

So wie ich Niemanden weis, der ſich um meine Mutter verdienter gemacht, als Sie, großmüthiger Freund, ſo haben Sie auch unter allen meinen Freunden das Recht, ihren Tod zuerſt zu erfahren. Vor wenig Stunden erhielt ich die Nachricht davon, und kaum habe ich die erſten Regungen der Liebe und des Schmerzes durch kindliche Thränen befriediget: ſo ſchreibe ich an Sie; das Wichtigſte, was heute mein gerührtes Herz thun kann und will. Der Tod meiner Mutter iſt am 23ſten dieſes Monats erfolget; und ſie iſt geſtorben, wie ſie gelebet hat, ſanft und fromm. Ich bin zwar nicht bey ihrem Ende geweſen; aber ich weis es ſicher, daß ihr letzter Segen mich und Sie zum Gegenſtande gehabt hat. Im Namen dieſer Seligen alſo danke ich Ihnen, theuerſter Gönner und Freund, hiermit für die liebreiche Wohlthat, mit der Sie dieſelbe ſo viele Jahre erfreut, und in ihrem Alter geſtärket haben. Gott belohne Sie mit den Jahren meiner Mutter; ſie hat achtzig Jahre gelebet; und mit ihrem Ende; ſie iſt freudig und ſanft eingeſchlafen, und ihr letztes Wort iſt Dank und Preis Gottes geweſen. Es iſt meiner ſeligen Mutter unbegreiflich vorgekommen, wie ein Fremder ihr eine ſo große und langwierige Gutthat erweiſen könnte, die ſie nicht verdienet hätte, und ihr Sohn eben ſo wenig; wird es der Nachwelt nicht eben ſo unglaublich vor-

kommen,

kommen, wenn sie vielleicht erfährt, daß ein gelehrter Herr und Kenner der Wissenschaften, außerhalb meinem Vaterlande, mir, ohne daß ich vorher seinen Namen gekannt, eine jährliche Pension auf die großmüthigste und verborgenste Art angeboten, und da ich sie verbeten, sie meiner Mutter, die er aus meinen Briefen gekannt, bestimmt hat? Ich habe meine Mutter außerordentlich geliebet, und so werde ich ihren Wohlthäter auch bis an mein Ende außerordentlich lieben und verehren, und wie das erste meine Schuldigkeit war, so thue ich auch im andern Falle noch nichts als Schuldigkeit. Ja, theuerster Freund, so erkenntlich ich im Herzen bin; so bleibe ich doch stets ein Schuldner, der nicht weis, wie er in der That dankbar seyn kann. Mit dieser Empfindung bin ich zeitlebens.

Leipzig, den 25. Jan.
1759. G.

LXX.

An die Frau Gräfinn von * *.

In diesem Augenblicke erinnere ich mich, daß morgen ein sehr feyerlicher Tag für Sie einfällt. Möchte ich doch mit meiner Freude und mit meinem Glückwünsche der erste seyn! Ja, theuerste Gräfinn,

Noch oft wird dieser Tag ein Fest des Dankes seyn,
Noch oft des Grafen Herz erfreun,

Noch

Noch oft der Kinder Wunsch erneun,
Noch oft der Enkel Wollust seyn:
Da wirst Du, Gräfinn, noch in langen langen Jahren
Des Lebens größtes Glück erfahren,
Das Glück der Lieb und Zärtlichkeit,
Der Tugend und Zufriedenheit,
Das Glück mit Kindern edler Gaben,
Die Welt und dich erfreut zu haben,
Das Glück mit den verliehnen Gaben
Die Menschen gern beglückt zu haben,
Das Glück der oft vollbrachten Pflicht,
Mehr Glück hat dieses Leben nicht.

1759. G.

LXXI.

Theuerste Freundinn,

Was soll das bedeuten? Heute, Mittwochs, vor acht Tagen erhielt ich mit der Preußischen Post hundert Thaler; und eben itzt erhalte ich wieder hundert Thaler, unter eben dem Siegel und von eben der Hand. Ich bin erschrocken, daß ich zittre; und ich erschrecke noch mehr darüber, daß ich weder Freude noch Dankbarkeit genug bey meinem Geschenke empfinde. Wer will mich wieder mein Wünschen reich machen? Und wie werde ich die Wohlthaten anwenden, die mich Gott so unverdient, durch unbekannte Hände empfangen läßt! Ich seufze um Gesundheit und Geduld, um

Lust und Kraft zur Arbeit; und ich bekomme einmal über das andre Geld. Ich gäbe gern alles, was ich habe, darum, wenn ich das Uebel, das mich diesen Frühling wieder und weit heftiger befallen hat, von mir entfernen könnte. Soll ich lernen, daß alles in der Welt ohne Gesundheit keinen Werth für das Herz des Menschen hat; und daß Gelassenheit und Geduld unendlich größre Güter sind, als Reichthum und Ehre? Ach, theuerste Freundinn, die erhaltnen Wohlthaten sind wohl Prüfungen für mich; aber auch, wenn sie dieses sind, muß ich sie mit Dank annehmen. Ich will gegen Andre gutthätig zu seyn suchen, wie es Andre gegen mich sind, ohne Geräusche und stets aus Religion und Dankbarkeit gegen Gott, unsern höchsten Wohlthäter. Dieses will ich thun und nicht weiter forschen, woher und warum ich so viel Geld erhalte. Ich schicke Ihnen das Billet mit, das bey dem Geschenke lag; vielleicht lesen Sie es lieber, als diesen meinen Brief.

1760. G.

LXXII.

Liebster Häseler,

Als ich heute, am grünen Donnerstage, in den Gedanken der feyerlichsten Handlung der Religion, die ich eben verrichtet hatte, nach Großbosens Garten gieng, kam mir vor demselben ein

Brief-

Briefträger mit dem Briefe an den seligen Schmehr entgegen. Ich erbrach ihn mitten auf dem Wege, las, erschrack, las ihn noch einmal, sah gen Himmel, und konnte weder beten noch weinen. Aber ich gieng zurück in mein Haus; und nun habe ich das erste, und ich denke, auch das andre gethan. Also stehen Sie, mein theuerster Freund, nahe an den Pforten der Ewigkeit? Gott, der barmherzige Gott, stärke Ihre fromme Seele im Glauben zum ewigen Leben, und lasse die Tage, oder Stunden, die er Ihnen noch auf der Erde bestimmet, zu Stunden der Standhaftigkeit im Leiden, zu Stunden des Trostes und der Freude in Gott, Ihrem Heilande, und für die, die um Sie sind, zu lehrreichen Stunden werden! O wie glücklich, wie überglücklich sind Sie, bester Freund, daß Sie freudig und selig zu sterben durch die Religion gelernet haben! Ihr Brief, den ich itzt vor mir habe, Ihr Brief voll Christenthum und Ergebung in den göttlichen Willen, ist Ihre größte und rühmlichste That auf Erden, und er soll nicht von mir kommen. Sie thun noch, indem Sie sterben, einem Manne Gutes, der schon vor Ihnen zu Gott gegangen ist, und da für seinen Wohlthäter betet. Sagen Sie ihm in der Ewigkeit dereinst, daß Ihre letzte Wohlthat, die ihn nicht mehr gefunden, durch meine Hände andre Arme erquicket hätte. Ach, liebster Häseler, ich weine und umarme Sie im Geiste, und segne Sie mit Wünschen der Liebe, und erbaue mich aus Ihrem Briefe, aus Ihrer Gelassenheit und

Ihrem Glauben. Ja, es gehört zu den Wohlthaten des heutigen Tages, daß ich Ihren Brief erhalten. Ich soll an meinen Tod denken, indem ich den Ihrigen fühle; ich soll für Sie beten, und mich zum Beweise der Liebe der Religion, über Ihre Seligkeit erfreuen, an dem Gedächtnißtage der Leiden des Sohnes Gottes erfreuen, der die Auferstehung und das Leben, der ewig unsre Gerechtigkeit, und im Tode allein unser Trost und unsre Stärke ist. Vor wenig Tagen las ich in einem gedruckten Schreiben des D. Young eine Nachricht von dem Tode des großen Addison, die mich ganz entzückt und zugleich gedemüthigt hat. Als er auf seinem letzten Lager die Aerzte aufgegeben, und sich allein zu Gott seinem Erlöser gewandt, befahl er, daß man einen seiner jungen Anverwandten rufen sollte. Er kam, Addison lag ruhig und schwieg. Ich komme, sagte der Jüngling, Ihre letzten Befehle zu hören, die ich heilig erfüllen werde. Was haben Sie mir zu befehlen? Nichts, versetzte Addison, Sie sollen sehen, in welchem Frieden ein Christ sterben kann. — Und bald darauf starb er. Ihr Ende, wenn es Gott beschlossen hat, gleiche dem Ende dieses frommen Mannes, und meines sey selig in Christo, wie das Ihrige!

Hat Gott uns seinen Sohn geschenkt,
(So laß mich noch im Tode denken)
Wie sollt' uns der, der ihn geschenkt,
Mit ihm nicht alles schenken!

O was hätte ich an meinem Communiontage bes-
sers thun können, als an meinen sterbenden Häseler
schreiben! Aber ich bin sehr bewegt, ich weis nicht,
was ich Ihnen sagen soll; ich möchte Sie wohl in
dieser Welt noch sehen! In der seligen sehe ich Sie;
das hoffe ich zur Gnade Gottes. Diese sey mit
Ihnen und mir! Also leben Sie wohl, und also
sterben Sie, wenn Ihre Stunde kömmt, christ-
lich groß. Ich bin ewig Ihr Freund,

1760. G.

LXXIII.

Gnädige Gräfinn,

Herr S** hat mir erzählet, mit wie vieler Ge-
lassenheit und Ergebung Sie Ihre so schwere
und langwierige Krankheit tragen. So sehr ich
Sie beklage, daß Sie so viel leiden, so erfreue
ich mich auch zugleich, daß Sie so viele Menschen
an Weisheit und Religion und also auch an wah-
rer Glückseligkeit übertreffen. Vielleicht schenkt
Ihnen Gott bald die Gesundheit wieder; ich wün-
sche es nicht nur, sondern ich hoffe es zuversichtlich.
Aber gesetzt, er versagte sie Ihnen länger: so füh-
len Sie doch bey aller Ihrer Krankheit den Trost,
daß denen, die ihn lieben, alle Dinge zum Besten
dienen; und dieser Trost ist nichts anders, als die
Versichrung, daß wir hier für ein ewiges Glück
leben, zu dem wir bey allem unsern äußerlichen

Unglücke nur desto geschickter werden. Ich weis wohl, daß dieser Trost nicht immer gleich stark in uns ist; aber in einem so edlen und unschuldigen Herzen, als das Ihrige ist, kann er auch unter anhaltenden Schmerzen nie ganz schwach werden. Vielleicht sehen Sie in Ihren künftigen Jahren die besondern Ursachen, warum Sie in der Blüte Ihres Lebens die Last der Krankheit haben tragen müssen. Gewisse große und der Welt sehr nützliche Tugenden können ohne Widerwärtigkeiten nicht gebildet werden; und die das Glück vieler Andern werden sollen, müssen oft erst einige Zeit mit dem Elende dieses Lebens kämpfen. Ich bin mit der vollkommensten Ehrerbietung

1760. G.

LXXIV.

Theuerste Freundinn,

Ich bin in Bonau, und wenn ich Ihnen auch nicht versprochen haben sollte, von hier aus zu schreiben: so fühle ich doch, daß es auch ohne Versprechung meine Pflicht ist. Ich mache den Anfang meines Briefs mit einer kleinen Reisebeschreibung.

Den 10. May gieng ich mit Quasi-Postpferden, nachdem ich von halb fünf Uhr bis um sieben auf sie gewartet hatte, in der Gesellschaft meines Famulus und noch eines Studenten, herzlich unzufrie-

zufrieden nach Rippach ab. Der Himmel war sehr neblicht, aber mein Kopf war es noch mehr. Ohne Pelz fror ich, und im Pelze wollte ich verschmachten. Meine drey Pferde, ein weisses, schwarzes, und braunes, schliefen im Gehen, und der Postillion versicherte mich, daß er krank, noch viel müder als seine Pferde, und auf meine Reise gar nicht wohl zu sprechen sey. Ich trug alles dieses mit einer mürrischen Geduld, aß vor Unzufriedenheit eine halbe Semmel, die mir sehr bitter schmeckte, und kam endlich in Markranstädt an, wo die Pferde getränket und ein Schmidt und ein Wagner herbey gerufen wurden, um eine Besichtigung an meinem Wagen, der dem Grafen H** gehörte, anzustellen. Der Postillion behauptete, der Wagen würde nicht bis Rippach halten, wenn er nicht gemacht würde. Vermuthlich wollte er Zeit zur Erholung für sich und seine Pferde gewinnen; und der Schmidt sagte, wenn er nicht drey bis vier neue Schrauben von seiner Arbeit an diesen Wagen ansetzte, so würde er auf immer unbrauchbar bleiben. Mit dem Wagner ließ ich mich gar nicht ein, denn er sagte, der Mann, der diesen Wagen gebaut, müßte gar keinen Menschenverstand, und der ihn gekauft hätte, viel Geld übrig und nicht viel Verstand mehr als der Meister gehabt haben; kurz, ich war in der Gewalt des Schmidts, der eine Schraube nach der andern abriß und neue machte, und sie ansetzte, und mich einmal über das andre anfuhr, daß ich mit einer solchen Chaise zu fahren mir kein Gewissen machte.

Indem ich also hielt, kam die Frau von * * * mit ihrer Familie, sieben Personen in Einem Wagen. Ich mußte nothwendig aus dem meinigen aussteigen und sie becomplimentiren. — Wo wollen Sie denn hin, Herr Professor? — Nach Bonau, gnädige Frau. — Wo liegt das Bonau? — Bey Weissenfels, Naumburg und Zeitz — Es kann doch nicht bey allen drey Orten liegen? — Ach ja; es liegt bey allen dreyen: ich kann es nicht ändern. — Was wollen Sie denn in Bonau? — Nichts, auf der Welt nichts, gnädige Frau. — Ich schickte gestern in Leipzig nach Ihnen, Herr Professor: da ließ man mir sagen, Sie wären in * * bey * *. Sie reisen ja recht herum — Leider! und Sie sind nicht sicher, daß ich nicht zu Ihnen komme, wenn der Krieg noch länger dauert. — Herr Professor, fieng eine von den Fräulein an, Sie stehen ja mit Damen in Briefwechsel? — Ich? mit Damen? — Ja sehen Sie — ein allerliebster Brief — Ich mochte gerne nicht sehen noch wissen, was sie für einen Brief meynte, oder wie sie dazu gekommen wäre: genug, dieß Compliment und das Hämmern des Schmidts brachten mich vollends um alle meine Gelassenheit. Ich konnte auch der gnädigen Frau auf alle Fragen nichts weiter antworten, als Ja und Nein, und Nein und Ja. Dieses hatte die Wirkung, daß sie den Postillion fortfahren und mich glücklich nachkommen hieß. Es geschah auch. Ich erreichte Rippach um zwölf Uhr. Aber zu meinem Schrecken erblickte ich mich hier unter lauter Freyhusaren und Freybeutern.

beutern. Ich bat den Postmeister inständig, daß er mich bald fortschaffen und mir eine Stube allein geben sollte. Kommen Sie, sagte er, in meine Schlafkammer, sonst ist kein Winkel mehr leer. Ich gieng hinein, beseufzte mein Schicksal, daß ich nichts zu essen bekommen und doch auch keine Pferde haben konnte. Hier saß ich also, und nun traten sechs Officiere unangemeldet in mein Zimmer. Ich stehe auf und bücke mich. — Lassen Sie sich nicht stören, Herr Professor, fieng der erste an. Dieß hier ist der Rittmeister K**, ein großer Verehrer Ihrer Schriften, und ich bin der General S***. Wo gedenken Sie hin? — Nach Bonau, Herr General, komme ich ihnen etwan verdächtig vor? — Nichts weniger. Sie mögen wohl oft in Bonau seyn? Um Vergebung, wie hat ihnen das bekannt werden können? Eben so, Herr Professor, wie mirs bekannt ist, daß sie oft in ** sind, und oft Besuche von solchen Leuten haben, wie der Rittmeister K** ist. — Nunmehr trat der Rittmeister näher auf mich zu, mit einem sehr freundlichen Gesichte, und sagte mir, daß er mich sehr lieb habe, und mich gern läse. — Herr Professor, fuhr der General fort, ich bitte Sie, daß Sie diesen Mittag mit mir speisen; alsdann will ich Sie ruhig nach Bonau reisen lassen. — Nun dachte ich, das wird eine schöne Mahlzeit werden. Aber was hilfts? — Gehe mit, ehe man Gewalt braucht. Ich speiste also mit diesen Herren im Garten. Das Essen war sehr gut, und der Rittmeister und der General begegneten mir mit

vieler Freundschaft; ich aber konnte nicht essen und nicht trinken, so sehr sie mir auch zuredeten. Immer dachte ich, ich würde die ganze Nacht hier residiren müssen, und diese Furcht gab mir, wie ich vermuthe, ein so mürrisches Ansehen, daß sie sich wohl sehr über den menschenfreundlichen Professor wundern mochten: denn sie sahen mich immer einer um den andern aufmerksam an. Zu meinem Glücke bließ in der Hälfte der Mahlzeit ein Postillion. Halten Sie mirs zu Gnaden, Herr General, fieng ich an, der Postillion ruft mich; und sogleich stund ich auf, und zitterte heimlich vor der Arretirung. Aber nein, theuerste Freundinn; der General ließ mich sehr gütig von sich, und ich muß es rühmen, daß ich an seiner Tafel kein unanständiges Wort gehöret habe. Ich lief geschwind durch den Garten, sprang in den Wagen, und sagte zum Postillion: Fahrt zu, ich gebe euch doppelt Trankgeld. Alle Vorposten wollten mich aufhalten. — Wo kommen Sie her? — Wo werde ich herkommen? Von der Tafel des Generals. — Sind Sie der Herr Professor Gellert? — Ja wohl. — Nun so fahren Sie ruhig, wir haben Ordre, Sie nicht aufzuhalten. Fahrt zu Postillion! fahrt zu, rief ich aufs neue, indem ich voll Dank meinen Hut gegen die guten Husaren abzog. Der Postillion fuhr, was er konnte, und hörte gar nicht mehr, die Vorposten mochten rufen, wie sie wollten. Ich kam also wie im Trunke nach Bonau. Hier fand ich die gnädige Frau krank, und zwar krank über das Schrecken, das ihr den 8. May zwey Husaren von

demselben Corps gemacht hatten. Einer hatte sie erschiessen, der andere erstechen wollen, und sie selbst war von allen ihren Leuten, die von den Husaren durch Prügel waren verscheucht worden, verlassen, die Kammerjungfer ausgenommen. Ich erzählte dieser armen Dame meine in Rippach gemachten Bekanntschaften, und sie sah meine Ankunft für ein Glück an. Kurz, ich nützte mein Ansehn und schrieb, (an wen dächten Sie?) an den Rittmeister K***, und bat, daß er keine solche tyrannischen Husaren mehr nach Bonau schicken sollte, wenn er mich anders lieb hätte. Ich hoffe von diesem Briefe gute Wirkung. Vielleicht kann auch einmal ein demüthiger und friedfertiger Autor eine Dame beschützen, die alle Landstände vor solchen Anfällen nicht würden schützen können. Sie hat sich, da sie nicht mehr in Furcht ist, größtentheils erholt, und mir selbst befohlen, es Ihnen zu melden, in welcher Gefahr sie zeither beynahe seit vier Wochen gewesen. Dieß habe ich nun, deucht mich, sehr treulich gethan. — Itzt will ich also spatzieren gehen, und wünschen, daß keine Husaren wieder kommen. — Leben Sie wohl.

Bonau, den 12. May
1760. B.

LXXV.

LXXV.

An Ebendieselbe.

Ich liege noch immer zur Bedeckung in Bonau, und in der That ist zwischen mir und einem Husaren itzt eben kein großer Unterschied. Erst hatte ich meinen Quartierstand in * *, alsdann in * *, und nun stehe ich in Bonau; und alles, wessen ich mich bey meiner Freybeuterey rühmen kann, ist, daß ich den Leuten nichts mit Gewalt nehme. Gleichwohl zehre ich auf Kosten meiner Wirthe, und bringe sie über dieses um die Zeit, ja ich bin in einer gewissen Betrachtung noch schlechter, als ein Husar; denn anstatt daß dieser Tag und Nacht in Bewegung seyn muß, so bin ich Tag und Nacht im Müssiggange. Bey dieser Lebensart kann unmöglich viel Segen seyn, und daher mag auch wohl die heimliche Unruhe kommen, die ich auf meiner Stube, im Garten, und überall fühle. Ich sehe die Baumblüthe vor mir, und sie lacht mich nicht an. Ich höre die Nachtigallen, und bleibe immer kaltsinnig. Ich gehe nach Meineweh in das Fasanenholz, und es ist, als ob mir jeder Baum etwas vorzuwerfen hätte. Aber werden Sie sagen, wenn sie alles das fühlen und einsehen, warum gehen sie nicht zurück nach Leipzig, wo sie hingehören? Warum ich nicht zurückgehe? — — Die Frau von Z * * will mich nicht fortlassen. Sie spricht, ich würde vor den Feyertagen nichts in Leipzig thun; und ich, ich will dennoch fort, so sehr die gute Dame das Gegentheil

will.

will. Welcher Wille wird gelten? Heute ist Dienstag; nun muß sichs bald ausweisen. Leben Sie wohl.

Bonau, den 20. May
1760. G.

N. S. Hier schicke ich Ihnen die Antwort des Herrn Rittmeisters von K**. So lange ich hier bin, haben wir Ruhe gehabt.

LXXVI.

An Ebendieselbe.

Nun bin ich vollkommen gedecket. Ich habe Fußvolk und Reuterey, die Grenadier und die Garde, ich habe alles; denn ich habe vier Lazarete, so nahe als man sie haben kann, und mein ganzer Hof ist mit Soldaten angefüllt, von denen viele kränker und viele auch gesünder sind, als ich bin. Man kocht und bratet und wäscht um mich herum. Man lacht, man weint, man singt, man flucht, man betet, alles durch einander. Man löset hier Einen Arm ab, und setzet dort einen Fuß an. Der Eine redet von der Schlacht bey Torgau, und hält sie für die blutigste; der Andre zieht die von Collin noch vor. Der Eine redet von seinem Fleiße auf der Universität Halle und Jena, und der Andre versichert, daß er weder schreiben noch lesen könne. Der Eine lobt meine

Schrif-

Schriften, und weiset auf mein Kammerfenster; und der Andre lacht mich aus. Kurz, die Scene wird zu ernsthaft, und die Nachbarschaft zu groß und zu gefährlich. Ich muß fliehn, so sauer mirs auch ankömmt, mein sonst einsames schwarze Bret zu verlassen. In der Stadt ist vielleicht kein Haus sicher, und das noch sicher ist, nimmt mich darum nicht auf. Also muß ich aus der Stadt, und wohin? Nach Bonau? Aber Bonau ist fünf Meilen, und was will ich ohne Beschäfftigung in Bonau anfangen? Der Müssiggang ist so gut, als ein Lazaret, und vielleicht noch schlimmer. Doch genug, daß Sie wissen, daß ich bald von hier gehen werde, wenn ich Ihnen auch heute nicht sagen kann, wohin. Leben Sie indessen vollkommen wohl.

Leipzig, den 3. Dec.
1760. G.

LXXVII.

An Ebendieselbe.

Um Leipzig zu entfliehn, gehe ich nach **, und um ** zu entfliehn, den andern Tag wieder nach Leipzig; das ist sonderbar und zugleich traurig für mich. Hier sitze ich nun, trage meine eigne Last, die nicht klein ist, und die Last der Besuche, die mir fast unerträglich wird. O Ruhm, was bist du für ein Uebel! Die dich nicht haben, grämen

men sich, und die dich haben, beseufzen dich. Ein Brief über den andern wünschet mir Glück zu der Gnade des Königs. Ja, liebste Freundinn, es ist nicht zu glauben, und doch wahr, ich komme tausend Leuten erst ehrwürdig vor, seit dem der König mit mir gesprochen und mich gelobt hat; und ist denn sein Lob vor dem Richterstuhle der Vernunft und des Gewissens wirklich mehr, als der Beyfall eines andern Menschen? — So viel den 30. December 1760.

Den 31. December. Der letzte Tag im Jahre, und also auch der letzte Brief dieses Jahres, den ich an Sie schreibe! Und diese dreyhundert und fünf und sechzig Tage, merkwürdige Tage für Sie, und noch mehr für mich, sind also vorbey?

Ja, wiederum ein ganzes Jahr vollbracht!
O schau mein Geist in dieses Jahr zurücke,
Denk an dein tausendfaches Glücke,
An jeden frohen Tag, an jede sanfte Nacht;
Und danke du, bey jedem Blicke
Auf dein und deiner Freunde Glücke,
Dem Gott, der deines Glücks gedacht.
Dann schau auf deine bösen Tage,
Und zähle sie und freue dich;
Sie sind vorbey. O sieh, wie manche Plage,
Die dich so lange drückte, wich,
Und die noch blieb, verminderte doch sich!
Und jedes Kreuz, war dieß nicht Glück für dich?
So danke Gott auch für die bösen Tage!
Für die Geduld, die dich das Leid gelehrt,
Für das Vertraun, in dem es dich bewährt,

Für

Für das Gebet, für jede fromme Klage,
Die Schmerz und Elend dich gelehrt.
So denk und tritt auf deines Lebens Pfade
Ins neue Jahr mit Dank und Muth,
Empfiehl dich Gott und seiner Gnade,
Was er verhängt, ist alles gut.
Aus Liebe hat er dir verborgen,
Was künftig ist, Glück oder Leid.
Drum sorg nicht für den andern Morgen.
Sey fromm und froh! Dieß sind die ganzen Sorgen
Des Lebens und der Seligkeit.

Diese Verse, liebste Freundinn, die ersten und letzten im Jahre 1760. mögen die Stelle eines Briefs vertreten; wenigstens sind sie die natürlichsten Gedanken bey dem Schlusse eines Jahres. Sie werden sich freuen, ich weis es, daß meine Gedanken die Ihrigen sind, und es ist kein besser Mittel, das neue Jahr froh anzufangen, als wenn man das alte ernsthaft beschließt. In der That ist mein Herz so unartig, daß es heute lieber klagen, als danken möchte; aber so gut, oder vielmehr so schlimm, soll es ihm nicht werden. Es ist wahr, dieses Jahr ist eines der traurigsten meines Lebens gewesen; ja ich kann noch mehr sagen, seine Last ist mir größer gewesen, als die ganze Last aller der vierzig Jahre, die ich unter mancherley Unfällen durchlebt habe. Aber genug, dieses Jahr ist überstanden, und wer hat es mir überstehen helfen? Könnte ich alles übersehen, so würde ich vielleicht wahrnehmen, daß eben dieses bittre Jahr die größte Wohlthat sey, für die ich Gott am meisten zu

danken hätte. Wir kennen uns so wenig, und was uns wahrhaftig gut ist, auch so wenig, daß wir oft unser Glück für Unglück ansehn, weil wir nur an den gegenwärtigen Schmerz und nicht zugleich an das Vergnügen denken, das aus diesem Schmerze für uns gebohren wird. Dank und Preis sey also Gott auch für dieses traurige und schmerzhafte Jahr, und für alle Demüthigungen seiner Hand, und für allen Trost in den bösen Stunden! Um froh zu sterben, will ich leben; gesetzt, daß ich auch nicht ganz froh leben kann, genug, wenn ich ohne Ungeduld und mit Hoffnung leben kann. Ich will Ihnen die Wünsche, die ich für Sie und Ihr ganzes Haus thue, nicht namentlich hersetzen. Ich will diese Pflicht im Stillen ausüben, und mich im voraus freuen, daß es Ihnen nicht nur auf dieses Jahr, sondern auf viele lange Jahre und immerdar wohlgehen wird. Dieses gebe Gott; und so leben Sie denn wohl, voll Muth und Hoffnung, denn Sie sind allemal glücklich!

G.

LXXVIII.

Liebster Herr von R**.

Sie machen mir wegen meines Charakters einen großen Lobspruch in Ihrem Briefe, und wie glücklich würde ich seyn, wenn mir mein Herz sagte, daß ich das wäre, was ich nach Ihrer Meynung

bin! Allein mein Herz sagt oft nein. Indessen ist es mein Wunsch, der Mann zu seyn, der ich seyn soll, ja es ist auch mein Bestreben. Dieses ist es alles, was ich mir mit Wahrheit nachsagen kann; und wenn ich endlich besser wäre, als ich nicht glaube, wem hätte ich mein Gutes zu verdanken? Gewiß nicht mir. So aufrichtig also auch Ihr Lobspruch ist, mein lieber Herr von N**, so hat er mich doch weit mehr gedemüthiget, als erfreut; aber dennoch muß ich Ihnen dafür danken, und ich thue es mit dem freundschaftlichsten Herzen. Zugleich versichre ich Sie, daß ich Sie, nachdem ich Sie persönlich habe kennen lernen, noch weit mehr liebe, als vorher durch alle günstige Beschreibungen, die mir der Herr von B** von Ihnen gemacht; denn ich kenne Sie nunmehr selbst als einen Freund der Wissenschaften und Verehrer der Religion und als den angenehmsten Gesellschafter. Gott lasse Sie lange zum Besten Ihrer Freunde, und zum Glücke Ihrer Unterthanen, und zum Troste Ihrer Gemahlinn leben, und tausendfaches Gutes stiften! Ein solches Leben ist eigentlich ein wahres Leben.

Mein Aufenthalt in Bonau, der drey Wochen gedauert hat, ist für mich zwar nicht der ruhigste gewesen, aber ich würde undankbar seyn, wenn ich die frohen Stunden vergessen wollte, die ich auch an diesem Orte genossen. Kaum war ich wieder in Leipzig, so überfielen mich die Beschwerungen, die ich gemeiniglich im Frühlinge dulden muß, auf das heftigste, und die Woche vom 1. bis zum 7ten

Junius

Junius ist eine der schrecklichsten meines Lebens gewesen. Aber ich hoffe zu Gott, das Meiste überstanden zu haben, und preise seine Güte, daß es überstanden ist. Er gebe mir nur Vertrauen und wahre Geduld in den bösen Tagen. — — Leben Sie wohl, liebster Freund.

Leipzig, den 10. Jun. 1760. G.

LXXIX.

An Ebendenselben.

Was Sie mir in Ihrem letzten Briefe sagen, ist in der That sehr schön, aber in der Beziehung auf mich doch viel zu rühmlich. Es ist wahr, ich habe vieles nicht, was ich wünsche, und was vielleicht Andre besitzen, die es übel anwenden; aber ich habe doch unendlich mehr, als ich verdiene. Wer hat die Strophe gesagt?

Willst du zu denken dich erkühnen,
Daß Gottes Güte dich vergißt?
Er giebt uns mehr, als wir verdienen,
Und niemals was uns schädlich ist.

Wenigstens kann doch das Elend zur Uebung unsrer Tugend dienen, und in Absicht auf die Wirkung betrachtet, die das Elend nach sich ziehn soll, ist es auch Glück. Alle Züchtigung, so lange sie da ist, scheint uns freylich nicht Freude zu seyn, aber nachmals wird sie eine friedsame Frucht der

Gerechtigkeit, denen geben, die dadurch geübet sind. Diese tröstliche Wahrheit lehrt uns die Religion, wenn sie auch der Vernunft nicht helle genug scheinen sollte. Es ist wahr, liebster Freund, mein Leben wäre vielleicht mehr Ruhe, wenn mich eine liebe Gefährtinn durch dasselbe begleitete, aber nur vielleicht, vielleicht hätte ich unglücklich gewählt. Vielleicht hätte meine Frau nicht ganz nach Wunsche gewählt. Nunmehr ist mein beßres Leben vorbey, und dieser Gedanke verschwindet; aber genug, wenn mir Gott das Glück giebt, mein noch übriges Leben zu einem ruhigen Tode zu verleben; so habe ich ja unendlich viel, so habe ich alles. —

Die Gelassenheit, lieber Herr von R**, mit der Sie Ihren erlittnen Verlust tragen, ist mehr werth, als ein ganzes Ritterguth, so wie das alte Sprichwort: Krieg und Brand, segnet Gott mit milder Hand! reicher an Troste und Wahrheit ist, als hundert witzige Sentenzen. — — Ich bezeuge Ihrem würdigen Herrn Vater, Ihrer Frau Gemahlinn, und der Frau von K*** meine Ehrerbietung und Freundschaft.

Leipzig, den 29. Nov.
1760.

G.

LXXX.

An Ebendenselben.

Leipzig, den 2. Dec. 1761.

Ich bin so wenig der Verfasser der moralischen Erzählungen, daß ich sie nicht einmal genau kenne. Also hätte ich die erste Hälfte Ihres Briefs sehr entscheidend beantwortet. Möchte ich doch auch die andre Hälfte: Was lese ich, und wie soll ich lesen, daß ich weiser und besser werde? — so leicht und zuversichtlich beantworten können! Aber das ist eine schwere Frage; eine Frage, die ich aus Freundschaft Ihnen vor tausend Andern gern beantworten möchte, und die ich vielleicht nicht halb beantworten kann. Dennoch, was quäle ich mich? Sie kennen gewiß die besten Bücher aus der theologischen, moralischen, historischen und physischen Classe; und das sind eigentlich die Bücher, die unsern Verstand und unser Herz vorzüglich bilden und bessern können. Wie man lesen soll, das wissen Sie ja auch ohne mich. Wer die besten Bücher oft und viel mit Achtsamkeit liest, wieder liest, in der Absicht liest, sie auf seinen Verstand und sein Herz und sein Leben anzuwenden, sich das Vorzüglichste anmerkt, oft selbst aufschreibt, und sich fleißig daran erinnert; der hat gut gelesen.

Endlich, liebster Freund, braucht man, um weise zu leben, nicht sowohl viel zu lesen, als die Regeln der Weisheit sorgfältig, fortgesetzt und

täglich auszuüben. Der Unterricht in der Tugend und alle Beweisgründe von der Vortrefflichkeit derselben geben uns die Kraft und das ernsthafte Bestreben nicht, die Tugend selbst zu erlangen. Sie können uns wohl dahin bringen, einige Versuche im Guten zu wagen, schwache Versuche, die bald mißlingen, und uns sehr sauer werden; aber das wahre Vermögen und der anhaltende Eifer zum Guten ist nirgends als in der Religion enthalten. Wie diese von Gott ist, so ist auch die Kraft, die unser Herz ändert, bessert und tugendhaft macht, ein göttliches Geschenke, das uns durch die sorgfältige und tägliche Betrachtung und Beobachtung der Wahrheiten der Religion und durch Gebet von Gott mitgetheilet, und stufenweise vermehret wird; so daß wir, je mehr wir diese Gabe eifrig üben und anwenden, auch also immer durch unser ganzes Leben an Weisheit, Erkenntniß und Tugend zunehmen. Wir bleiben indessen unvollkommne Geschöpfe, die täglich fehlen. Aber unsre Tugend soll uns auch nicht gerecht vor Gott machen, unsre Tugend ist nur eine Frucht des Glaubens, der unser Herz reiniget, und unser Gewissen durch den Besitz eines unendlichen Verdienstes und der freyen Gnade Gottes beruhiget. Wer also die Schrift oft mit achtsamer und williger Seele liest, und mit ihr etliche wenige gute Bücher, in denen die Wahrheiten der Religion im Zusammenhange vorgetragen, oder ihre Lehren und Gebote erkläret, und dem Verstande und Herzen überzeugend und eindringend vorgehalten, oder auch

andre

andre historische und kritische Kenntnisse beygebracht werden, die zur Einsicht in die Schrift und ihren Innhalt vornehmlich dienen; von dem kann man sagen, daß er genug liest, um immer weiser und besser zu werden. Dieses ist so wahr, daß das mannichfaltige Lesen oft nur eine Zerstreuung unsrer erlangten Einsicht wird, so wie das beständige Lesen und die sonst rühmliche Begierde immer noch Ein gutes, noch Ein schönes Buch mehr zu lesen, oft nichts als Wollust und Flucht vor einem thätigen Leben ist. Indessen bleibt es immer gewiß, daß die, welche mehr Muße und Freyheit von bestimmten Geschäfften haben, auch eine Pflicht mehr tragen, ein gutes Buch zu lesen und zu nützen. Dieser guten Bücher, liebster Freund, haben Sie, so viel ich weis, viel. Gesetzt, Sie hätten ihrer nur hundert, und Sie läsen sie drey, vier, fünf und mehrmal: so würde es so viel seyn, als ob Sie ihrer so viel hundert hätten, ja Sie würden mehr Vortheile von Ihrer Lectüre haben, als der gierige Leser, der sie zu ganzen Tausenden liest, und in der Absicht, sich zu bessern, sein Leben verliest. Da Sie aber einmal so viel Vertraun in meinen Rath setzen: so wünschte ich, daß Sie mir ein Verzeichniß Ihrer kleinen oder großen Bibliothek schickten. Auf diese Weise würde ich entweder Ihr Verzeichniß nach meinem Geschmacke ergänzen, oder Ihnen diejenigen Werke vornehmlich empfehlen können, die ich für die besten und brauchbarsten halte. — — Leben Sie wohl.

G.

LXXXI.

An Ebendenselben.

Leipzig, den 1. Jan. 1762.

So wenig ich auch das Geld liebe; so hat mich doch Ihr Geschenke, eben weil es von Ihnen kam, unerwartet, am letzten Tage des Jahrs und in einer Stunde kam, da ich die genoßnen göttlichen Wohlthaten des verfloßnen Jahres überdachte und niederschrieb, es hat mich, sage ich, ungemein und bis zu Thränen gerührt. Göddicke war der Ueberbringer. Ich las Ihren Brief, gab ihm Göddicken erschrocken und sagte: Lassen Sie mich einen Augenblick allein, ich will sehn, ob ich die Freude der Dankbarkeit nicht auf frischer That empfinden, und meinem Freunde und Wohlthäter mit gerührtem Herzen Gutes von Gott wünschen kann. Ja, liebster Freund, wenn ich auch dieses alles thue, so thue ich nur immer Pflicht, und die natürlichste Pflicht. Sie aber haben mehr gethan. Ihr Brief ist mir eben so viel, ja weit mehr werth, als Ihr ansehnliches Geschenke; und ohne denselben hätten Sie mich nur halb erfreut, und halb sich verbindlich gemacht.

In der That haben Sie meinen itzigen Charakter und sein Fehlerhaftes genau getroffen. Er ist zum Theil eine Wirkung eines siechen Körpers und schweren Blutes, und ich suche ihn zu bestreiten, das kann ich mit Wahrheit sagen. Allein ob ich ihn genug, aus allen Kräften und zu allen

Zeiten bestreite, das will ich nicht sagen. Der Mensch, auch der, der seine Fehler erkennt und gern gut seyn möchte,

Der Mensch bleibt stets ein Kind, das meistens elend wählet,
Den Fehler bald bereut, und gleich drauf wieder fehlet.

Allein da wir einen höhern Beystand haben, so bleibt es stets unsre Pflicht, wider uns selbst zu streiten, und zu hoffen, daß wir siegen werden, wenn auch unsre Siege nicht merklich oder langsam sind. So viel Sie indessen Ursache haben, mich einer finstern Ernsthaftigkeit, die leicht zu dem Schwermüthigen führt, zu beschuldigen, so wenig trifft mich der Vorwurf einer zu großen Gutthätigkeit. Diese dichten Sie mir aus einer zu günstigen Meynnng von meinem Herzen und aus großer Liebe, ohne es selbst zu wissen, an. Eine zu leichtsinnige Eilfertigkeit giebt es bey dem Wohlthun, dieser könnte ich mich eher anklagen, aber wie sie oft aus Trägheit und Weichlichkeit entsteht, so kann sie am wenigsten auf die Rechnung einer zu großen Begierde, Andern wohl zu thun, geschrieben werden. Bis auf diesen Punkt ist Ihr ganzer Brief Wahrheit, Beredsamkeit und Liebe für mich. Ich danke Ihnen also für denselben eben so herzlich, als für das Geschenke. Gott lasse es Ihnen, theuerster Freund, und Ihrer würdigen Gemahlinn in diesem Jahre und in einem langen Leben vorzüglich wohl gehen und segne Sie für das Gute, das Sie mir aus Liebe erzeigen.

Lebe ich, so will ich ernstlich sorgen, Sie in diesem Jahre, so Gott will, auf Ihrem Landgute zu sehen, und bey Ihnen gesünder und heitrer zu werden. Möchte mir doch dieses Glück aufbehalten und lebenslang eine Materie der Dankbarkeit und Freude seyn! — — Ich würde Ihnen ein kleines Werk des verstorbenen Kirchmanns, eines Lehrers des Prinzen von Braunschweig, das den Titel führt: Kleine Schriften zur Beförderung der Religion und Tugend, besonders bey der Erziehung junger Standespersonen ꝛc. und vom Herrn Professor Gärtner vorige Ostermesse herausgegeben worden, mit diesem Briefe als ein Gegengeschenke, ob es gleich nur acht Groschen kostet, zuschicken, wenn es itzt in den Buchläden zu haben wäre. Es verdient, daß Sie es lesen und jungen Freunden empfehlen. Auch das Leben des Braunschweigischen Prinzen Albert Heinrichs, von Jerusalem beschrieben, ist vortrefflich, voller Beredsamkeit und Unterricht. Leben Sie wohl mit Ihrer theuersten Gattinn.

G.

LXXXII.

An Ebendenselben.

Bald werde ich die Furchtsamkeit, mit der ich Ihre freundschaftlichen Wohlthaten annehme, für das Merkmal eines eiteln Herzens ansehn,

das

das sich keine Verbindlichkeit will auflegen lassen, sondern lieber der Wohlthäter, als der Dankbare seyn möchte. Wenigstens erschrack ich doch zu sehr, als ich mit dem Ende des vorigen Jahres Ihr abermaliges Geschenk erhielt, und ich wußte ja, daß Sie mirs versprochen hatten, das ist, daß ichs erhalten würde. Auch sagte ich zu mir, da ich Ihren Brief las: Nein, wenn uns Gott Friede giebt, so nimmst du diese Pension nicht weiter an. Vielleicht, theuerster Freund, ist meine Furchtsamkeit auch Gewissenhaftigkeit. Denn es ist kein Zweifel, daß hundert wackre Männer diese Ihre Güte itzt nöthiger haben werden, als ich, dem bey aller Plage des Kriegs nichts an seiner gewöhnlichen Versorgung abgeht. Aber genug, Sie lieben mich, und thun mir aus einem edlen Herzen und frommen Absichten Gutes; also will ich mit einem erkenntlichen Herzen mich Ihrer Liebe und Wohlthat erfreun, Gott dankbar bitten, daß er Sie und Ihr Haus segnen wolle, und mich, wenn ich nicht die ganze Summe Ihrer Güte nöthig habe, als einen Haushalter derselben ansehen, der Andre damit beglücken soll. In der That habe ich nahe Anverwandte, eine gute, bejahrte, fromme Schwester, die Witwe ist, und meiner Hülfe bedarf, und also kann ich ihr ja von Ihrer Wohlthat, mein lieber R**, das abgeben, was mir nicht gehören möchte. Ja, wenn es auf das Verdienen ankäme, wer weis verdiente sie nicht mehr, als ich, ob sie gleich keine Bücher geschrieben hat.

Wie ich lebe? Ich leide, aber Dank sey Gott, der mir gnädig bis hieher geholfen hat. Bey guten Tagen gelassen seyn, und die kleinen Uebel geduldig tragen, ist die leichte Tugend; wir müssen auch, wenn es Gott so gefällt, die schwere, sehr schwere, lernen. Doch genug. — Gott beglücke Sie und Ihre Gemahlinn und Ihren würdigen Vater auch in dem angefangnen Jahre mit seiner Gnade und mit allem Segen dieses Lebens!

Leipzig, den 3. Jan.
1763. G.

LXXXIII.

An Ebendenselben.

Ich will Ihrer Güte zuvorkommen, und eine Wohlthat verbitten, die Sie mir zeither um das neue Jahr erwiesen haben, und die ich im Frieden nicht mehr mit ruhigem Herzen von Ihnen annehmen kann. Nein, liebster Freund, schicken Sie mir keine Pension mehr. Es ist Sünde, eine anzunehmen, wenn man ohne dieselbe leben kann. Ich weis sehr wohl, daß Sie das Geld, das Sie jährlich für mich bestimmt hatten, entbehren können, und daß Sie es aus großer Liebe für mich aussetzten. Aber auch in der Liebe des Freundes kann man zu weit gehen, und dadurch gegen Andre ungerecht werden. Ich dächte also, Sie nähmen auf meine Bitte Ihr Jahrgeld zurück, und

wendeten

wendeten es zur Erziehung armer Kinder oder zur Ausstattung eines armen und frommen Mädchens an. Ich werde Sie eben so sehr lieben und ehren, und nicht minder Ihr Schuldner seyn, als vorher. Thun Sie es also, theuerster R**, ich bitte Sie und umarme Sie mit der herzlichsten Erkenntlichkeit, Sie und Ihre würdige Gemahlinn. Wenn Sie mir aber eine neue Wohlthat erweisen wollen, nun so schreiben Sie mir bald, oder besuchen Sie mich bald. Leben Sie wohl!

Leipzig, den 26. Nov. 1763. G.

LXXXIV.

An Ebendenselben.

Ich habe einen kleinen Unwillen in Ihrem letzten Briefe bemerket; aber ich werde nicht mit Bitten nachlassen, bis Sie mich wieder eben so lieb haben, als vorher. In der That wäre es eine seltne Geschichte, daß zween Freunde uneinig würden, weil der eine zu gütig, und der andre zu bescheiden ist, seine Güte länger anzunehmen; und gleichwohl ist dieses buchstäblich unser Fall; und wer soll diesen Fall entscheiden? Nein, lieber und bester R**, seyn Sie nicht ungehalten. Auf mein Gewissen sage ichs Ihnen noch einmal, daß ich Ihr Geschenk aus keiner andern Ursache ausge-

ausgeschlagen, als weil es zu ansehnlich und für mich zu unverdient ist, nach meiner Ueberzeugung. Habe ich nach der Ihrigen unrecht; nun so verdiene ich doch weit eher Ihre Vergebung als Ihren Unwillen; und wenn ich sie nicht verdiene, nun so bitte ich doch um dieselbe aufrichtigst und herzlichst. Ich nehme es also schon als gewiß an, daß Sie in diesem neuen Jahre wieder eben so sehr mein Freund sind, als in dem vorigen, und umarme Sie unter tausendfachen Wünschen für Ihre beständige Zufriedenheit.

Ich will Ihnen hier drey neue Bücher beylegen, die Briefe der Frau von Montagüe, die angenehm; die Erinnerungen für ein junges Frauenzimmer, und des Squire Werk für die Religion, die lehrreich und zugleich angenehm geschrieben, und die alle drey aus dem Englischen übersetzet sind. — Wissen Sie denn, liebster Herr von R**, daß ich schon seit einem Jahre ein Pferd aus Ihres Prinzen Heinrichs Stalle habe, das stille und sicher ist, und mir fast tägliche Dienste thut, ob es mich gleich nicht gesund macht, wie Sie aus meiner schwerfälligen Art zu schreiben leicht schließen werden? Fristet mir Gott das Leben, so gedenke ich dieses Jahr noch einmal in das Carlsbad zu gehen, wofern meine Kräfte diesen Winter nicht zu sehr abnehmen. — Leben Sie wohl, und empfehlen mich Ihrer würdigen Gattinn.

G.

LXXXV.

LXXXV.

An Ebendenselben.

So irrig denkt der Mensch! Ich glaubte, daß Gott den seligen Bosen wegen seiner Geschicklichkeit, Frömmigkeit und Arbeitsamkeit bestimmt habe, das Glück vieler Menschen auf Erden zu befördern. Ich gab ihm also ein langes Leben, und dachte nicht an seinen Tod; und siehe, er ist plötzlich erfolgt, und hat meine ganze Seele niedergeschlagen. Aber so war es beschlossen. Der Herr hat ihn der Welt gegeben, der Herr hat ihn früh zu sich genommen; der Name des Herrn (auch so müssen wir unter unsern Thränen sagen) sey gelobet! Auch so, theuerster Freund, werden Sie bey dem Verluste Ihres besten Vaters sagen, und sich beruhigen. Wir leben, um zu sterben, um ewig glücklich zu werden. Das ist der Glaube und der Trost des Christen. Niemand hat mehr Ursache, täglich des Todes zu gedenken, als ich, der ich seine Vorboten seit so vielen Jahren, und itzt noch alle Tage näher sehe. Ich bin wieder, Dank sey es Gott! aus dem Carlsbade zurück gekommen, aber nicht gesünder, weit kraftloser. — Doch das sollte mich nicht beunruhigen, sondern nur wachsamer und getroster machen. — — So viel. Leben Sie mit Ihrer liebsten Gemahlinn wohl.

Bonau bey Weissenfels,
den 10. Aug. 1764. G.

LXXXVI.

LXXXVI.

An Ebendenselben.

Ein Tuchmachergeselle aus meiner Vaterstadt, mit Namen Höpner, schon zwey und zwanzig Jahr alt, kam vor einigen Wochen nebst seinem Vater zu mir, sagte, daß er ein Anliegen hätte, welches er mir aus Blödigkeit nicht wohl mündlich entdecken könnte, und übergab mir darauf den französischen und lateinischen Brief, den ich Ihnen hier beylege. Aus denselben, liebster R**, werden Sie sehen, daß der Mensch, nachdem er in der Jugend den Donat einigermaßen gefaßt, nachher bey seinem Handwerke, ohne allen mündlichen Unterricht, durch Hülfe der Grammatik das Lateinische und Französische, meistens in der Nacht, getrieben, und bis zum Lesen und leidlichen Schreiben gebracht hat. Dieser Mensch der eine gute Miene hat, bescheiden und vernünftig spricht, möchte gern noch studiren. Ich ließ ihn mit der Antwort von mir, daß, wenn ich ihm einen Tisch im Convictorio auf drey Jahre binnen hier und Michaelis auswirken könnte, er in Gottes Namen studiren sollte. Diesen Tisch habe ich. Nunmehr suche ich für diesen armen Menschen sechs Gönner, die ihm auf drey Jahre jährlich mit zwölf Thalern bey seinem Studiren unterstützen sollen, und einer von diesen Gönnern, gutthätiger R**, sollen Sie seyn. Dieses ist meine demüthige Bitte im Namen Höpners; und ich weis, Sie gewähren mir dieselbe gern. Von Michaelis

chaelis an soll er hier studiren, und wenn es möglich ist, in meinem Hause wohnen.

Den französischen Brief schicken Sie mir unbeschwert bald wieder zurück.

Ich umarme Sie und bin zeitlebens der Ihrige, so wie der Verehrer und Freund Ihrer guten Gemahlinn.

Leipzig, den 12. Aug. 1766.

G.

LXXXVII.

An Ebendenselben.

Sie sind so gütig gewesen, und haben mir zum Besten des guten Höpners drey Louisdore überschickt. Seyn Sie nun auch so gütig und hören Sie die kurze Geschichte seines Studirens an. Er kam die Woche vor der letzten Messe zu mir, ward gleich in den ersten Tagen hypochondrisch krank, trank das bittre Wasser, blieb krank, und die Aerzte thaten den Ausspruch, daß er nicht studiren, sondern zur Erhaltung seiner Gesundheit und seines Lebens bey dem Handwerke bleiben solle. Er gieng also nach vier Wochen gelassen und getrost wieder nach Hause, und sagte: „Nun sehe ich, und weis es, daß es Gott nicht haben will, daß ich studiren soll; was kann ich mehr verlangen?“ Ich wandte fünf Thaler von Ihrem Gelde zu Büchern für ihn an, und zehn Tha-

ler von dem Zuschusse eines andern Gönners gab ich ihm, daß er dafür Bürger und Meister in Haynichen werden sollte. In der That, liebster R**, ist es ein sehr guter Mensch, voll gesundem richtigen Verstand, voller Liebe zur Religion, und zu allem, was edel und anständig ist, voller Fähigkeit und Wißbegierde, und zugleich voller Bescheidenheit und Demuth, der seinem niedrigen Stande Ehre macht, und einst zu Haynichen ein brauchbarer und für seine Vaterstadt nützlicher Mann seyn wird. Aber nun, theuerster Freund, was soll ich mit dem Reste Ihrer Wohlthat, die nunmehr aufgehöret hat, Wohlthat zu seyn, was soll ich mit den noch übrigen zehn Thalern anfangen? Disponiren Sie selbst über Ihr Eigenthum, und erlassen Sie mir die Pflicht, es zu verwahren. Genug, der junge Höpner braucht nunmehr dieses Geld nicht, und hat auch schon durch Ihre Freygebigkeit Bücher. Indessen danke ich Ihnen, guter R**, nebst meinem Landsmanne mit einem Herzen voller Liebe und guten Wünschen für Ihre und Ihrer theuersten, besten Gattinn beständige Wohlfahrt und Zufriedenheit. Gott segne und erhalte Sie beide! Lieben Sie mich und schreiben Sie bald an mich.

Leipzig,
den 5. December
1766.

G.

LXXXVIII.

LXXXVIII.

An Ebendenselben.

„Wir sind wohl auf, vergnügt, und dieses in einer glücklichen Eingezogenheit.“ Dieß ist mit Ihren eignen Worten, liebster R**, die Geschichte Ihres gegenwärtigen Lebens, und, ohne daß Sie vielleicht daran gedacht haben, die vollständigste Beschreibung des ruhigsten und besten Lebens auf Erden. Was könnte ich Ihnen nach aller meiner Liebe, und was könnte sich Ihr christlich genügsames Herz mehr wünschen, als was Sie haben, und nicht nur haben, sondern mit einer so guten Gattinn zu genießen wünschen? Gott sey für dieses Glück meines Freundes gedanket.

Warum unsre Herzen, wenn sie eine gewisse stille Traurigkeit fühlen, sie so gern in der Poesie ausdrücken; dieses, guter R**, weis ich so wenig, als Sie. Aber anstatt, daß Sie diese Frage in Ihrem Briefe aufgeworfen haben, wünschte ich lieber, Sie hätten mir dafür einige von Ihren Gedichten beygelegt. — So sind Sie auch zu strenge, wenn Sie glauben, daß Verdienste und Tugend sich fast ganz in den bürgerlichen Stand zurückgezogen. Nein, mein Freund, es giebt in Ihrem Stande, Gott Lob! noch viel edle und große Seelen; ich selbst kenne derselben viele; und ich denke, Sie mögen es nun zugeben oder nicht, Sie und Ihre tugendhafte Gattinn mit in dieser Zahl. Für diese Ihre theuerste Gemahlinn lege ich hier mein Bildniß von Bausen, einem noch

jungen aber schon großen Künstler, gestochen, bey. Wenn ich nicht gefürchtet hätte, dem Künstler einen erlaubten Gewinn zu entziehen: so würde ich nie in diesen Kupferstich gewilliget haben; denn mich selbst zu sehen, auch wenn ich völlig getroffen wäre, ist meine Eitelkeit nicht. — Bey dem lieben Rammler, zu dessen Bekanntschaft ich Ihnen Glück wünsche, fällt mir ein junger Poet in Görlitz, ein Schüler von siebenzehn Jahren, ein, von dem mir der dasige Conrektor, ein sehr rechtschaffner Schulmann, unlängst einige Proben zugeschickt hat. Diese sende ich Ihnen. Erhalten sie Ihren Beyfall, nun so schicken Sie mir einen Ducaten in die Collecte für den jungen K**, oder schicken Sie ihn selbst an den Conrektor, wenn Sie mit ihm zum Besten des Jünglings correspondiren wollen.

Ich bin zeitlebens

Leipzig, den 13. Jan. 1768.

G.

LXXXIX.

An Ebendenselben.

Also sind Sie nahe an den Pforten des Todes gewesen, theuerster R**? Und Gott hat Sie nicht allein in der gefährlichsten Krankheit mächtiglich erhalten, sondern auch nach wenig Wochen, mit neuen Kräften gestärket, wieder ins Leben eintreten

treten lassen? Welche Wohlthat für Sie, für Ihre zärtliche Gemahlinn und für mich und alle Ihre Freunde! Gelobet sey der Name des Herrn; und seine Gnade müsse unser Preis, unser Trost und ein ewiger Antrieb seyn, ihn zu lieben und ihm alleine zu gehorchen. Nun so lasse Sie denn Gott, mein geretteter Freund, noch ein langes, für Ihre Seele heilsames, für Ihre liebe Gemahlinn, für Ihr ganzes Haus, für Ihre Unterthanen und für das Beste der Welt nützliches und zufriednes Leben führen. Ich will mich, so lange ich noch lebe, mit Ihnen darüber erfreun und daran erbauen. Von mir selbst will ich in diesem Briefe nicht reden. Genug, die Güte Gottes ist, daß ich bey aller meiner Hinfälligkeit noch nicht gar aus bin, und seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende. Möchte ich sie doch dankbar genug erkennen, und den preisen, der für uns zur Rechten Gottes bittet! Grüßen Sie Ihre liebe gute Gemahlinn ehrerbietigst von mir, und lieben Sie mich.

Leipzig, den 4. Sept. 1769.

G.

XC.

An einen jungen Officier bey der Abreise zu seinem ersten Feldzuge.

Es ist mir, als ob ich nur halb von Ihnen Abschied genommen hätte; und mich zu beruhigen, muß ichs noch schriftlich thun, und Ihnen

die guten Wünsche und Bitten, mit welchen ich Sie auf Ihrer Abreise zur Armee begleite, wiederholen. Wie glücklich wird es Ihnen, liebster Herr von Sch * *, sowohl im Felde als in Ihrem ganzen Leben gehen, wenn es Ihnen nach meinen Wünschen und nach meiner Hoffnung geht! Vermöge dieser Wünsche werden Ihnen Gesundheit, Muth, Klugheit, Tapferkeit und Ehre auf der Bahn folgen, die Sie von heute an betreten, und auf der Sie durch ein langes Leben, wie ich zu Gott hoffe, Ihrem Vaterlande immer wichtigere Dienste leisten werden. Wenn Sie mich fragen: Wie wird ein Jüngling, wie ich bin, seinen Weg, den gefährlichen Weg des Soldatenstandes, unsträflich wandeln? so kann ich Ihnen getrost antworten: Wenn er sich hält nach Gottes Wort. Es ist wahr, daß die Gottesfurcht allein keinen Soldaten macht, so wie sie keinen Gelehrten und Künstler macht. Allein wie sie die Seele des ganzen Lebens, und die Anführerinn zu allen Pflichten ist, so ist sie es auch besonders zu den Pflichten des Soldatenstandes. Der Soldat, der Gott wahrhaftig fürchtet, wird die Wissenschaft, die sein Stand fordert, sorgfältiger erlernen, fortsetzen und ausüben. Er wird muthiger und gesetzter in Gefahren, geduldiger in Beschwerlichkeiten, folgsamer und gewissenhafter in Ausrichtung der empfangnen Befehle, in Vollziehung der härtern billiger und schonender, und also immer geschickter zu seiner Pflicht, und glücklicher in der Erfüllung derselben seyn. Er wird selbst dadurch mehr Ehre und Liebe

bey den Rechtschaffnen, und bey denen, die es nicht sind, erlangen. Eben weil er Religion hat, und Gott überall fürchtet und gegenwärtig sieht, wird er den Müssiggang, die Quelle so vieler bösen Neigungen und so vieler Laster, meiden. Er wird vorsichtiger in dem gesellschaftlichen Leben seyn, und weil er den Umgang mit schlechten Menschen nie ganz fliehen kann: so wird er desto mehr über seine Tugend und sein Herz wachen, und sich durch schlimme Beyspiele nicht verführen lassen. Eben weil er Gott fürchtet, und ein gutes Gewissen höher schätzt, als alles verbotne Vergnügen, wird er auch nicht in die so gewöhnlichen Ausschweifungen der Wollust oder des Trunks verfallen, die seine Kräfte verzehren, und ihn weichlich, muthlos, und zum täglichen Feinde seiner selbst machen. Er wird natürlicher Weise mehr Gesundheit und Stärke des Körpers und des Geistes genießen, und die tausendfache Last des Kriegs eher tragen können. Ja, liebster Sch**, der Soldat, der Gott fürchtet, darf sich vor nichts fürchten, auch vor dem Tode nicht; denn der Fromme ist auch im Tode getrost, und sein Tod ist der Schritt in eine ganze glückselige Ewigkeit. Ich kenne Ihr gutes Herz, Ihre Liebe für die Religion, den guten Unterricht, den Sie genossen haben, und die lehrreichen Beyspiele Ihres Hauses; alles dieses läßt mich sicher hoffen, daß Sie ein frommer und vortrefflicher Soldat seyn und bleiben werden. Der Segen Ihrer würdigen Mutter folgt Ihnen, und der Engel des Herrn lagert sich um die her, so ihn fürchten,

und hilft Ihnen aus. Das Gebet zu Gott müsse Ihr Schild und Ihre Stärke seyn, nicht allein in den Gefahren des Kriegs, sondern in allen Hindernissen der Tugend und in allen Versuchungen des Lasters.

So gehen Sie denn getrost und freudig ins Feld, zur Ehre Gottes, zum Dienste des Vaterlandes und zu Ihrem eignen Glücke. Der Herr segne Sie und behüte Sie, und lasse Sie unverletzt am Leibe und Geiste aus dem Feldzuge zurück kommen!

1761. G.

XCI.

An Ebendenselben.

Es schmerzet mich, daß ich Sie nach einem langen Jahre nicht wenigstens etliche Stunden sprechen und das Gute und Böse, das Frohe und Traurige Ihres ersten Feldzuges durch Sie selbst erfahren soll. Es ist ein einziges Mittel, mir diesen Verlust einigermassen zu ersetzen, nämlich, wenn Sie mir Ihre Memoiren zu lesen schicken; denn ganz gewiß haben Sie ein Tagebuch Ihres ersten militarischen Lebens gehalten. Sie wissen ja, daß sich Cäsar durch seine Commentarios eben so sehr, als durch seine Siege verewiget hat. Im Ernste, liebster Sch**, ich würde mich sehr erfreun, wenn Sie sich die Mühe gegeben hätten,

gleich

gleich von dem ersten Anfange Ihres Dienstes, ein getreues und ungekünsteltes Journal zu halten. Eine solche Schrift verschafft tausend Vortheile. Sie übt uns in der Schreibart, macht uns auf das, was wir thun, sehen oder hören, achtsamer, giebt uns zu guten Anmerkungen und Regeln über unsre Berufsgeschäffte Gelegenheit, und wie oft muß sie einem Soldaten bey so mannichfaltigen Gefahren der Gesundheit, des Lebens und Gewissens, und bey Errettung aus diesen Gefahren Anlaß geben, die Spuren der göttlichen Vorsehung dankbar zu bemerken. Und endlich wie kostbar muß eine solche Sammlung jugendlicher selbst erlebter Begebenheiten einst im Alter seyn! Ich verlasse mich also darauf, daß ich diese Nachrichten, wenn Sie welche niederschreiben, einmal zu sehn bekomme, umarme Sie in Gedanken mit tausend guten Wünschen zu Ihrem zweyten Feldzuge, bete für Ihre beständige Wohlfarth, und versichere Sie meiner unaufhörlichen Liebe, Freundschaft und Ergebenheit.

1762. G.

XCII.

Hochzuehrender Herr Professor,

Der allgemeine Ruhm, den Sie erlanget haben, in der That das menschenfreundliche Herz zu besitzen, das man aus allen Ihren Schriften so

deutlich hervor leuchten sieht, macht mich so kühn, ob ich Ihnen wohl gänzlich unbekannt bin, dennoch an Sie zu schreiben; ja ich bin so sehr von dem Ihnen eignen edelmüthigen Bestreben, Ihre Nebenmenschen zu belehren und zu bessern, überzeugt, daß ich dieses gütige und großmüthige Herz, welches ich an Ihnen verehre, zu beleidigen glauben würde, wenn ich mich wegen meines Unterfangens sehr entschuldigte, zumal wenn Sie gesehen haben werden, daß es nichts Geringers betrifft, als die Beruhigung meines Herzens. Ich gestehe aber offenherzig, daß ich sehr verlegen bin, Ihnen mein Anliegen auf eine deutliche Weise, und in der gehörigen Ordnung der Gedanken, vorzutragen; doch mein Vertrauen auf Ihre gütige Nachsicht läßt mich hoffen, daß Sie mir alle Fehler dieser Art verzeihen werden. Um Ihnen die Zweifel zu entdecken, die mich über mein Herz und meinen Charakter beunruhigen, sollte ich Ihnen zuförderst Beides genau abschildern; ich will es versuchen.

Mein Herz ist von Natur weich, zu der feurigsten, zärtlichsten und beständigsten Freundschaft aufgelegt, stets bereit, alle Eindrücke des Mitleidens und der Empfindlichkeit anzunehmen, dabey aber so sehr zur Schwermuth geneigt, daß ich öfters meine Zuflucht zu Thränen nehmen muß, um dasselbe zu erleichtern. Meine Gemüthsart ist biegsam, nachgebend, ich verehre und schätze Verdienste, wo ich sie auch finde. Das Lesen guter und nützlicher Bücher ist mein liebster und angenehmster

nehmster Zeitvertreib, und ohne die Schriften eines Gellerts, Cronegks, Wielands und Klopstocks würde mir das Leben eine Last seyn. Eine rührende Stelle, große und edle Empfindungen, ein wohlgewählter und glücklich ausgeführter Charakter haben mehr Reizungen für mich, als alle Güter und Freuden dieser Welt; aber eben diese rührenden Stellen, eben diese Empfindungen erweichen mich so sehr, daß ich mich oft in ganzen Tagen nicht genug wieder fassen kann, und belehren mich dadurch von der außerordentlichen Schwäche und Weichlichkeit meines Herzens und meines Temperamentes. Ich stelle mir die Gefahren und die Schwachheiten, denen ein solcher Charakter unterworfen seyn muß, ohne sie zu kennen, so lebhaft vor, daß ich davor erzittere. Die Ursache dieser beunruhigenden Vorstellungen ist wohl hauptsächlich diese: Ich bin von Kindheit auf in der größten Einsamkeit erzogen worden. Meine Aeltern habe ich frühzeitig verloren, und die Verwandten, bey denen ich mich seitdem befinde, lieben mich zwar herzlich, und besitzen selbst viel liebenswürdige Eigenschaften, halten aber doch, ich weis nicht, ob aus Vorurtheilen oder Stärke des Geistes eine zärtliche Freundschaft und edle Empfindungen für romanhaft, eine vergoßne Thräne über die leidende Tugend einer Clarissa, oder über die rührende Geschichte der frommen Clementine, für strafbar, und überhaupt ein empfindliches Herz für gefährlich. Ich weis dieses zum Theil nur aus allgemeinen Gesprächen; denn ich hüte mich

so

so viel als möglich, bey der Kenntniß, die ich von ihrer Denkungsart habe, ihnen meinen wahren Charakter sehen zu lassen. Wie unangenehm mir aber unter einem solchen steten Zwange das Leben fällt, werden Sie, theuerster Herr Professor, selbst am besten schließen können. Und dieses ist dennoch die Lebensart, die ich nun schon so lange führe, als ich angefangen habe, vernünftig zu denken, ohne ein freundschaftliches Herz um mich zu haben, mit dem ich meine Empfindungen theilen könnte. Meine liebste Freundinn hat der Tod schon vor einigen Jahren in eine bessere Welt versetzet, und eine andere ist seit ihrer Verheirathung kaltsinniger geworden, als es mit meinen Begriffen einer vollkommenen Freundschaft bestehen kann. Da ich nun aber meine ganze irdische Glückseligkeit in die Freundschaft gesetzet habe: so werde ich täglich mehr überzeugt, daß keine solche für mich möglich sey, auch nicht bey Veränderung meines Standes; ja ich sehe alle die Unruhen, die Beängstigungen voraus, denen mein allzuempfindliches Herz in dem verheiratheten Stande ausgesetzet seyn würde. Dieses alles zusammen (ich muß es zu meiner äußersten Beschämung gestehen) macht mir das Leben so verhaßt, daß mich nichts so sehr zu quälen vermag, als der Gedanke, daß mir mein Schöpfer wohl bey einer so dauerhaften Natur, als ich besitze, ein langes Leben bestimmt haben möchte. Ich weis, wie sehr ich mich dadurch an dem gütigen Gott durch Undankbarkeit versündige; allein ich kann mir doch auch nicht vorstellen, daß eben

dieser

dieser liebreiche Gott, der den Trieb, unsern Zustand immer vollkommner zu machen, in unser Herz gelegt hat, sich dadurch beleidiget finden sollte, wenn man sich wünschet, je eher je lieber dieses Standes der Unvollkommenheit entledigt und ewig glücklich zu werden. Nun, hochzuehrender Herr Professor, habe ich Ihnen so gut als es mir nur hat gelingen wollen, mein ganzes Herz mit allen seinen Fehlern und Schwachheiten entdeckt. — Aber aus eben dieser Ursache kann ich mich nicht überwinden, dem Namen nach von Ihnen gekannt zu seyn. Entschuldigen Sie daher meine Freyheit, daß ich Ihnen denselben verschweige. Demungeachtet verspreche ich mir von Ihrer Gütigkeit, daß Sie mir aus Mitleiden und Menschenliebe antworten, und mich belehren werden, welches die Gefahren sind, vor denen ich mich am meisten zu hüten habe, und ob ich mich in meinen Begriffen von der Freundschaft und wahren Glückseligkeit geirret. Ich weis wohl, daß ich mir alles dieses aus Ihren und anderer vortrefflicher Männer Schriften selbst beantworten könnte; allein, ein unmittelbarer Unterricht macht doch jederzeit einen stärkern Eindruck, und in öffentlichen Schriften findet man doch immer viel Abweichungen der allgemeinen Charaktere gegen den seinigen ins besondere, und zu dem, woferne ich sie nicht gänzlich unrecht verstehe, so bestärken mich alle diese theuern Männer nur noch mehr in meiner Meynung. Um aber Ihre Gütigkeit nicht allzusehr zu mißbrauchen, will ich Sie nur noch um Verzeihung aller meiner Fehler und

Freyhei-

Freyheiten ersuchen. Haben Sie nur die Güte und bestimmen den Boten, in wie vielen Tagen oder Wochen, nach Ihrer eigenen Bequemlichkeit, er wieder bey Ihnen nach der Antwort fragen soll. Sie mögen nun aber meine Bitte statt finden lassen, oder nicht, so bin ich doch nicht weniger mit aller ersinnlichen Hochachtung

Ihre

den 22. März
1762.

ganz ergebenste Dienerinn,
und beständige Verehrerinn
* * von * *

XCIII.

Antwort auf den vorhergehenden Brief.

Gnädiges Fräulein,

So viel ich urtheilen kann, entspringt Ihre Traurigkeit, über die Sie klagen, theils aus Ihrem guten und empfindlichen Herzen, theils aus der Einsamkeit, in der Sie von Jugend auf leben, und theils aus den Büchern, die Sie lieben, und so gern und oft lesen. Eine Traurigkeit von dieser Art erschreckt mich nicht, und darf Sie auch nicht erschrecken; allein so gut sie in Ansehung ihres Ursprungs ist, so kann sie doch durch die Länge der Zeit sehr beschwerliche Folgen für Sie haben.

Arbei-

Arbeiten Sie ihr also entgegen, theuerstes Fräulein, und halten Sie es für Ihre größte Pflicht, und für den herrlichsten Sieg, diese Feindinn Ihrer Ruhe zu überwinden, es koste auch was es wolle. Erinnern Sie sich daher täglich, und besonders mit dem Anfange des Tages, an die so wohlthätige Pflicht der Zufriedenheit und der Ergebung in den göttlichen Willen. Sagen Sie zu sich selbst: „Warum bist du traurig oder unruhig? „Deine Religion, die dir Gott gegeben hat, be„fiehlt dir die Freude, und ist dir zur Ruhe der See„le gegeben. Alles also, was dich bey deiner Tu„gend zur Traurigkeit und Schwermuth führen „will, muß dir nothwendig verdächtig seyn. Sey „nicht traurig — du sündigest an dir selbst — „du versündigest dich an der Tugend und Fröm„migkeit, weil Andere aus deinem Beyspiele „schließen werden, daß sie das Herz traurig und „niedergeschlagen mache — du versündigest dich „an dem Herrn deines Lebens; denn Unzufrieden„heit ist eine Art des Undanks, den wir begehen, „ohne daß wirs wissen und wollen. Denke doch „an das Gute, das du vor so vielen Andern ge„nießest, — an das blühende Leben deiner Ju„gend, an deine Gesundheit, an den Schlaf, der „dich erquicket, an die Bequemlichkeit deiner Um„stände, an die wohlzubereitete Mahlzeit, die täg„lich auf dich wartet, an das Glück, den Verlust „liebenswürdiger Aeltern durch liebenswürdige „Verwandten ersetzt zu haben — Denke an die „Güter deiner Seele, an deinen fähigen Verstand,

„an

„an dein fühlbares Herz, an die Glückseligkeit ei-
„nes ruhigen Gewissens, die mehr ist, als das Le-
„ben selbst; und endlich denke immerdar an den
„liebreichen Geber aller dieser Güter und Vorzüge,
„und daran, daß noch eine ganze Ewigkeit zu dei-
„ner immerwährenden Freude auf dich, nach sei-
„ner unendlichen Gnade, wartet. Ist es möglich,
„daß dir das Leben eine Last seyn kann, wenn du
„alles dieses überlegst?

„Zerstreue also deine finstern Gedanken, und
„unterdrücke deine schwermüthigen Empfindun-
„gen. — Du findest die Freundinn oder den
„Freund nicht, wie du ihn wünschest. Aber su-
„chest du nicht vielleicht eine vollkommne Freund-
„schaft, die nur in Gedanken möglich ist; die in
„dem Buche zwar zur Nachahmung, aber darum
„nicht zur völligen Erreichung so schön abgebildet
„wird? Duldet Gott die schwachen Menschen, so
„dulde du auch den unvollkommnern Freund, und
„wenn du besser bist, als Andre, so trage und ver-
„bessere die Fehler der Andern, die du zu deinem
„Glücke nicht hast. — Die Glückseligkeit in die-
„sem Leben besteht nicht darinne, daß alle deine
„erlaubten und guten Wünsche erfüllt werden müs-
„sen, sondern darinne, daß du dich bemühst, so
„gut, so weise, so nützlich, so ruhig zu werden, als
„du nach der Vernunft und der Offenbarung wer-
„den sollst. — Sey geduldig; diese Tugend sollst
„du eben zu deinem Glücke hier auf Erden lernen
„und üben — Sey getrost; Gott wacht über die
„Schicksale derer, die auf ihn vertrauen, beson-
„ders.

„ders. — Sey froh in dir, denn Gott giebt uns „mehr Gutes, als wir in Ewigkeit ihm verdanken „können.“

Aber diese Betrachtungen, gnädiges Fräulein, dringen nicht allezeit gleich stark in uns ein; sie weichen auch bald wieder aus unsrer Seele, wenn wir schon einen Hang zur Traurigkeit haben. Entfernen Sie also alles das, was die Traurigkeit nährt und unterhält.

Mein erster Rath ist: Lesen Sie weniger. Ihre Clarissa und Ihr Grandison sind vortreffliche Bücher, aber Ihrem Herzen scheinen sie nachtheilig zu seyn. Nehmen Sie also künftig lieber historische, bloß moralische, physikalische Bücher zur Hand.

Zweytens: Meiden Sie die Einsamkeit, so viel Sie können, wenn es Ihnen gleich sauer wird. Machen Sie sich kleine nützliche Geschäffte, die sich für Ihren Stand und Ihr Geschlecht schicken. Haben Sie keine bestimmte Arbeit, so arbeiten Sie zum Besten der Armen, was Ihrem Charakter am anständigsten seyn mag. Die Kenntniß und Besorgung des Hauswesens ist eine rühmliche Pflicht des schönen Geschlechts; und das Haus weislich regieren helfen, ist besser, als die schönsten Bücher lesen, und keine häuslichen Pflichten besorgen. Die Bewegung und Veränderung, zumal im Freyen, ist nicht blos Arzney für den Körper, sie heitert auch unser Gemüthe auf.

Drittens rathe ich Ihnen: Lassen Sie sich ja nicht die Furcht, unglücklich zu wählen,

einen Ekel vor der Ehe überhaupt erwecken. Die Gefahr dieses Standes ist groß, gnädiges Fräulein; aber es giebt doch noch gute und liebenswürdige Männer, wenn es gleich keine Grandisone giebt; und endlich wer hat diesen Stand eingesetzet? Lesen Sie ja, wenn ich bitten darf, was die Frau von Beaumont in dem Magazine für erwachsene Frauenzimmer von diesem Artickel sagt. Sie verdient in dem gegenwärtigen Falle mehr Glauben, als das, was Männer darüber sagen können. Sollte für eine liebenswürdige und edelgesinnte Person Ihres Geschlechts nicht auch ein liebenswürdiger und edelgesinnter Mann vorhanden seyn? Und wenn ers noch nicht genug wäre, kann ers nicht durch die Hülfe einer tugendhaften Liebe noch mehr werden? Fassen Sie also Muth, gnädiges Fräulein! Die Religion und Ihre eigne vortreffliche Einsicht, von der mir Ihr Brief ein Beweis ist, werden Ihnen genug Mittel wider die Traurigkeit darbieten. Gebrauchen Sie dieselben täglich, und Sie werden täglich ruhiger und zufriedner werden. Gott gebe Ihnen dieses Glück! Und von wem sollen wir das größte Gut des Lebens, Zufriedenheit und Ruhe der Seelen, mehr hoffen und bitten, als von dem Gott alles Trostes und dem Vater der Barmherzigkeit, der die Menschen so unendlich liebt? Ich bin mit der vollkommensten Ehrerbietung

Leipzig, den 22. März
1762.

G.

N. S.

N. S. — Noch ein Wort, gnädiges und theuerstes Fräulein. Auf der letzten Seite Ihres mir sehr schätzbaren Briefs steht eine Stelle, die mich beunruhiget. „Ich kann mir doch auch nicht „vorstellen, sagen Sie, daß der liebreiche Gott „sich dadurch beleidiget finden sollte, wenn man „sich wünschet, je eher, je lieber, dieses Standes „der Unvollkommenheit entledigt und ewig glück„lich zu werden.“ Wenn Sie dazu die Einschränkung setzen: wofern es ihm und seinen heiligen Absichten gefallen sollte — so ist dieser Wunsch des Todes ein christlich edler, hoher und seliger Gedanke. Außerdem erfordert es unser Gehorsam und die Liebe gegen Gott, daß wir es uns auf dieser Erde, auch unter den Widerwärtigkeiten, Leiden und Schwachheiten dieses Lebens, so lange gefallen lassen, als er, der Herr unserer Tage, der Herr über Leben und Tod, uns nicht selbst abruft. Diese Stimme: Kommt wieder Menschenkinder! sollen wir mit einer heiligen Gelassenheit und täglichen Bereitschaft erwarten. „— Eins (sagt du Moulin in seinem Buche von dem Frieden der Seele) „eins soll uns An„laß geben, die Welt mit guten Augen anzusehen, „weil nämlich die Erde der Ort unsers Aufent„halts ist, ehe wir in den Himmel eingehen, und „weil alles, was uns auf diesem Wege begegnet, „uns dahin zu treiben dienet. Alle Geschöpfe, die „durch die Sünde nicht verderbt sind, leiten uns „zu Gott; und es ist keines unter ihnen so böse, „das uns nicht Anlaß gebe, unsre Gedanken zu

„ihm zu erheben. Allen denen, die ihn lieben, „lachet die Natur freundlich zu; Gottes Wohltha„ten und Güter umgeben uns, sein Gesetz unter„weiset uns, und seine Verheißungen trösten uns. „Er leitet uns mit seinem Geiste, und bedecket uns „durch seine Vorsehung. Er zeiget uns den auf„gesteckten Preis am Ende des Schrankens. „Durch diese Mittel fällt uns die Welt so verdrieß„lich nicht — — Und wenn wir mit einem wohl„bedachten Urtheile dasjenige, was gut und böse „in ihr ist, erwägen: so nehmen wir wahr, daß „wir es besser darinne haben, als Andre, und daß „das Leben nicht allzuböse sey, weil es der Weg ist, „der uns zu Gott führet.“

Wollen Sie ferner an mich schreiben, gnädiges Fräulein, so wird es meine große Pflicht seyn, Ihnen zu rathen und zu dienen, so viel ich kann und weis. Sie können Ihren Namen auch künftig verschweigen, damit Sie unbesorgter schreiben.

XCIV.

An Herrn * *.

Sie werden eine erstaunende Arbeit haben, wenn Sie Ihren Psalmliedern alle die Schönheiten durch die Verbesserung geben wollen, deren sie fähig sind. Ich weis es aus der Erfahrung, wie schwer es ist, geistliche Lieder zu dichten, auch wenn man seinen eignen Vorstellungen

folgen

folgen darf; wie viel schwerer muß es nicht seyn, die Psalmen in Lieder, nach gewissen Melodien, so glücklich überzutragen, daß man seinem heiligen Originale treu, auch die schweren Regeln der Poesie, und die Pflichten der kirchlichen Erbauung beobachte! Es sind wohl sechs Jahre, daß ich einen Versuch mit dem fünf und zwanzigsten Psalme zu einem Kirchenliede wagte, und er ist mir ungeachtet aller Verbesserungen so mißgeglückt, daß ich ihn seit dieser Zeit nicht wieder angesehn, und daß ich hingegen seit dieser Zeit die Psalmenlieder Gerhards nur desto mehr bewundert habe. Wenn ich das kräftige und starke Lied des seligen Luthers, das Lied des hundert und dreyßigsten Psalms: Aus tiefer Noth ꝛc. gegen mein Lied aus dem fünf und zwanzigsten Psalme in Gedanken halte: so fühle ich mich nicht wenig beschämt. Aber durch alles dieses will ich Sie gar nicht von Ihren so schätzbaren Bemühungen, die sich auf das Beste der öffentlichen Andacht beziehn, abhalten; nein, ich will Sie nur im voraus zu beruhigen suchen, wenn Ihnen die angestellten Versuche der Ausbesserung nicht glücken sollten. Uebrigens danke ich Ihnen für das besondre Vertraun, dessen Sie mich würdigen, und bin mit der vollkommensten Hochschätzung

G.

1762.

XCV.

An einen Geistlichen der römischen Kirche in Böhmen.*)

Je unerwarteter mir der Beyfall gewesen ist, mit dem Sie meine Schriften beehret haben, desto angenehmer hat er mir seyn müssen; und ich danke Ihnen für denselben und für alle die Gewogenheit und Freundschaft, die Sie mir in Ihrem Briefe so aufrichtig bezeugen, auf das verbindlichste.

Was die Anmerkungen anlanget, die Sie mir in Ansehung des geistlichen Liedes, der thätige Glaube betitelt, gemacht haben: so kann ich Ihnen dreist und zuversichtlich antworten, daß der Innhalt dieses Liedes die einmüthige Lehre unsrer Kirche ist; daß kein Mensch bey uns leugnet, daß

*) Dieser Brief ist eine Antwort auf einen zwar sehr gut gemeynten aber ohne Erlaubniß seines Verfassers nicht druckbaren Brief eines böhmischen Geistlichen, der Gellerten sehr ernstlich zur römischen Kirche zu bekehren suchte. Der Pater * * * nimmt in demselben, nach vielen vorhergeschickten Lobeserhebungen der Gellertischen Schriften, und besonders seiner Lieder, die Gelegenheit dazu von dem Liede über den thätigen Glauben; fragt Gellerten: „Sind Sie denn ein Lutheraner? Beynahe „glaubte ich es nicht, wenn Sie nicht in Dero „Vorrede des Herrn D. Luthers erwähnt hätten.“ führet darauf aus den Schriften Luthers und andrer

daß der wahre Glaube nicht die Liebe Gottes, und durch die Liebe auch gute Werke hervor bringen müsse; daß der rechte Glaube aus zwo Eigenschaften erkannt werde, aus dem Vertrauen auf das unendliche Verdienst Jesu Christi, durch den wir allein gerecht und selig werden, und aus dem Gehorsame. Wir lehren ohne Ausnahme, nach den Wahrheiten der heiligen Schrift, daß die guten Werke, ob sie uns gleich nicht vor Gott gerecht und selig machen, dennoch als nothwendige Früchte aus dem wahren lebendigen Glauben folgen müssen, und daß der Glaube, der nach dem Ausspruche der Schrift, das Herz reiniget, und also die innerliche Heiligung der Seele wirket, auch die äußerliche Heiligkeit des Lebens und die Beobachtung der göttlichen Gebote wirket. Was Luthe-
rus in denen, außer ihrem Zusammenhange ange-

 führten

drer Lehrer unsrer Kirche eine Menge abgerißner Stellen an, die, seiner Meynung nach, gerade das Gegentheil des Gellertischen Liedes vom thätigen Glauben sagen sollen, im Grunde aber nur dem, in der römischen Kirche herrschenden Begriffe von den guten Werken und ihrer Verdienstlichkeit nachdrücklich widersprechen; bittet sodann Gott, daß er Gellerten vollends erleuchten wolle; und beschwört endlich diesen selbst bey seiner Seligkeit, zur römischen Kirche überzutreten, und diesen Wink der göttlichen Gnade, der bey seinem hohen Alter (er hielt ihn für einen Mann von sechzig Jahren) leicht der letzte seyn könne, ja nicht zu verachten. Anmerk. der Herausgeber.

führten Stellen, die Ihr Brief beybringt, gemeynet habe, das hat er an hundert andern Orten, und zwar so erkläret, wie es in meinem Liede steht. Halten Sie mich für einen rechtschaffnen Mann und Christen; so werden Sie mir zutrauen, daß ich hier nichts gesagt habe, als was ich für wahr nach meinem Gewissen halte. Indessen will ich zum Ueberflusse einige Stellen aus Luthers Schriften hersetzen, die seinen Sinn wegen des thätigen und lebendigen Glaubens erklären.

In der Vorrede über die Epistel an die Römer: — „Es ist ein lebendig, geschäfftig, thä„tig, mächtig Ding um den Glauben, daß es un„möglich ist, daß er nicht sollte ohne Unterlaß Gu„tes wirken. Er fragt auch nicht, ob gute Wer„ke zu thun sind; ehe man fragt, hat er sie schon „gethan, und ist immer im Thun.

„Wir lehren also, daß, Gott versöhnen, „fromm machen, Sünde tilgen, sey ein so hoch, „groß und herrlich Werk, das allein Christus, „Gottes Sohn, thun müsse, und sey eigentlich „ein lauter bloß sonderlich Werk des einigen rech„ten Gottes und seiner Gnade, dazu unsre Werke „nichts sind, noch vermögen. Aber daß darum „gute Werke sollten nichts seyn, wer hat das „je gelehret oder gehöret? Ich wollte meiner Pre„digten Eine, meiner Lectionen Eine, meiner „Schriften Eine, meiner Vater Unser Eins, ja „wie klein Werk ich immer gethan, oder noch thue, „nicht für der ganzen Welt Güter geben, ja ich „achte es theurer, denn meines Leibes Leben, das

„doch

„doch einem jeden lieber seyn soll, denn die ganze „Welt. Denn ists ein gut Werk, so hats Gott „durch mich und in mir gethan. Hats Gott „gethan, und ists Gottes Werk, was ist die ganze „Welt gegen Gott und sein Werk? Ob ich nun „wohl durch solch Werk nicht fromm werde, (so „durch Christus Blut und Gnade ohne Werk ge„schehen muß) dennoch ists Gott zu Lobe und Eh„ren geschehen, dem Nächsten zu Nutz und Heil, „welches keines man mit der Welt Gut bezahlen „oder vergleichen kann.“

Luth. Op. Tom. V. Ien. p. 292.

Mein Alter erstreckt sich zwar nicht so hoch, als Ihnen gesagt worden; denn ich bin erst seit wenig Tagen in mein acht und vierzigstes Jahr getreten: dennoch haben Sie sehr Recht, wenn Sie glauben, daß ich dem Tode sehr nahe bin, dessen Vorboten ich seit vielen Jahren an mir habe sehen müssen. Gott gebe, daß ich täglich durch Glauben und Gehorsam mich zu einem seligen Tode vorbereite; und den hoffe ich in der Religion, in der ich leben und sterben werde, in der Religion der heiligen Schrift. Ich bin

Leipzig, den 21. Jul. 1762.

G.

XCVI.

Liebster Herr B****.

Einem Freunde, der in der Barbarey lebt, nicht zu antworten, ist wirklich ein großer Fehler; und gleichwohl habe ich mich dieses Fehlers ein ganzes halbes Jahr schuldig gemacht, und zwar gegen Sie, den ich so sehr liebe und hochschätze, und der mich gewiß nicht minder liebt, wie soll ich dieß verantworten? Nein, liebster B****, vor meinem Herzen kann ich diesen Verzug nicht ganz verantworten, so sehr mich auch meine stets kränklichen Umstände, und die mit ihnen verknüpfte Beschwerlichkeit meiner täglichen Berufsarbeiten zu entschuldigen scheinen. Wenn ich in Mequinez wäre, würde mir der Brief eines Freundes nicht die größte Wohlthat seyn, und würde ich nicht mit Recht eben wegen meiner großen Entfernung desto eher und gewisser eine Antwort von ihm erwarten? Ja, ich habe gefehlet, und ich bitte Sie nicht allein um Vergebung, sondern ich eile heute, diesen Fehler wieder gut zu machen. Ich eile, Ihnen für alles das herzliche Gute, das Sie mir in der ersten Hälfte Ihres Briefs sagen, für alle Ihre Liebe, und die nicht ganz verdiente Erkenntlichkeit, die Sie mir bezeugen, und die ich gern ganz verdienen möchte, aufrichtigst zu danken. Ich umarme Sie in Gedanken, versichere Sie aller meiner Freundschaft, und wünsche Ihnen von Gott, was man nur Gutes wünschen kann. Er lasse Sie die Spuren seiner gnädigen Vorsehung täglich

unter

unter einem wilden Volke erblicken, und mache Sie selbst zum größten Wohlthäter einer Nation, der das Erkenntniß der Religion, und also auch der größten Glückseligkeit, mangelt. Wer weis, liebster Freund, warum Sie Gott in dieses entfernte und finstre Land vor andern hat gehen lassen; ein Land, an das Sie vor zehen Jahren vielleicht nicht gedacht! Auch nur eine einzige Seele glücklich zu machen, ist das nicht die höchste That eines Menschen? Und kann diese That nicht Ihrem guten, liebreichen und christlichen Herzen, außer der glücklichen Besorgung der Geschäffte eines dänischen Consuls, vorbehalten seyn?

Die andre muntre Hälfte Ihres Briefs aus Salee hat mir, wenn ich auch zu krank bin, Ihren Scherz ganz zu fühlen, doch deswegen angenehm seyn müssen, weil sie mir ein Beweis ist, daß ein zufriedner Geist auch in der Barbarey noch froh denken und witzig scherzen kann. Mein Bruder, und die Grafen M** und Sch* und B* haben Sie belohnet, und herzlich über Ihre Vergleichung zwischen mir und dem Sidi-Mahomed gelacht. Alle diese Ihre Freunde grüßen Sie durch mich bestens. Wirklich machen Ihre Dänen unsrer Akademie und ihrem Vaterlande viel Ehre, und versprechen ihrer Nation und der Welt große Dienste. Wie angenehm muß Ihnen diese Versicherung aus meinem Munde seyn! Leben Sie wohl, liebster Freund, unter dem Schutze des Allmächtigen, und der

Ruhe,

Ruhe Ihres Gewissens, und der Gnade Ihres Königs.

Leipzig, den 15. Nov. 1762.

G.

XCVII.

Gnädige Frau,

„Also ist der ganze Plan Ihres künftigen Lebens, „der auf Ruhe und Einsamkeit gieng, zernich„tet? und ich kann mir alle die widrigen Zufälle, „Verdrießlichkeiten und Zerstreuungen unmöglich „vorstellen, die Ihnen seit dem Anfange des nun„mehr verfloßnen Jahres begegnet sind?“ Ein schweres Schicksal für Sie, und eine traurige Nachricht für mich, der ich Sie so gern ruhig und nach Ihrem Wunsche glücklich sähe. Aber ich weis auch, daß ein Herz, wie das Ihrige, sich selbst in denen Schickungen, die wider unser wahres Beste zu seyn scheinen, der Vorsehung gern unterwirft. Auch da, wenn es menschlich klagt; auch mitten unter den traurigen Empfindungen, die selbst in der gelassensten Seele nicht aussterben, beruhiget es sich dennoch mit den Betrachtungen der Weisheit und Macht, der Güte und Gerechtigkeit des Herrn, der alle unsre Schicksale, gute und traurige, kennt, verhängt, zuläßt und zu unserm und Andrer Glücke im Verborgnen lenket, und stets nach unsern Kräften abmißt. Getrost

also,

also, meine theuerste Freundinn, wenn Sie künftig Ihre Tugend darinnen beweisen und üben sollen, daß Sie den entworfnen Plan Ihres künftigen Lebens, den Plan der Ruhe und der Einsamkeit, mit dem Plane eines geschäfftigen und in die Augen leuchtenden schwerern Lebens vertauschen müssen. Wer mehr Kräfte empfangen hat, empfängt auch größre und in das Beste der Welt stärker einfließende Pflichten. Wie viele und wichtige Gelegenheiten, Gutes zu thun, und das Licht Ihrer Weisheit und Tugend vor der großen Welt, der vielleicht ein solches Beyspiel nothwendig war, leuchten zu lassen; wie viele solche Gelegenheiten werden Sie nicht in diesem neuen unruhvollen Leben antreffen, und endlich in der Unruhe selbst, und in der Art, sie zu tragen und anzuwenden, nur mehr Ruhe des Herzens, und mehr Hoffnung und Trost des künftigen vollkommnern Lebens finden! Doch vielleicht sind auch Ihre itzigen Umstände nur eine kurze eingeschaltete Begebenheit, die das Ganze Ihres Plans nicht stören, sondern sich bald mit demselben vortheilhaft wieder vereinigen soll. Ja, theuerste Freundinn, Geduld und Demuth sind unstreitig die schwersten Pflichten bey anhaltenden Widerwärtigkeiten, das hat mich eine traurige Erfahrung von vielen Jahren gelehret; aber wir können oft ohne langwierige Unfälle der Tugenden, zu denen wir berufen sind, gar nicht fähig werden, und wir haben ja stets einen mächtigen Beystand und mit demselben das wahre Glück, das Glück unsrer Seele, das uns

auch im Tode bleibt; dieß muß unser höchster Trost seyn.

Vor einigen Jahren war der Wunsch und der Plan meines Lebens, wie der Ihrige, Ruhe, und nützliche Einsamkeit. Nichts schien mir erlaubter, und nichts schicklicher für meine guten Absichten und meine ganzen Umstände als dieser Wunsch. Du willst dich, dachte ich oft bey mir selbst, in die Stille auf das Land, in eine gute Familie begeben, daselbst die Pflichten des Privatlebens mit Gott genau beobachten; für dich und die Ruhe deiner Seele studiren und angelegentlich sorgen; nützliche Schriften, die etwa nach deinem Tode heraus kommen mögen, aufsetzen; von Zeit zu Zeit einen fähigen Knaben zu dir nehmen, und ihm sein Herz weise und christlich zu bilden suchen, und so, ja so willst du dein Leben ohne Geräusche, sanft und stille bis an sein Ende führen. Aber ach, gnädige Frau, wie viel unglücklicher würde ich itzt seyn, wenn dieser Wunsch wäre erfüllt worden! Unfähig, wie ich itzt bin, die Stille und Ruhe des Landes zu genießen, die Stunden der Einsamkeit durch selbst erwählte Geschäffte auszufüllen und nutzbar zu verwenden; ungeschickt, Bücher zu schreiben, und die Herzen der Kinder zu bilden; zu krank, um an den erlaubten Freuden eines genauen Umgangs Theil zu nehmen, oder mich mit dem Lesen guter Bücher lange zu unterhalten; was würde ich in diesen Umständen, (versetzt in den ehedem gemachten Plan meines Lebens) für eine höchst traurige Rolle spielen;

da

da die vorigen Wünsche gar nicht mehr meine Wünsche sind, und bey meinem itzigen Schicksale es gar nicht seyn können. — Möchte doch das neue Jahr, das wir bald antreten, eines der zufriedensten und besten Ihres ganzen Lebens seyn! Dieses wünsche ich aufrichtigst, und bin zeitlebens

1762. G.

XCVIII.

An Herrn * *.

Wenn der Vorsatz Ihrer Besserung aufrichtig ist, woran ich keinen Augenblick zweifle: so sorgen Sie nunmehr, daß er auch beständig seyn mag; das einzige gewisse Kennzeichen unsrer Aufrichtigkeit. Stellen Sie sich Ihre Vergehungen oft vor, und hören Sie die Entschuldigungen der Eigenliebe nicht; denn so lange wir uns in unsern Herzen noch entschuldigen, so ist die Ueberzeugung, daß wir strafbar sind, nicht die wahre. Stellen Sie sich die traurigen Folgen Ihrer bisherigen Lebensart oft und lebhaft vor, um Ihren Abscheu dagegen desto mehr zu erwecken, und die Wege zu fliehen, die zum Verderben führen. Gesetzt, Sie hätten große Versuchungen und Verführungen von außen gehabt: so bedenken Sie, daß keine Versuchung so groß ist, die wir nicht durch Gott und seine Furcht überwinden können, wenn wir aufrichtig gesinnet sind, und immerdar

wachen

wachen und beten. Der größte Feind des Guten ist in unserm Herzen. Bedenken Sie alle die Umstände, die Ihre Vergehungen vergrößern. Gott hat Ihnen vor andern große Fähigkeiten des Geistes gegeben, einen guten sorgfältigen Unterricht in der Religion durch den Dienst eines weisen und tugendhaften Mannes, der Ihr Freund war, und den Sie liebten. Ein solcher Unterricht dringt tiefer ein, und ist ein unschätzbares Glück. Sie sind ferner von Ihren ersten Jahren bis hieher an der Hand eines Mannes gegangen, der durch sein Beyspiel, seine Ermunterungen, und seine väterliche Sorgfalt alles über Sie hätte gewinnen sollen; und tausend vaterlose Kinder finden keinen B**, keinen H**. Bedenken Sie, wie viele gute Bücher Ihre Lehrer in den ersten Jahren Ihres Lebens geworden sind; Bücher, die oft Männern noch nicht bekannt werden. Und wie viel haben Sie nicht gute Gefährten und jugendliche Freunde seit Ihrem Eintritte in Leipzig gehabt; und wie leicht geht man sonst auf der Bahn der Tugend an der Seite guter Gefährten fort! Sie fanden Gönner und Versorger, ohne sie zu suchen; und wie sehr hält uns nicht bloß die Scheu vor Männern, die wir ehren und lieben, von einem strafbaren Wandel zurück! Alle diese Umstände sind sehr wichtig. Stehen Sie also von Ihrem Falle mit desto größerer Sorgfalt auf, mein lieber Sohn, und lernen Sie aus Ihrer eignen Erfahrung, wie bald und schwer der Mensch fällt, wenn er leichtsinnig, stolz auf seine

Kräfte und Gaben, und sicher in seinem Herzen wird; wenn er nicht mehr täglich und ernstlich zu Gott um Weisheit und Gnade betet, nicht die Pflichten des Fleißes und der Arbeitsamkeit sorgfältig beobachtet, sich nicht alle Morgen durch Gründe der Religion zur Tugend und zum Fleiße stärket, und sich nicht mit dem Ende jedes Tages aufrichtig vor Gott prüfet; wenn er sich kleine Vergehungen erlaubt, und über der Ehre und Liebe bey den Menschen, die Ehre bey Gott zu vergessen anfängt. Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich wandeln? Wenn er sich hält, Herr, nach deinem Worte.

Nun so fangen Sie denn mit diesem neuen Jahre durch die göttliche Kraft dieses Wortes ein neues glückseliges Leben an. Nicht unsere Besserung ist die Ursache der Vergebung bey Gott; nein; aber sie kann nicht ausbleiben, wenn der Glaube an Gott und unsern Erlöser und an die Vergebung unsrer Sünden durch ihn, in unsern Seelen lebendig ist. Zagen Sie nicht vor den Schwierigkeiten. Mit Gott können wir Thaten thun; und er ists, der in uns das Wollen und Vollbringen des Guten nach seinem Wohlgefallen wirket; der denen, die ihn bitten, seinen Geist giebt, und Kräfte schenket, die wir sorgfältig üben, und dadurch immer mehr Kräfte gewinnen sollen. Fliehen Sie die häufigen Bekanntschaften, und suchen Sie wenig Freunde, und machen Sie sich den Fleiß im Stillen, zum Vergnügen und täglich zum Gesetze. Ich, mein lieber Sohn, ver-

gebe Ihnen willig, und bitte Gott, daß er Ihnen vergebe und Sie regiere, so lange Sie leben. Ich will meine Liebe und Sorgfalt für Sie eher vermehren als mindern, wenn ich Ihr künftiges Wohlverhalten sehe. Durch dieses können Sie sich Ihre Freunde und Gönner erhalten, aber ohne dasselbe werden sie sich zu Andern wenden, die sie für würdiger ansehen. Und wie könnte ich Sie in Zukunft mit Gewissen empfehlen, wenn Ihr eigner Wandel wider mich zeugte? Leben Sie wohl, und besuchen Sie mich ohne Furcht.

1763. G.

XCIX.

An den Herrn Professor Gellert.

Sie werden sich vielleicht weniger wundern, daß ich mir Ihre gütige Erlaubniß an Sie zu schreiben itzt zu Nutze mache, als daß ich es nicht eher gethan habe. Aber ich konnte nicht eher wohl etwas Wichtiges von unserer Reise melden; und unbeträchtliche Dinge lassen sich an Sie nicht schreiben. Nunmehro kann ich Ihnen melden, daß wir Wien, Gottlob! glücklich verlassen, und einem nützlichern Zustande mit jedem guten, und, Gott gebe! auch dauerhaften Vorsatze entgegen gehn. Ein kleiner Unfall ist mir hier an meinen Büchern wiederfahren, die vor der Censur ein strenges Examen ausgestanden haben. Meine er-

ste

ste Besorgniß war für unsre geistlichen Bücher, und für diejenigen, die Sie uns für den Graf * * mitgegeben, von denen wir noch doppelte Exemplare hatten. Aber der Präsident in diesem Büchergerichte, der berühmte Baron van Swieten, beruhigte mich mit diesen Worten: Nous vous regardons comme freres, & vous n'avez rien à craindre pour vos livres de devotion; pour les ouvrages de Monsieur Gellert, nous les admirons & les respectons. Die Freude des Herrn Grafen * * über dieses kostbare Geschenk ist so groß gewesen, als vorher seine Unruhe, da es ihm einige Tage von der Censur vorenthalten worden. Er wird Ihnen ohne Zweifel beide bezeugen, sobald ihm seine itzige Krankheit es zuläßt, die ihn eine Verkältung zu * * zugezogen, und die ihn auch allein abgehalten hat, mich alle die Wirkungen einer so wichtigen Empfehlung, als die Ihrige, empfinden zu lassen. Gleichwohl habe ich alle die Güte an ihm bemerkt, die ihm Ihre Zuneigung verschaffen konnte. Mit andern Nachrichten von hier darf ich Sie nicht mehr aufhalten, mein theuerster Herr Professor. Ich nehme mir nur noch die Freyheit, mich Ihrer fernern schätzbaren Gewogenheit zu empfehlen. Ich bin zeitlebens mit der wahresten, mit der schuldigsten Ehrerbietung

Ihr

Wien, den 28. October 1763.

gehorsamster verbundenster Diener
P. Meinhard.

C.

An den Herrn Grafen M** .

Ich weis, mein lieber Graf, daß ich, wenn ich an Sie schreibe, nicht allein Ihnen ein Vergnügen der Freundschaft mache, sondern daß ich auch auf meiner Seite eine Pflicht der Liebe und Freundschaft erfülle. Ich umarme Sie also in Gedanken, an welchem Orte der Welt Sie auch immer seyn mögen, und wünsche Ihnen alles das Gute, das ein Freund seinem besten Freunde, ein Lehrer seinem liebsten Schüler, und ein Vater seinem Sohne wünschen kann. Ich stelle Sie mir vor, wie Sie bemüht sind, auf Ihren Reisen immer mehr Vortheile einzusammeln, Ihren Verstand mit nützlichen und mannichfaltigen Kenntnissen und Einsichten zu bereichern, und aus dem Umgange mit guten und nicht guten Menschen Ihrem Herzen Regeln der Weisheit und Klugheit des Lebens einzudrücken, Ihre Liebe zum Guten zu erwecken, und den Abscheu gegen das Laster zu befestigen. Ich sehe Ihr fleißiges Journal, das Sie führen, und darinne Sie den Nutzen und das Vergnügen der Reisen für Ihr Gedächtniß nicht allein, sondern für Ihre Freunde und Nachkommen aufbewahren. Ich sehe Sie an der Seite Ihres guten Führers, wie Sie seinen Rath gern hören und suchen, und seinen Einsichten und seinem Beyspiele aus Liebe und Ueberzeugung gern folgen, ihm Ihr Herz entdecken, und zur Verhütung oder Abwendung der Versuchungen und Gefahren

fahren seine liebreiche Hand zu Hülfe nehmen. Ja, theuerster Graf, so schwer auch die Kunst, nützlich und gewissenhaft zu reisen, seyn mag; so traue ich Ihnen doch zu, daß Sie vor Andern glücklich reisen werden. Was kann Wachsamkeit, Fleiß und Religion, bey allen Zerstreuungen und Gelegenheiten zur Sinnlichkeit, bey allen Hindernissen des Guten, bey allen Lockungen eines glänzenden Beyspiels, nicht ausrichten? Nein, nein, ich weis es, der Graf L** M** wird als der liebenswürdige und tugendhafte Jüngling, der er war, wiederkommen, wird als ein Mann an Weisheit und Frömmigkeit wieder zurück in sein Vaterland kommen; denn er hat Gott vor Augen und im Herzen, und wachet und betet. — Der Graf **, liebster M**, hat mir sehr für Ihre Bekanntschaft gedanket, und mich versichert, daß er Sie lieben würde, wenn Sie auch nicht der Sohn eines verdienstvollen Ministers wären. Ihr Bruder, mein liebster Graf, ist nur gar zu fleißig. Welche Freude wird Ihr theuerster Vater an diesen seinen beiden Söhnen erleben, wenn sie immer an Weisheit und Güte des Herzens fortwachsen! Leben Sie wohl, mein liebster Graf, und unter dem Schutze des Höchsten an allen Orten gesichert und zufrieden! Ich liebe Sie, bete für Sie, und bin zeitlebens der Ihrige.

1763.

G.

CI.

An Herrn F**.

„Daß ein Leben ohne Religion nicht die Zufrie-
„denheit gewähre, die man in ihm suchet,
„und daß die Vorurtheile von der Entbehrlichkeit
„eines thätigen Christenthums die schrecklichsten
„Folgen nach sich ziehen“ “ diese Wahrheit ist von so vielen frommen und geistreichen Männern so oft dargethan worden, daß ichs zwar nicht für überflüßig halte, sie noch in ein größeres Licht zu setzen, aber doch auch nicht glauben kann, daß ich der Mann sey, der dieses überzeugend und glücklich genug thun könne. Es kann vielleicht wahr seyn, was Sie sagen, daß die günstige Meynung, welche die Welt für mich gefaßt, einer solchen Schrift viel Leser verschaffen würde; aber meine Kräfte, wie Gott bekannt ist, sind zu einem solchen Werke itzt zu schwach. Indessen will ich, wenn ich länger lebe, die Erinnerung Ihres gütigen und Ihrem Herzen so rühmlichen Briefs nicht vergessen. Itzt aber will ich Sie auf ein treffliches Werk, ich meyne **Bernards** Abhandlung von der Vortrefflichkeit der Religion verweisen, wenn Sie es selbst noch nicht gelesen haben, oder Ihren Bekannten gern ein Buch dieses Innhalts empfehlen wollen. Dieser Mann (er war Professor und Pastor in Utrecht) ist völlig Ihrer Meynung, daß die meisten Menschen viel zu wenig von der Liebenswürdigkeit der Religion unterrichtet und überzeugt sind: und aus diesem Grunde

hat er sein herrliches Buch schon 1718. oder 1720. geschrieben, welches vor einigen Jahren in Halle mit einer Vorrede des seligen Baumgarten aus dem Französischen in gutes Deutsch ist übersetzet worden. Freylich, wertheſter Freund, wissen es wenig Menschen, welche hohe Wohlthat von Gott die Religion und das Christenthum ist; aber die meisten wissen es darum nicht, weil sie es nicht wissen und erfahren wollen. „So jemand, sagt „unser Erlöser, will deß Willen thun, der mich „gesandt hat, der wird inne werden, ob mei„ne Lehre von Gott sey“ — und also auch wie herrlich und liebenswürdig und wohlthätig die Ausübung des Christenthums sey. Uebrigens danke ich Ihnen für das besondre Vertrauen, das Sie so gütig in mich setzen, ob ichs gleich nicht ganz verdiene, empfehle mich Ihrer fernern Gewogenheit, und wünsche Ihnen von Gott das zufriedenste Leben des Christen.

1763. G.

CII.

An den Herrn Geheimderath und Minister von B*.

Ew. Excellenz melde ich ehrerbietigst, daß der junge Graf Sch**, den Sie mir zu empfehlen die Gnade gehabt, sich gut eingerichtet hat, seine Studien fleißig abwartet, und von seinem

Hofmeister sorgfältig geführet wird. Ueberhaupt machen die dänischen Cavaliere, die seit einigen Jahren bey uns studiret haben, oder noch itzt zugegen sind, unsrer Akademie viel Ehre. Die Grafen * * und * *, die bereits auf Reisen gegangen sind, waren Beyspiele des Fleißes, der Geschicklichkeit und der Lebensart, die ich zeitlebens lieben und ehren werde. Auch der jüngere Graf * * und die beiden Herren von * * verdienen das größte Lob. Da ich so glücklich bin, daß Ew. Excellenz meinen Worten trauen: so halte ichs für meine große Pflicht, dieses Zeugniß zum Ruhme dieser Jünglinge vor Ihnen abzulegen, als vor dem Freunde Ihrer Väter und dem Gönner der Verdienste. Ist mir Dännemark, wie Ew. Excellenz in Dero gnädigem Schreiben zu sagen geruhen, einigen Dank schuldig: so darf mich diese Versicherung seines Ministers, als die größte Belohnung, zwar erfreuen; aber ich muß doch befürchten, daß die jungen Dänen, die ich zu unterrichten und bilden zu helfen Gelegenheit gehabt, aus Liebe für mich mehr von mir rühmen, als ich verdiene. Schülern von großen Fähigkeiten, anhaltendem Fleiße und gutem Herzen glücklich zu dienen, ist leicht. Unter diese Zahl gehört bey mir vornehmlich Ihr würdiger Neveu in Copenhagen, den, wie ich heute erfahre, seine Gemahlinn mit einem Sohne erfreuet hat. Ich weis, daß Ew. Excellenz diesen Vater als Ihren Sohn lieben, und statte daher in dieser Rücksicht Ihnen meinen ehrerbietigsten Glückwunsch ab, der ich,

so

so lange ich lebe, mit der größten Verehrung und Dankbegierde bin,

1763. G.

CIII.

An Herrn B**.

Es ist noch keine Stunde, daß ich Ihren traurigen Brief erhalten habe, und ich eile zu meiner eignen Beruhigung, Ihnen mein Mitleiden über den frühen Tod Ihres lieben und mir schätzbaren Bruders zu bezeugen. Also ist der Jüngling, dessen blühender Anblick ein langes Leben versprach, der fromme, fleißige, geschickte Jüngling, einer meiner hoffnungsvollsten jungen Freunde, der lange nach mir noch das Glück vieler Menschen befördern sollte, der ist in dem Anfange seines Lebens, nachdem er kaum die Akademie verlassen, schon aus dieser Welt gegangen? So dachte ich, als ich Ihren Brief las, und beweinte den frühen Tod Ihres Bruders und bedauerte Sie, liebster B**, herzlichst. Aber was klagen wir? Ist es denn nicht ein Glück, geschickt zum Tode, auch früh, nach Gottes Willen, sterben, früh ewig selig werden? Ist dieß nicht das höchste Glück des Christen und das Glück dieses Jünglings? Der Herr gab ihm das Leben, der Herr hats ihm früh genommen, um es ihm ewig wieder zu geben; gelobet sey der Name des Herrn! —

und rühmlich und lehrreich sey das Andenken dieses theuern Jünglings und das Beyspiel seiner Tugend und Wissenschaft! Sie aber wolle Gott, wenn es seiner Weisheit gefällt, die Früchte des Fleißes und der unschuldig verbrachten Jugend in einem langen, zufriednen und der Welt nützlichen Leben geniessen lassen.

Die Danksagungen für meinen Unterricht, die Sie mir in Ihrem Namen, und im Namen Ihres seligen Bruders abstatten, kann ich nicht beantworten. Sie haben mich gerührt, außerordentlich gerührt, und ich weis mich seit langer Zeit keines Dankes zu erinnern, dessen Aufrichtigkeit und Stärke ich so sehr empfunden hätte. In meinen Augen waren die Dienste, die ich Ihnen und Ihrem besten Bruder erwiesen, klein, und nach Ihrer Beschreibung kommen sie beynahe mir selbst wichtig vor; und o wie glücklich bin ich, wenn sie das wirklich gewesen, wenn sie Ihrem seligen Bruder selbst noch in seinem Tode heilsam gewesen sind. Dafür sey Gott ewig gedanket! Leben Sie wohl, liebster B**.

G.

CIV.

Liebster **.

Seyn Sie ruhig! Ihre Reue hat so starke Kennzeichen der Aufrichtigkeit und eines höhern Ursprungs, daß ich Ihnen nicht allein mit väterlichem

lichem Herzen vergebe, sondern Sie, wenn Sie, durch Gottes Gnade von Ihrem Falle aufgerichtet, nunmehr den Weg des Guten mit desto grösrer Vorsichtigkeit und Treue betreten, auch desto mehr lieben und für Ihre Ruhe und Wohlfarth sorgen will. Fassen Sie Muth, und beten Sie, liebster Freund. Gott wird Ihnen die verlorne Ruhe des Gewissens nach seinem Worte wieder schenken, und das gute Werk, das er in Ihnen angefangen hat, gewiß vollenden, und Sie aus einem verirrten und unglücklichen Jünglinge einen geretteten und glückseligen Jüngling werden lassen, der seinen künftigen Weg, und auch dereinst den Weg des Mannes und des Greises, unsträflich wandelt. Das verspreche ich Ihnen im Namen des Gottes, der uns, da er uns seinen Sohn zum Erlöser gegeben, mit ihm nach einer unendlichen Liebe alles schenken will.

Bey Ihrem Herrn Vater, o da will ich mit Freuden für Sie bitten. — „Da er aber noch „ferne von dannen war, sahe ihn sein Vater, „und es jammerte ihn, lief und fiel ihm um „seinen Hals, und küssete ihn“ — — — Das wird Ihr theurer frommer Vater im Geiste thun; welche Beruhigung für Sie! Und eben so liebreich gesinnt ist auch der Vater im Himmel, der Vater der Barmherzigkeit gegen Sie, bey Ihrer Reue, Rückkehr und Bitte des Glaubens, welcher Trost für Ihr banges und mir schätzbares, doch was mir? ihm selbst, Ihrem Erlöser so theures und schätzbares Herz! Zagen Sie nicht wegen

Ihrer

Ihrer künftigen Beständigkeit im Guten. Wir vermögen es freylich nicht durch unsre Kraft, weder gut zu werden, noch zu bleiben; aber der in uns das Wollen wirket, (seliger Trost!) der wirket auch das Vollbringen; wie könnten wir zagen, da er uns die Waffen zum Siege anbeut, giebt, und, wenn wir nur wollen, so streiten und widerstehen hilft, daß wir aus seiner Macht durch den Glauben den Sieg erhalten, auch gegen unsre heftigsten und gefährlichsten Feinde, gegen die süßesten Reizungen des Lasters und der Lüste der Jugend und die Macht böser Gewohnheiten. So umarme ich Sie denn väterlich, als meinen wiedergefundnen Sohn, und bete für Sie, und weine Thränen der Freude über Sie, und preise Gott über Sie, durch ihn glücklicher Jüngling! Kommen Sie heute oder morgen ohne alle Furcht zu mir. Ich will mit Ihnen reden, wie ich itzt geschrieben habe, liebreich und voll Bereitwilligkeit, Ihnen zu helfen; denn ich suche nichts, als Ihr Glück, und die Vollbringung meiner Pflicht.

1763. G.

CV.

Liebster Herr Pastor,

Die Schuld, die ich Ihnen heute abtrage, ist sehr alt, ist noch aus dem verfloßnen Jahre, und ich weis kaum, was ich zu meiner Entschuldigung sagen soll. Vermuthlich habe ich mich von

Zeit

Zeit zu Zeit darauf verlassen, Sie mündlich zu sprechen, und Ihren Brief zu beantworten. Indessen kann ich Sie doch aufrichtig versichern, daß ich den Auftrag Ihres Briefs gleich in den ersten Wochen, nachdem ich ihn erhalten, ausgerichtet habe. Auch glücklich? — Das will ich nicht ganz sagen. Genug der Herr von * * will Ihnen sehr wohl, ob er gleich Bedenklichkeiten findet, Sie künftig nach * * zu berufen. Seyn Sie indessen ruhig, liebster Herr Pastor. Ist es Gottes Wille, daß Sie ihm an dieser Gemeine dienen sollen: so wird sich Ihnen der Weg dahin, ohne Ihre großen Bemühungen, öffnen. Itzt ist es Beruhigung genug für Sie, daß Ihre Gemeine in * * Sie liebt, gern hört, und sich willig von Ihnen leiten läßt, wie mir verschiedne Freunde zu meiner großen Freude gesagt haben und noch sagen. Daß Ihre Gemeinde die unausgearbeiteten Predigten, zum Exempel, die Leichenreden höher schätzet, als diejenigen, die Sie mit aller Sorgfalt niedergeschrieben haben, das nimmt bey Ihnen mich nicht so sehr Wunder. Vielleicht reden Sie, indem Sie nicht von dem Gedächtnisse gefesselt werden, lebhafter, freyer, und eindringender. Auch ist es nichts seltnes, wenn man einmal seine Materie gehörig überdacht hat, und ihrer mächtig ist, daß uns die Feyerlichkeit des Ortes, die Achtsamkeit der Zuhörer, und die eigne Empfindung, in die uns die Wahrheit, die wir vortragen, oft plötzlich versetzet, daß sie uns, sage ich, wenigstens stellenweise mit einer Beredtsamkeit begeistert,

geistert, die wir bey dem Nachdenken und der ruhigen Ausführung der Rede weniger zu finden im Stande sind. Endlich, liebster Freund, müssen Sie auch wissen, daß ich Ihnen oft den Vorwurf gemacht habe, daß Ihre Reden, wie Ihre Gedichte, zu viel Mühe und Kunst verrathen; und in so weit können Ihre sorgfältigst niedergeschriebenen und treu nach dem Concepte gehaltenen Predigten oft weniger Wirkung thun. Nicht, als ob es nicht sicherer, nicht die Regel und Pflicht des Redners wäre, seinen gutgedachten Entwurf vollkommen auszuarbeiten, sondern weil Mühe und ängstliche Sorgfalt, insonderheit in Ansehung der Wahl des Ausdrucks, oft eine gewisse Dunkelheit in unsre Reden bringen, und dem Verstande der Zuhörer zu viele und schwere Arbeit auflegen. Leben Sie wohl, und führen Sie Ihr Amt zur Ehre Gottes und zur Wohlfarth Ihrer Zuhörer, mit allem Eifer und aller Treue, die Ihnen möglich ist: so wird Gott diese Treue und diesen Eifer auch vorzüglich segnen, und Ihre Belohnung groß seyn lassen. Ich bin

1764. G.

CVI.

Lieber Herr L**.

Wenn Ihnen meine Lieder den Dienst geleistet, den Sie ihnen zuschreiben: so habe ich große Ursache, Gott dafür zu preisen. Gehen Sie, al-

ler

ler Schwierigkeit ungeachtet, standhaft auf dem Wege der Religion fort. Sie werden finden, daß er der einzige Weg ist, der zur wahren Zufriedenheit im Leben und Tode führet; daß es einerley ist, die Pflicht des Christen und sein eignes Glück behaupten. Gott selbst (er hat es verheißen) wird Sie stärken, und Sie zum tugendhaften, nützlichen und glücklichen Manne erwachsen lassen. Kommen Sie vielleicht einmal nach Leipzig, so bitte ich, daß Sie mich besuchen, damit ich Sie persönlich kennen lerne, und Sie mündlich aller meiner Hochachtung und Liebe versichern könne, so wie ich itzt schriftlich thue.

1764. G.

CVII.

Mademoiselle,

Es ist ein großer Lobspruch für mich, daß Sie meine Schriften mit so vielem Vergnügen lesen. Möchten Sie Ihnen doch eben so viel Nutzen bringen! Beunruhigen Sie sich indessen nicht, daß Ihnen Ihre häuslichen Verrichtungen so wenig Zeit zum Lesen erlauben. Die wahre Weisheit besteht nicht in vielem Lesen das Guten, sondern in vielen Thun, und eine Person Ihres Geschlechts, die mit ihren häuslichen Pflichten beschäfftiget, täglich auch nur Eine Stunde zur Bildung ihres Verstandes und Herzens liest, liest mehr,

als

als die, welche unbeschäfftiget den ganzen Tag die besten Schriften zum Zeitvertreibe, oder aus Eitelkeit, liest. Die erste wird eine gute Ehegattinn, eine verständige Mutter und eine sorgfältige Haushälterinn werden, wenn sie ihr Stand dazu beruft; aber wie schwerlich die andere! Fahren Sie also fort, liebe Mademoiselle, bloß die Stunden, die Ihnen Ihre Geschäffte übrig lassen, auf das Lesen eines guten Buches anzuwenden. Die Schriften der Frau Beaumont, des Zuschauers, die Erinnerungen an ein junges Frauenzimmer von dem Herrn Wilkes, und andre diesen ähnliche Werke, ergötzen eine aufmerksame Leserinn eben so sehr, als sie ihr nützen. Uebrigens danke ich Ihnen ergebenst, Mademoiselle, für Ihren beredten und mir so angenehmen Brief, und bin mit besonderer Hochachtung

1765. G.

CVIII.

Liebster und bester Graf,

So sehr ich Sie beklage, daß Ihr Aufenthalt in * * nicht angenehmer für Sie ist: so weis ich dennoch, daß Sie sich ihn durch Ihre Wißbegierde, durch Ihren Fleiß und Ihr gutes Herz bald erträglich und gewiß nützlich machen werden. Dieses tröstet mich; und dieses muß auch Sie trösten. Finden Sie wenig Umgang mit guten Menschen:

Menschen: so sind Sie doch vor tausend Andern glücklich, daß Sie viel gute Bücher kennen, haben, und zu nützen wissen. Unter diesen Ihren lieben Büchern, guter Graf, und unter den Bemühungen, die nöthigen Kenntnisse, um derentwillen Sie sich itzt in * * aufhalten, zu erlangen, werden Sie die Unannehmlichkeiten des Ortes vergessen, den beschwerlichen und frostigen Umgang ertragen, und die Fehler der großen Welt, deren Last Sie fühlen, desto gewisser vermeiden lernen. Diese Fehler gelassen tragen zu können, bitten Sie mich um Regeln. Aber, liebster Graf, welche Weisheit wüßte ich hierüber, die Sie nicht auch wüßten? Was würden Sie dem Freunde antworten, der diese Regeln von Ihnen begehrte? „Denken „sie, würden Sie sagen, um Nachsicht und Ge„duld mit den Fehlern der Andern zu haben, oft „und täglich an ihre eignen, auch die geheimsten „Fehler, und hingegen an die guten Eigenschaften, „die Andre bey ihren Fehlern noch besitzen, und „sie vielleicht nicht. Können sie die Fehler und „Schwachheiten derselben durch Klugheit verbes„sern, so ist es ihr Glück, wie es ihre Pflicht ist. „Tragen sie dieselben mit Geduld, so haben sie „weniger Verdruß. Sind es Thorheiten, so ler„nen sie Weisheit aus der Thorheit der Andern, „und hüten sie sich desto vorsichtiger vor den Schrit„ten, die zu ihr führen. Sind es offenbare Laster, „so verabscheuen sie das Laster; bedauern sie den „Menschen, der sich dadurch entehrt; lehren sie „ihn durch ein tugendhaftes Beyspiel das Gegen„theil;

„theil; beten sie für ihn.“ Dieses, liebster Graf, was Sie Ihren Freund lehren würden, sagen Sie sich selbst. Wir leben in einer unvollkommenen Welt, und müssen entweder mit Andern Nachsicht haben, oder Einsiedler und bittre Menschenfeinde werden. Duldet Gott die täglichen Fehler und Gebrechen unsrer Nebenmenschen; wie vielmehr ist dieß unsre Pflicht? Wem gar Niemand gefiele, der würde unglücklicher seyn, als der, der Niemanden gefiele. Getrost, mein lieber Graf. Dieser Ihr erster Auftritt in der größern Welt wird nicht lange währen, wird bald mit bessern abwechseln, wird Sie in der Gelassenheit und Geduld üben, einer Tugend, deren unser ganzes Leben bis an unsern letzten Augenblick bedarf, und die, nebst der Demuth, den Geist und die Kraft der Religion am sichersten beweiset. Die Vorschriften der Religion, die Sie lieben, werden überall und in allen Umständen Ihre besten Rathgeber seyn, und Sie vor den Gefahren, die Ihrer Tugend drohen, und noch oft drohen werden, gewiß in Sicherheit setzen. Bete, wache, thue deine Pflicht, und beschäfftige dich nützlich; und das thue täglich, und auch täglich prüfe dich hierüber! Dieß ist die wahre und höchste Weisheit. Leben Sie wohl, bester Graf, den ich liebe, und wegen seiner Tugend lieben muß. So wie Sie unter den vielen Jünglingen, die ich gekannt, einer der besten und ruhmwürdigsten, und für mein Herz einer der liebsten gewesen sind; so suchen Sie mit den Jahren des Mannes einer der rechtschaf-

fensten,

fensten, gewissenhaftesten und nützlichsten, und also auch glücklichsten Männer zu werden. Der Herr segne Sie und behüte Sie!

1765. G.

CIX.

An Herrn B***.

Sie erinnern sich meiner in den Briefen an Ihren Herrn Bruder so oft, und mit so vieler Liebe, daß ich nicht weis, wie ich Ihnen genug dafür danken, noch wie ich dieses Andenken verdienen soll. Dieses aber, werthester Herr Pastor, kann ich Ihnen theuer versichern, daß die Freundschaft, die Sie mir schenken, und der Beyfall, mit dem Sie meine geistlichen Lieder beehren, mir mehr ist, als die Gunst der Großen und der Lobspruch vieler Kunstrichter. Meine Lieder würden Ihr edles und gottseliges Herz nicht rühren, wenn Sie weniger zur Erbauung geschickt wären. Und o wie glücklich bin ich Unwürdiger, wenn Gott diese Lieder bey vielen zur Verherrlichung einer Religion, über welche der Witz unsrer Tage bald verdeckt, bald offenbar spottet, gereichen läßt! Der berühmte Mann in Ihren Gegenden fährt immer fort, die Angriffe seines Spottes zu verdoppeln; aber der im Himmel wohnet, lachet ihrer. Er wird seine Wahrheit schützen, wenn auch noch mehr Spötter aufstehen; und die Religion wird

selbst in den Gegenden, wo sie von vielen Voltairen lächerlich gemacht wird, von noch mehr B*** ehrwürdig erhalten werden. Gott segne Sie, liebster Mann, mit Gesundheit und langem Leben! Ich empfehle mich Ihrer Liebe und Ihrem Gebete, und bin zeitlebens

1765. G.

CX.

An den Herrn Professor Gellert.

Kein Geschenke konnte mir angenehmer seyn, als Ihre Vorlesung aus Ihren eignen Händen. Ohne den verbindlichsten Dank darf ich es nicht annehmen; und aus dem Danke wird ein Brief. Ich bin diese Aufmerksamkeit nicht allein Ihnen, sondern auch meinem Herzen schuldig. Für das Herz ist ja der ganze Aufsatz gemacht; und ich habe diesen Währmann bey Lesung Ihrer schönen Schrift gespürt. Von dem allgemeinen Beyfalle schreibe ich Ihnen kein Wort. Nein, mein liebster Herr Professor; aber von dem allgemeinen Nutzen, von der Erfüllung Ihrer Absichten möchte ich Ihnen recht viel und oft schreiben. Dann werde ich Sie nicht, wie itzt, um Vergebung bitten, daß ich Ihre nützlichern Beschäfftigungen durch Briefe unterbreche. Anstatt der Antwort, die ich aus eben dieser Ursache durchaus verbitte, lassen Sie mich nur zuweilen durch gute Freunde

wissen,

wissen, daß Sie recht gesund sind. Wie sehr habe ich mich gefreuet, als ich kürzlich hiervon eine angenehme Nachricht erhielt! Ich weis, Sie sind von meiner Hochachtung und Ergebenheit längst versichert, und ich darf mich nur, nach allen Gesinnungen der Freundschaft, unterschreiben

Ihren

Dresden, am 24. Febr.
1766. C. L. v. Hagedorn.

CXI.

Theuerster Herr von Hagedorn,

Sie haben mich Ihrer Gewogenheit und Freundschaft auf die gütigste und überzeugendste Art versichert; dafür danke ich Ihnen heute als für eine große Wohlthat, und versichre Sie zugleich auf meiner Seite, daß ich Sie schon so lange verehre und liebe, als ich Ihren Namen und Ihre Verdienste kenne; und dieses ist sehr lange. Daß Sie ferner in Ihrem gütigen und mir schätzbaren Briefe meine Vorlesung für eine dem Publico nützliche Schrift erklären, dieses ist für mich der größte Lobspruch; und ich will mich von nun an bemühen, dem Ausspruche einsichtsvoller Männer in diesem Stücke mehr zu glauben, als meinem furchtsamen und betrüglichen Herzen. Uebrigens empfehle ich mich Ihrer fernern Liebe, wünsche Ih-

nen Leben, Gesundheit und alle Wohlfahrt, die man nur verdienten Männern wünschen kann, und bin, so lange ich lebe, mit einem Herzen voll Hochachtung und Ergebenheit

1766.

G.

CXII.

An den Herrn Hofrath Heyne.

Sie haben zu günstig von meiner kleinen Schrift geurtheilet; aber ich will Ihnen auch nicht sowohl für den Lobspruch selbst, als für die liebreiche Art danken, mit der Sie ihn mir ertheilet haben. Wollte Gott, ich wäre ganz der gute Mann, der ich in Ihren Augen bin! Indessen bitte ich nichts desto weniger um Ihre fernere Liebe und Freundschaft, und versichre Sie der meinigen und aller meiner Hochschätzung mit dem aufrichtigsten Herzen. Professor Heynen, so sage ich oft unter meinen Freunden, auch laut vor meinen Zuhörern, ach, den hätten wir bey uns behalten sollen! und ich habe noch vor wenig Tagen diesen Wunsch gedacht und gefühlt, da ich Ihre vortreffliche und bescheidne Vorrede zu dem zweyten Bande des Auszugs der Allgemeinen Welthistorie las. Gott lasse es Ihnen, theuerster Freund, in einem langen, der Welt nützlichen und für Sie zufriednen Leben

wohlge-

wohlgehen. Mit diesem Wunsche umarme ich Sie, und bin zeitlebens

Leipzig, den 31. März 1766. G.

CXIII.

Mein theuerster Herr Professor,

Wie gütig ist es von Ihnen, daß Sie eine Handlung von meiner Seite, die ganz in der Ordnung war, und ganz keine Aufmerksamkeit verdiente, zu einer Veranlassung machen, mir eine schätzbare Versicherung von Ihrer Achtung und Freundschaft zu geben. So stumpf und fühllos mich eine gewisse Erfahrung gegen den gelehrten Ruhm gemacht hat: so empfindlich bin ich gleichwohl bey dem Beyfalle rechtschaffner und verdienstvoller Männer. Allein bey der Zufriedenheit, die Sie mit mir bezeugen, mein liebster Herr Professor, empfinde ich mehr als bey dem kahlen Lobe einer ganzen Welt; denn mein Herz wird dabey beruhiget, und mit innerer Selbstzufriedenheit erfüllt. Eifrig werde ich mich mein ganzes Leben durch bestreben, diese Zufriedenheit mir zu erhalten, sie mehr zu verdienen, und mir auch dann einmal ihren Beyfall zu erwerben, wann verklärtere Einsichten in einer andern Welt mich beurtheilen werden. Mein Vaterland hatte keinen Winkel für mich, wo ich in einem geringern

Maaße von Unbequemlichkeiten mein Leben im Verborgnen hätte hinwallen können. So abgeneigt als ich auch für den Stand eines Gelehrten von Beruf, und für das Leben auf einer Akademie war, so hatte mich doch die Vorsehung dazu bestimmt. Meine Unterwerfung hat mich viel gekostet, doch die Erfahrung hat mich auch hierinnen gelehret, daß ihre Wege Liebe sind. Mein Leben ist so einfach, so unschuldig, so ruhig, als ich es in Dresden nie hoffen konnte. Dieß wird Sie erfreuen, mein bester Herr Professor; deswegen spreche ich zuversichtlicher, als ich es sonst bey der Ungewißheit und dem Unstäten der menschlichen Dinge zu thun wage. Gott erhalte Sie gesund, und lasse Sie noch lange Tugend und Religion einer Jugend einpflanzen, die auf unsern Akademien sonst leider auf Gelehrsamkeit fast allein angeführet wird. Alle Ihre Freunde grüßen Sie, niemand aber mit innigerer Hochachtung als meine Frau. Ich bin zeitlebens

Ihr

Göttingen,
den 11. May 1766.

ergebenster Freund
und Diener
Heyne.

CXIV.

An den Herrn von R***.

Ihren letzten Brief habe ich sehr spät bekommen. Allein so spät ich ihn auch bekam, so ist er mir doch außerordentlich angenehm gewesen, nicht allein wegen der guten, natürlich schönen Schreibart, in der Sie trefflich zugenommen haben, sondern auch wegen seines Innhalts, der nichts als gutes Herz, nichts als Liebe für mich, Ihren Freund, und Wünsche für meine Wohlfarth redt und enthält. Möchte ich doch nunmehr bald einen Brief von Ihnen bekommen, der nichts als gute und frohe Nachrichten von Ihrem Glücke enthielte, das sich Ihnen itzt nur noch in der Entfernung zeigt! Doch getrost, liebster Herr von R***! Fahren Sie fort, wie Sie rühmlich thun, im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, die Sie bisher so wunderbar geleitet hat, für die Verdienste zum Amte zu sorgen und zu arbeiten; für das Amt selbst wird die Vorsehung sorgen. Und welch Glück für Sie ist nicht schon Ihre itzige Verfassung, da Sie in derselben so gute Gelegenheit haben, sich in dem praktischen Theile der Rechtsgelehrsamkeit fester zu setzen! — Sey tugendhaft und arbeitsam, und das Uebrige überlasse Gott! — Dieses ist der sicherste Weg zu unserm Glücke, der sicherste zu unsrer Ruhe — die kürzeste und richtigste Moral. Mit den aufrichtigsten Wünschen für Ihre, Ihrer würdigen frommen Mutter und aller Ihrer theuern

Angehörigen Wohlfarth, und mit wahrer Liebe und Hochachtung bin ich zeitlebens

1766. G.

CXV.

Liebster und bester Graf,

Wenn ich Ihnen auch in Ihren jüngern Jahren noch so viele Dienste geleistet hätte; und es waren doch nur Dienste der Pflicht, die Sie mir durch Ihre Folgsamkeit zum Vergnügen machten: so haben Sie mich doch nunmehr für alle auf einmal reichlich belohnet, und mir nebst Ihrer theuersten Gemahlinn einen Beweis Ihrer Freundschaft und Ihres Vertrauns gegen mich, gegeben, den ich nicht größer und mir rühmlicher hätte wünschen können. Sie lassen mich, da Sie zum erstenmale ein glücklicher Vater werden, an diesem Glücke als einen Pathen Ihrer lieben Tochter Antheil nehmen; und was hat ein Vater für größre Freuden, die er mit seinem besten Freunde theilen könnte? Für diese außerordentliche Freude und Ehre, liebster Graf, danke ich Ihnen und der glücklichen würdigen Mutter mit einem gerührten Herzen, mit einem Herzen voller Wünsche und Segen für das Leben und die Wohlfarth Ihrer Tochter, Ihrer Gemahlinn, und Ihrer selbst. Ich werde das Glück zwar nicht erleben, mich durch irgend eine Sorgfalt um diese Ihre Tochter

verdient

verdient machen zu können; aber die stille Pflicht eines christlichen Pathen werde ich nicht nur morgen an ihrem Tauftage auf meiner Stube, oder auch in einer Kirche, zu erfüllen suchen, sondern mich, so lange ich noch lebe, oft an diese Pflicht erinnern. Der Graf * * wird Ihnen sagen, daß meine Gliederschmerzen, die ich itzt wieder dulde, mich an keine Reise nach * * denken lassen. Ich umarme Sie indessen in Gedanken. Gott segne Sie und Ihr ganzes Haus! Also leben Sie wohl, und freuen Sie sich, glücklicher Mann und Vater, der Freuden Ihres ehelichen Lebens und der Unschuld Ihres verbrachten jugendlichen mit dankbarem Herzen. Ich bin ganz der Ihrige.

G.

CXVI.

Theuerster Herr Doctor,

Womit verdiene ich doch alle die Liebe, die Sie für mich haben; die brüderliche Liebe, die Sie mir in Ihrem letzten Briefe mit einer Beredsamkeit erklären, deren nur wenig Herzen fähig sind; eine Liebe, die ich nicht aufrichtiger, edler und frömmer denken und wünschen kann? Doch muß man denn ein Geschenke verdienen, um es annehmen und sich seiner erfreuen zu können? Genug, daß ich den ganzen Werth Ihrer Freundschaft und Liebe empfinde, schätze und durch Gegen-

liebe

liebe und Dankbarkeit über Ihre Güte, zu verdienen herzlich wünsche. Dieses, theuerster Freund, kann ich mit Wahrheit von mir sagen; und möchte ichs Ihnen doch in diesem Augenblicke durch Umarmungen und Thränen der Freude persönlich sagen können! Ich habe Sie also, nach Ihrem gütigen Geständnisse, durch meinen letzten Brief nicht wenig beruhiget und getröstet? O dafür sey Gott gedanket, der mir diesen Sinn gegeben, und meine Worte gesegnet hat! Er erhalte Sie ferner bey Ihrem getrosten Muthe, und gebe Ihnen die Ruhe und Zufriedenheit einer Seele, die ihm vertraut, in allen Fällen Ihres Lebens. Er beglücke Sie mit allen den Ihrigen in einem langen Leben, und segne Ihre eifrigen Bemühungen für die Erhaltung und Wohlfarth der Menschen! — Die Exemplare Ihrer gelehrten Schrift habe ich einem geschickten Medico gegeben, und sie durch ihn den Männern überreichen lassen, für die sie bestimmt waren. Billigen sie Ihr neues System nicht ganz (und welche neue Methode findet sgleich einen allgemeinen Beyfall?) so schätzen Sie doch die Verdienste des Erfinders. Leben Sie wohl, bester Mann; denn ich habe Ihnen nun so viel gesagt, als ein kranker Freund, dem bey dem besten Willen doch das Schreiben sauer wird, seinem Freunde auf einmal sagen kann. Grüßen Sie Ihre theuerste Frau und lieben Kinder herzlichst von mir, und schenken Sie mir ferner Ihre Liebe und Ihr Gebet, den Segen christlicher Freundschaft. Ich bin so lange ich lebe ꝛc.

1767. G.

CXVII.

Gnädige Frau,

Einer meiner ersten Gedanken, als ich heute früh erwachte, waren Sie und Ihre Abreise. Nun, dachte ich, wird sie mit ihrem lieben Gemahle schon auf dem Wege seyn; und so nahm ich in Gedanken Abschied von Ihnen, und begleitete Sie mit meinen guten Wünschen. Aber eben itzt höre ich, daß Sie noch da sind; und also kann ich ja noch schriftlich von Ihnen Abschied nehmen.

So gehe denn, o Freundinn, die ich ehre,
Durch deren Umgang ich mehr, als ich sagen kann,
Zehn ganze Jahre lang gewann;
Mit der ich nun von heut auch mehr entbehre,
Mehr, leider, als ich sagen kann.

Geh mit dem Muthe frommer Seelen,
Geh froh von hier an Deines * * Hand;
Du stehst in dem für Dich durch Gott bestimmten
Stand.
In diesem Stande kann das Glück Dir niemals
fehlen,
Das Gott an Tugend und Verstand,
An Lieb' und Freundschaft hier verband.
Geh froh; der Mutter frommer Segen,
Ihr lehrreich Beyspiel, ihr Gebet,
Begleiten Dich auf allen Deinen Wegen,
Gleich guten Engeln, früh und spät.
Geh froh; die Wünsche frommer Armen,
Die du beglückt hast, gehn voran,
Und bitten: „Wie Sie aus Erbarmen
„Uns oft in Nöthen wohlgethan;

„So nimm dich, Gott, auch Ihrer an!“
Geh froh, und laß Dein Herz das Glück mit Dank
empfinden,
Jedwedem werth zu seyn, der nur entfernt Dich
kennt;
Denn Niemand ist in unsrer Stadt zu finden,
Der Dich nicht rühmt und Dir nicht Gutes gönnt.
Geh froh; Du gehst an Deines * * Seite,
Sein Herz, sein Ruhm, sein Glück ist Dein;
Und seiner Kinder Glück, das ihn so sehr erfreute,
Wird, wenn Du leidest, Trost Dir seyn,
Denn nicht nur Glück, auch Leiden, Dich zu üben,
Erwarten Dich und sind schon da;
Doch unverzagt; denn denen, die Gott lieben,
Ist seine Hülfe täglich nah.

1767. G.

CXVIII.

Mein lieber Herr **.

Die Grafen von * * und ihr Hofmeister sind Ihre großen Freunde, und schätzen Ihr Genie und Ihre ausgebreitete Gelehrsamkeit sehr hoch; und dennoch muß ich Ihnen sagen, daß sie sich Ihres Unterrichts ganz begeben werden, wenn Sie in Ihrer zeitherigen Lebensart fortfahren. Ich bitte Sie also, als Ihr Freund, bey Ihrer eignen Wohlfarth, bey Ihrer Gesundheit, bey Ihrem Leben, bey Gott und seiner Gnade, überlegen Sie ernstlich die schrecklichen Folgen des

Trunkes.

Trunkes. Ich weis alles, was irgend zu Ihrer Entschuldigung dienen kann; aber, lieber **, es bleibt doch ewig Ihre Pflicht, von dieser verderblichen Gewohnheit abzustehen, so schwer es Ihnen auch ankommen mag. Was dem Menschen unmöglich scheint, das ist ihm mit Gott möglich. Daran erinnere ich Sie brüderlich mit aller der Liebe, die ich Ihnen schuldig bin.

1767. G.

CXIX.

Theuerster Kästner,

Ich umarme Sie mit einem Herzen voller Liebe und Hochachtung, und danke Ihnen für den heitern Brief, mit dem Sie mich in Ihrem Prorectorat erfreut haben, und für den Commentarium über eine Stelle des Varro, mit dem Sie mich nicht blos erfreut, sondern meisterlich unterrichtet haben. Zugleich empfehle ich Ihnen einen meiner zeitherigen Zuhörer, einen Dänen, mit Namen Schönheiter, der ein Jahr in Göttingen studiren wird, und der sowohl seines Fleißes, als seiner Geschicklichkeit und seines guten Charakters wegen Ihrer Gewogenheit und Fürsorge nicht unwerth ist. Außer der theologischen Literatur, die sein Hauptwerk ist, liebt er auch die Mathematik und schönen Wissenschaften, und wird, wie ich sicher hoffe, Ihrer Akademie dadurch Ehre machen, daß er gründlich studiret.

Herr

Herr Wolkens ist heute nach Dresden gereiset, um dem Grafen von F** vorgestellt zu werden, der einen Hofmeister, und zwar einen mathematischen Kopf, für seinen Sohn von funfzehn Jahren sucht.

Ich liebe diesen Wolkens; und ich hoffe, der Graf, dem ich ihn nachdrücklich und gewissenhaft empfohlen, wird ihn wählen. Die Stelle wird für ihn von allen Seiten, oder doch von vielen, günstig seyn, wenn er sie erhält. — Und hiermit leben Sie wohl, guter Kästner, und lieben Sie ohne Aufhören Ihren alten, kranken und redlichen Freund,

G.

Es wird noch ein Däne zu Ihnen kommen, der Mourier heißt, und Lieutenant unter der Dänischen Militz ist; auch ein sehr guter fleißiger junger Gelehrte, den ich Ihnen ebenfalls bestens empfehle, und der sich Ihnen selbst zu empfehlen wissen wird. Mich aber empfehlen Sie dem lieben Professor Heyne, dem guten Herr D. Miller und Professor Diezen ergebenst und freundschaftlich.

Leipzig, den 13. April
1767.

CXX.

CXX.

Mein liebster Gellert,

Diese Ostern habe ich über funfzig Antworten geschrieben, die ich zum Theil länger als ein Jahr schuldig war; und Ihren Brief beantworte ich so bald, weil ich den Werth eines Briefes von Ihnen erkenne. Und doch werde ich Sie sogleich bitten, wenn Sie etwa Lust haben, bald wieder nach Göttingen zu schreiben, nicht an mich, sondern an jemand anders zu schreiben. Dieß hängt so zusammen: Ich steckte Ihren Brief zu mir, die Complimente auszurichten. Im Vorbeygehen: Einer Ihrer Freunde heißt darinne der Liebe, der andere der Gute, und der dritte? der ist der dritte schlechtweg. Hatten Sie denn kein Beywort für ihn? Ich wüßte wohl eins, darauf er stolz seyn könnte, weil es ihm eine Aehnlichkeit mit Ihnen gäbe, und das ich doch nicht haben mag: der Hypochondrische. Nun also, wie ich Ihren Brief bey mir trug, gab ich ihn der Frau Prof. Heyninn zu lesen, die mir dazu sehr viel Glück wünschte, und meynte, was es für ein Lob für mich wäre, daß ich Sie unterrichtet hätte, wie Ihr Brief sagt; und als ich antwortete: das wäre ein Compliment; sagte sie: Gellert machte keine Complimente. Die einfältige Frau! Nun also, weil sie so eine Freude darüber hatte, so sagte ich ihr, wenn ich wieder an Gellerten schriebe, so wollte ich ihn bitten, daß er einmal an sie schriebe, und weil man Gellerten so viel Achtung schul-

dig wäre, daß man ihm nicht zumuthen müßte, sogar viel Briefe zu schreiben, so sollte er lieber alsdann an mich nicht schreiben. Sehen Sie, so gehe ich mit Ihrem nächstkünftigen Briefe um, daß ich ihn schon jemand anders abtrete, als wenn ich schon wüßte, daß ich selbst einen würde bekommen haben. — Sie sind gegen Herr Wolkens sehr gütig gewesen. So viel ich ihn kenne, verdient er es, wegen seines sehr guten Herzens.

Was meynen Sie denn von *) — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Sie könnten zwischen dem ersten Absatze meines Briefs, und dem nächstvorhergehenden, einen Widerspruch finden, weil ich Ihre Gedanken zu wissen verlange: Aber wie oft stellt sich nicht der Poet, als verlangte er des Kunstrichters Gedanken zu wissen, nur damit er seine eignen dem Kunstrichter vorlesen kann. Leben Sie wohl, und behalten

*) Ein damals neues Buch, über das Gellert seine Meynung mir nicht geschrieben hat. Was ich ihm darüber geschrieben habe, müßte, wenn es gedruckt werden sollte, mehr aus einander gesetzt und unterstützt werden, als in einem Briefe, wo ich eben über meine Gedanken eines Freundes Urtheil verlangte, nöthig war. Ich habe daher diese Stelle unterdrücket, als die Herren Herausgeber, mit einer Billigkeit, derentwegen ich Ihnen danke, mir verstatteten zu bestimmen, wie dieser Brief öffentlich erscheinen sollte. Kästner.

halten Sie einen Freund in gutem Andenken, der allemal suchen wird, Ihrer Freundschaft werth zu seyn.

Göttingen, den 27. May
1767.

Abraham Gotthelf Kästner.

CXXI.

An Madame Heyninn.

Herr Professor Kästner verlanget in seinem letzten Briefe von mir, ich sollte, an statt ihm zu antworten, nur an Sie schreiben. In der That weis ich nicht, was der gute Mann bey diesem Auftrage sucht, ob er mir wirklich eine Wohlthat erweisen will, deren er mir seit dreyßig Jahren eben nicht viele erwiesen hat; oder ob er nur meinen Briefwechsel los seyn, und Sie dagegen mit demselben belästigen will. Doch wenn auch seine Absichten nicht die besten seyn sollten, so danke ich ihm doch sehr für seinen Muthwillen, und wende seine Veranlassung auf die Seite, wo sie Freude und Pflicht für mich wird. Ich versichre Sie also meiner besondern Hochachtung, Ergebenheit und Freundschaft aufrichtigst, und bin überzeugt, daß Ihnen diese schriftliche Versichrung nicht gleichgültig seyn wird. Wenn ich Ihnen endlich sage, daß ich vor wenig Wochen so glücklich gewesen bin, Ihre beste Freundinn persönlich hier in Leipzig ken-

nen zu lernen, und mich mit ihr und ihrem theuersten Gemahle oft und viel, bald auf meiner Stube, bald im Rosenthale, bald auf ihrem Zimmer zu unterhalten; wenn ich Ihnen dieses sage, und wie sehr ich Beide, ihn und sie, ehre und hochschätze, und wie oft und herzlich die Frau von Sch** an Sie gedacht hat: so weis ich, daß Ihnen mein Brief wichtig und schätzbar werden muß. Ja, liebste Madame, dieses Glück also, Ihre beste Sch** fast eine ganze Woche zu sehn und zu sprechen, habe ich gehabt, und es, so sehr ich sonst neue Bekanntschaften fliehe, eifrig gesucht, und, ungeachtet meiner Kränklichkeit, behauptet. O freun Sie sich dieser würdigen Freundinn mit mir, die Ihnen und Ihrem Geschlechte Ehre macht; und die Gott nebst ihrem vortrefflichen Manne immerdar beglücken wolle! Nunmehr weis ich Ihnen weiter nichts zu sagen, als daß Sie, meine Freundinn, Ihren guten Heynen in meinem Namen küssen und ihn aller meiner Liebe versichern wollen.

Leipzig, den 10. Jun. 1767.

G.

CXXII.

An den Herrn Hofrath von B**.

Der arme W** verlangt, daß ich mich mit ihm zu einerley Pflicht vereinigen, und Ihnen für die besonders gnädige Vorsorge danken soll,

deren

deren Sie ihn zeither gewürdiget haben. Mit einem Herzen also, theuerster Herr Hofrath, das Sie schon lange verehret und liebet, so lange schon als mein Freund Cramer der Ihrige ist, danke ich Ihnen auf das verbindlichste für die seltne Großmuth, mit der Sie sich eines der unglücklichsten und sonderbarsten Menschen auf Erden nun schon so lange angenommen haben, ohne zu ermüden. In der That sehe ich die ihm erzeigten Wohlthaten, als mir selbst erzeigt, und mich als Ihren Schuldner an, als den Schuldner des besten Mannes, den Gott mit seinem ganzen Hause segnen und der Welt lange erhalten wolle. Daß W** wieder nach Amerika zu gehen denkt, gefällt mir nicht; die Ruhe wohnt weder in Europa noch in Amerika, sollte er zu sich sagen, sondern in der Gnade Gottes, die du bey Fleiß und Pflicht und Gebet geduldig und demüthig erwarten mußt. Uebrigens bitte ich noch um Dero mir schätzbare Liebe, und bin so lange ich lebe ꝛc.

1767. G.

CXXIII.

An Herrn F**.

Wie groß ist Ihr Verlust, liebster Freund, und wie herzlich beklage ich Sie! Aber wie groß und christlich ist auch Ihre Gelassenheit und Ergebung in den göttlichen Willen; und wie sehr liebe

und bewundere ich Sie deswegen! Herr G** hat mir nämlich Ihren Brief an ihn vorgelesen, und so wie mich der Anfang desselben außerordentlich betrübt hat, so hat mich auch das Ende dieses Briefes wieder gestärket und getröstet. Wie glücklich sind Sie bey Ihrem christlichen Herzen, und bey der Hoffnung der Religion, der Hoffnung des Himmels! Gott beruhige Ihre Seele ferner, theurer Freund, und lasse Sie das Glück lebhaft empfinden, der Vater einer so frommen und liebenswürdigen Tochter zu seyn, die der Herr früh von der Erde in den Himmel rief. Ach Herr lehre uns täglich bedenken, daß wir zu der Absicht leben, um selig zu sterben! Ich umarme Sie mit Liebe und Hochachtung und bin zeitlebens der Ihrige.

Leipzig, den 12. März
1767. G.

CXXIV.

An Ebendenselben.

Sie finden, wie Sie in Ihrem Briefe klagen, bey Ihrem schweren Verluste, die Gelassenheit und Ergebung in Ihrem Herzen nicht, die Sie wünschen, und haben sollten. Aber ich finde sie, diese willige Ergebung, selbst in Ihrer wehmüthigen Klage über den Mangel derselben; in dem herzlichen Kummer, daß Sie solche bey sich nicht gewahr werden; in dem Kampfe, Ihren

Willen

Willen gern dem Willen des Allmächtigen zu unterwerfen, und seine Güte, Weisheit und Gerechtigkeit auch in den härtesten Schickungen und Trübsalen zu verehren und anzubeten. Der Geist ist willig! Getrost also, mein Freund, wenn gleich das Fleisch schwach ist, wenn gleich Ihr Herz die Größe seines Verlustes mit Bangigkeit fühlet, und in Klagen und Thränen übergeht. Auch unser göttlicher Erlöser wünschte unter der Angst seiner Seele: Ists möglich mein Vater, so gehe dieser Kelch vorüber! und dennoch trank er ihn willig, und dennoch sagte er: Doch nicht wie ich will, sondern wie du willst. Das Wesen der Ungeduld besteht nicht in den schmerzhaften Empfindungen unserer Seele über das Elend, das uns drückt; nicht in dem Wunsche nach Minderung desselben und Befreyung von unserm Jammer, wenn es Gott gefiele; nicht in Klagen und Thränen, die der Mensch weint, sondern in den harten und argen Gedanken, mit denen das Herz sich an seinen Gott unter der Last der Trübsale vergreift, und bald seine Güte, bald seine Weisheit, Heiligkeit und Gerechtigkeit entehret und in Zweifel zieht. — Getrost also, theuerster Mann, Ihr Geist, Ihr Herz ist willig, Gott bey dem Verluste, den Sie erlitten, durch eine völlige Ergebung zu ehren; und nur Ihr Fleisch, nur der Mensch ist schwach. Aber er, der das Wollen der Pflicht in uns wirket, wirket auch nach seiner Gnade das Vollbringen, wenn dieses gleich nicht auf einmal, nicht ohne starken Widerstand, und oft nur im geringen Maaße

erfolgt. Der Herr hat Geduld mit unsrer Schwachheit; dieß ist der selige Trost unsrer Religion. Und so lange wir wachen, beten und kämpfen, so thun wir seinen Willen, und Er sieht das Herz und nicht das Werk an. Gott beruhige, tröste und stärke Ihre ihm theure Seele, daß endlich seine auch rauhen und kummervollen Wege Ihren Augen wohlgefallen! Ich liebe Sie; denn wie könnte ich Ihr gutes und christlich gesinntes Herz zu lieben aufhören? Ich liebe Sie, so lange ich lebe, und bitte, daß Sie mir, auch wenn Ihr lieber Vetter nicht mehr um mich ist, Ihren Briefwechsel erhalten, so wie Sie mir Ihre Gewogenheit gewiß ganz erhalten werden, ob ich gleich die gute Meynung, die Sie von mir haben, lange nicht verdiene; denn ach welch ein elender und schwacher Mensch bin ich, der ich Ihren Augen so stark vorkomme? Beten Sie für mich und lieben Sie mich.

Leipzig, den 6. April
1767. G.

CXXV.

An Madame G**.

Ich überliefere Ihnen endlich Ihren lieben Sohn, den ich gern noch länger behalten hätte, da ich ihn vorzüglich liebe, hochschätze, und an seinen Umgang gewohnt bin. Allein es würde

eine

eine Ungerechtigkeit seyn, diesen guten Sohn, seiner würdigen und besten Mutter auch nur einen Tag länger vorzuenthalten. Ich heiße ihn also gehen, so ungern ich ihn auch verliere, und begleite ihn mit meiner Liebe und mit väterlichem Segen in ihre mütterlichen Arme. Ist es seine Bestimmung, daß er in seinem Vaterlande, und vor Ihren Augen versorgt werden soll: So lasse Sie Gott diese Freude bald erleben, und lange, lange genießen. In der That wünscht er wohl nach Leipzig zurück zu kehren, aber unter der Bedingung, daß Sie ihm dahin folgten. Er scheint auch zum akademischen Leben bestimmt und gebohren zu seyn; allein ich weis auch, daß die Wege der Vorsehung oft anders sind und führen, als die Gedanken, selbst die für sich guten und richtigen Gedanken der Menschen. Ich will also durch mein Urtheil nichts von dem Plane des Schicksals Ihres theuersten Sohnes zu entscheiden suchen, sondern wünschen und beten, daß Gott diesen Ihren Sohn, dem er ein gutes und frommes Herz, große Talente, und eine sorgfältige Erziehung geschenket hat, in seinem ganzen Leben mit seiner Weisheit und Gnade regieren, und ihn in denjenigen Stand und in das Amt setzen wolle, worinne er das meiste Gute stiften, die Ehre des Herrn am meisten verherrlichen, und also am glücklichsten seyn kann, wenn auch dieses Amt nicht ganz unsern Wünschen und Einsichten gemäß scheinen sollte. Wohl der Mutter, die Freude an ihren Kindern erlebt! Wohl also Ihnen, theuerste Freundinn, die an

ihrem einzigen Sohne die Freude über viel Kinder erlebt; und Dank und Preis sey Gott, der Ihnen diesen Sohn gegeben, und seinen Fleiß und Ihre Erziehung vorzüglich gesegnet hat! Mir dürfen Sie nicht danken: ich habe wenig und lange nicht so viel gethan, als ich gesollt. Ich bin mit allen guten Wünschen für Ihre beständige Wohlfarth und mit der vollkommensten Hochachtung

Leipzig, den 23. May
1767. G.

CXXVI.

Theuerster Herr Professor,

Bey allem dem Vergnügen, das ich empfinde, eine zärtliche Mutter, einen gütigen Onkel, und eine Menge von rechtschaffnen Freunden wieder zu sehn, höre ich doch noch nicht auf, den Verlust zu fühlen, den ich durch die Trennung von meinem zweyten Vater leide. Erlauben Sie mir immer, daß ich Ihnen einen Namen gebe, zu dem Sie mir selbst durch Ihre außerordentliche Güte ein Recht ertheilt haben, und mit dem mein Herz und meine Gesinnung so genau übereinstimmen. Ich habe es beständig als eine der größten Wohlthaten von Gott erkannt, daß er mich in Ihr Haus und in Ihre Bekanntschaft gebracht hat. Nicht bloß Ihr Unterricht, Ihr Rath, Ihre Fürsorge für mein Glück, sondern noch vielmehr der starke und beständige Antrieb, den ich zur Ausübung mei-

ner Pflichten, in dem Wunsche und in der Hoffnung Ihre Gewogenheit und Ihren Beyfall zu erhalten, gefunden habe, und immer finden werde: dieses ist ein Geschenk der Vorsicht, die meine schwache Tugend dadurch unterstützen und befestigen wollte. Ich erinnere mich niemals der Stunden, die ich bey Ihnen zubrachte, ohne Gott dafür, als für die glücklichsten meines Lebens, zu danken. Dieses Andenken wird, so lange ich das Glück entbehre, Sie wieder zu sehn, einen Theil meiner Vergnügungen ausmachen. In Wahrheit, das Herz und die Gesinnungen eines vortrefflichen Mannes, haben einen gewissen geheimen Einfluß auf die, die das Glück haben, mit ihm umzugehn; und auch ohne seine Lehren ist schon die Hochachtung, die sie für ihn haben, und sein Beyspiel stark genug, sie ihnen einzuflößen. Ja, theuerster Herr Professor, wenn ich jemals so unglücklich wäre, den Gedanken einer schlechten und unedlen Handlung zu haben, so würde die Erinnerung an Ihre Freundschaft die Tugend augenblicklich wieder in mein Herz zurückrufen. So bin ich Ihnen nicht nur die Ausbildung meines Verstandes, sondern auch die Verbesserung meines Herzens schuldig. Möchte Sie doch Gott dadurch belohnen, daß er Ihnen noch viele Gelegenheiten schenkt, ähnliche Wohlthaten zu erzeigen! Meine Mutter ist gütig genug, mir die Erlaubniß, wieder zu Ihnen zurück zu kehren, gleich bey meiner Ankunft zu versichern. — Ich bin

B**, den 3. Jun.
1767.

C. G**.

CXXVII.

CXXVII.

Antwort auf den vorhergehenden Brief.

Liebster G * *.

Ein gutes Herz ist auch gern das dankbarste Herz: dieses sehe ich an dem Ihrigen; denn wie sehr danken Sie mir nicht für das Wenige, was ich zu Ihrem Besten habe thun können! Aber ein dankbares Herz ist auch immer das beredteste Herz: dieses sehe ich an der Wirkung Ihres Briefes; denn wie sehr hat er mich nicht gerührt und erfreut! Möchte ich doch viel solche dankbare, beredte und in den Wissenschaften geübte Schüler haben! Wieviel Belohnung und Ehre würde mir dieses seyn! Doch ich will Sie itzt nicht loben, obgleich das Lob auch eine Pflicht des Lehrers und Vaters ist; ich will Sie bloß meiner Liebe aufrichtigst versichern, und Ihnen zugleich melden, daß der Antrag wegen des Grafen * * vergebens ist, weil ihn sein Herr Vater noch vor Michael zurückrufen wird. Aber es ist darum nichts verloren. Da Sie einmal die Einwilligung Ihrer theuern Mutter haben, wieder zu uns kommen, so hoffe ich, soll sich bald eine schickliche und für Sie günstige Stelle finden. Seyn Sie also getrost, mein lieber G * *, und leben Sie itzt mehr für die Beruhigung Ihrer guten Mutter und Ihres guten Onkels, als für die Wissenschaften. Gott, den Sie fürchten, laß es Ihnen mit Ihrer ganzen

Familie wohl gehn, und Sie die Freude Ihrer Mutter, und bald auch das Glück der Jugend, insonderheit der studirenden, werden! Ich bin so lange ich lebe.

Leipzig, den 6. Jun. 1767. G.

CXXVIII.

An Ebendenselben.

Was muß der gute G** machen? — so habe ich schon etliche Wochen bey mir in Gedanken gefragt, nun aber will ich den Mann selbst fragen. Was machen Sie also mein lieber G**? Das heißt nicht: was studiren Sie? denn ich weis, daß Sie mehr thun, als Andre Ihres Alters, und vielleicht mehr, als ich von einem fleißigen Freunde wünsche. Nein, es ist eine bloße Frage des Herzens und der Liebe, und heißt nichts mehr, als: Ob Sie gesund, mit Ihren Umständen und in dem Schooße Ihrer Vaterstadt zufrieden leben, die Freude und Ruhe Ihrer theuern Mutter vermehren, Ihren lieben Onkel oft sehen und aufheitern, und fleißig den Umgang des trefflichen Tr** suchen und genießen; und endlich: Ob Sie oft an mich, nicht an mich Ihren Lehrer, sondern an mich Ihren Freund, denken? Dieses glaube ich mag der Innhalt meiner Frage gewesen seyn; und nun erwarte ich die Antwort auf meine reichhaltige Frage, und setze

geschwind

geschwind noch eine hinzu, nämlich: Wird Sie auch Ihre Frau Mutter diesen Sommer ohne Kummer von sich lassen, und wollen Sie noch gewiß zu uns kommen? Ich wünsche es nicht nur, sondern ich veranstalte es auch, wenn es Gott will. Itzt habe ich freylich noch keine Gewißheit vor mir; aber das Beste erfolgt ja oft unvermuthet und ungesucht. Herr W** war vorgestern bey mir, redte von Ihnen mit großer Achtung und Liebe, und fragte mich, ob Sie nicht bald kämen? Er wird kommen, sprach ich, und künftig bey der Akademie thun, was ich kranker und schwacher Mann nicht mehr thun kann, auch wohl nicht recht gut gethan habe. — Und so viel mein lieber G** auf heute, vielleicht bald ein mehrers. Leben Sie wohl. Gott leite Sie auf die besten Wege, und beglücke und segne Sie, und Ihre Mutter und meine Freunde.

Leipzig, den 14. Jan.
1768. G.

CXXIX.

Theuerster Herr Professor,

Ob ich meinen Sohn ohne Kummer von mir lassen würde! Diese Frage muß ich selbst beantworten. Wie vollkommen kennen Sie doch das Herz einer Mutter, und wie gütig nehmen Sie Antheil an ihren Empfindungen! Aber wie unschätzbar muß mir die Wohlthat des Himmels

seyn,

seyn, daß Gott meinem Sohne einen so rechtschaffnen und tugendhaften Freund zugeführt, der mit der wahrhaften Treue eines Vaters für sein Bestes sorget! Dieses Glück macht mir die Beantwortung der Frage leicht. Es ist wahr, ich fürchte mich vor der Stunde des Abschiedes. So schwer er mir aber auch ankommen möchte, so vollkommen beruhige ich mich doch durch Ihre großmüthige Liebe. Ihre Gütigkeit verwandelt eine Menge meiner Sorgen in Hoffnung und Zuversicht. Und also müßte ich meinen Sohn nicht so sehr lieben, als ich ihn wirklich liebe, wenn ich ihn nicht mit Freuden zu seinem besten Lehrer zurück sendete. Ach, theuerster Herr Professor, könnte er das Glück genießen, stets nahe um Sie zu seyn, und durch Ihre Erfahrung und Ihren Rath geleitet zu werden; wie getrost würde ich ihn von mir lassen! Ich wüßte ihn in noch bessern Händen, als in den meinigen. Sie würden alsdann ihm bald eine Mutter nachkommen sehen, der Sie ihr Alter durch Ihre seltne Güte fröhlich gemacht hätten. Doch alle diese Wünsche überlasse ich der Vorsehung Gottes; der ordne die Schicksale meines Sohnes nach seinem Wohlgefallen, und mache ihn zu einem tugendhaften Manne und thätigen Christen, und schenke ihn mir ewig wieder. Gott erhalte Sie für uns und die Welt noch lange! Ich bin unaufhörlich mit der größten Hochachtung

B**, den 20. Jan. 1768.

Ihre
gehorsamste Dienerinn
G**.

CXXX.

CXXX.

An Herrn *.

Was Sie in der beschwerlichen Stellung, in der Sie leider! stehn, thun sollen, liebster *? Vor allen Dingen nicht muthlos werden; Geduld lernen und täglich üben; (ein Schatz, den wir auf unser ganzes Leben brauchen) Ihre Pflicht, ungeachtet aller Verdrießlichkeiten, beharrlich und treulich beobachten, durch Klugheit den Verdacht und bösen Schein entfernen; so oft es diese befiehlt, nachgeben; die Beschuldigungen, auch die unverdienten, zu Ihrer eignen Vorsichtigkeit und Bemerkung Ihrer Fehler (denn die haben wir alle) anwenden; Ihre Hitze, wenn Sie leiden, zurück halten, und bald durch Nachsicht, bald durch Hoffnung, bald durch Demuth sich in Ihren beschwerlichen Umständen Erleichterung, Hülfe und Muth verschaffen. Sie haben Ihren * * und seinen freundschaftlichen Beystand; welch Glück für Sie! Sie haben den Zutritt zu dem Herrn * *, einem so einsichtsvollen, liebreichen und dienstfertigen Manne; welche Wohlthat für Ihre Jugend und Ihre gegenwärtige Verfassung! Sie haben endlich in Ihrem Berufe ein gutes Gewissen vor Gott und den Menschen; und Sie wollten nicht gelassen und geduldig seyn? Getrost also, mein Freund! Werden Ihre guten Absichten und Dienste verkannt; nun so erinnern Sie sich oft an die herrliche Stelle: „Lasset euch dünken, daß ihr dem „Herrn dienet, und nicht den Menschen; und wis-

„set, was ein jeglicher Gutes thun wird, das wird „er von dem Herrn empfahen.“ — Auch die Menschen, denen Sie bekannt werden, werden Ihr Gutes bemerken, und, ohne daß Sie es denken und wissen, Beförderer Ihres Glücks werden. Können Sie aber das Vertrauen und den Beyfall Ihres Principals gar nicht erhalten: o so steht es Ihnen ja frey, mit Bescheidenheit um Ihre Entlassung zu bitten, und eine andre Stelle zu suchen. In diesem Falle wünschte ich freylich, daß Sie eine in K** vielleicht durch den Dienst des Herrn ** finden, und nicht so bald genöthiget seyn möchten, in Ihr Vaterland, wo Sie nach meinem Sinne hätten bleiben sollen, wieder zurück zu kehren. Itzt weis ich keine Gelegenheit, bey der ich Sie empfehlen könnte; allein das wird zu Ihrer künftigen Empfehlung nöthig seyn, daß man Sie nicht mit Unwillen Ihrer itzigen Stelle entlasse. Und so leben Sie wohl, und vertrauen Sie auf Gott bey allem, was Sie noch so vorsichtig unternehmen. „Verlaß dich „nicht auf deinen Verstand; sondern verlaß dich „auf den Herrn von ganzem Herzen: so wird er „dich recht führen.“ Ein Enkel eines Großvaters, der um des Guten willen eines gewaltsamen Todes starb, muß um des Guten und seiner Pflicht willen die Verdrießlichkeiten seines Berufs nicht achten. Ich bin mit aller Hochachtung und Liebe.

1768. G.

CXXXI.

An den Herrn von K * *.

Der gute Mann, so dachte ich, theuerster Freund, als ich Ihren traurigen Brief erbrach, der gute K * * hat gewiß sein Kind verloren; und wie sehr wird dieser Verlust ihn, und noch mehr die zärtliche Mutter schmerzen! Aber ach, gebeugter Freund, wie erschrack ich bey der ersten Zeile über einen Verlust, an den ich nicht gedacht hatte! Ja, Sie haben viel, — und warum soll ich nicht, alles, sagen? Sie haben Ihr größtes, Ihr ganzes Glück auf Erden, ein Glück, das Gott nur wenig Menschen gewähret, verloren, eine der frömmsten, liebreichsten und besten Frauen. Ich traure und weine mit Ihnen, theuerster Mann, und fühle es, wie unersetzlich Ihr Verlust ist; aber mitten unter meiner Wehmuth erfreue ich mich über Ihre wahrhaftig große Ergebung in den göttlichen Willen, der doch für Ihre Empfindung der schmerzhafteste bleibt. Nein, nein, ein Herz, das so gelassen und demüthig leidet, als das Ihre, hat nicht alles, nicht sein ganzes Glück verloren; es besitzt und fühlet ja den Trost der Religion, der höher ist, denn alle Vernunft, und stärker, als der Schmerz über den größten Verlust. O wie preise ich Ihre Gattinn selig, daß sie selbst durch ihre Liebe und ihr Beyspiel Sie zu dieser Quelle aller Beruhigung im Leben und im Tode geleitet, und Sie, sterbend in Ihren Armen, durch ihren Tod gelehret hat, in welchem Frieden ein Christ durch

seine Religion sterben kann. Aber warum ließ Ihnen Gott diese weise, vortreffliche Freundinn, die Sie so innigst liebten und schätzten, nicht länger, nicht wenigstens noch etliche Jahre? Die einzige Antwort auf diese Frage steht in Ihrem Briefe: Wer hat des Herrn Sinn erkannt! Was er thut, ist recht und gut, wenns auch noch so streng und traurig schiene — du wirst es nachmals erfahren. — Gott beruhige und stärke Ihre Seele, gebeugter Freund! Ich liebe und ehre Sie, und bin mit dem aufrichtigsten Herzen ꝛc.

1768. G.

CXXXII.

Gnädige Frau,

Itzt heiße ich Sie nur schriftlich in ** willkommen, bald aber denke ich auch persönlich dieses Glück zu haben. — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Daß meine Schecke vorigen Donnerstag gestorben ist, darf ich Ihnen das sagen? O ja, denn es ist für mich ein sehr wichtiger Verlust, den ich schwerlich werde ersetzen können. Das Sonderbare dabey war, daß die Mittwoche vorher mein Churfürstlich Pferd ankam. Wie dieses aussieht, wollen Sie wissen? Lichtbraun mit schwarzen Extremitäten und schwarzem Strieme über das Kreuz —

ferner sieht es still und freundlich aus, und auch nicht ganz still und freundlich. Kurz, es läßt sich besser sehen, als beschreiben. Ich werde es also mit seinem goldnen Zaume, mit seinem blausammetnen Sattel und der nur gar zu schönen Schabracke, kurz so, wie mir es der Churfürstliche Stallknecht vorige Mittwoche Nachmittags in meinen Hof, unter einem Zulaufe von Jung und Alt, Gelehrten und Ungelehrten brachte, in den Hof nach * * schicken. Ich habe es noch nicht geritten; denn ach! so sorgfältig der gute, gnädige Churfürst auch bey der Wahl dieses Geschenkes gewesen seyn mag, so fürchte ich mich doch vor dieser Wohlthat; denn ein kranker alter Professor und ein gesundes junges Pferd schicken sich nicht recht zusammen. Wie vielmal der liebe Churfürst das Pferd auf dem Schloßplatze hat probiren lassen; wie er selber aus dem Fenster gerufen, daß man sich in einer weißen Wildschur darauf setzen sollte, um zu wissen, ob es sich etwan davor scheute; wie das Pferd etliche Tage in Sattel und Zeug im Stalle öffentlich gezeigt worden — alles dieses brachte der Stallknecht, ein Mann mit eisgrauen Haaren, mit in das Compliment des Herrn Oberstallmeisters hinein. So viel von der Geschichte des Pferdes!

— — — — — — — — —

Ich küsse Ihnen ehrerbietigst die Hand und empfehle mich Ihrem Herrn Gemahle zu Gnaden.

Leipzig,
den 22. December 1768.

G.

CXXXIII.

CXXXIII.

Dresden, den 21. Oct. 1760.

Hochzuehrender Herr Professor,

Ich bitte Sie nicht, daß Sie mirs erlauben an Sie zu schreiben: denn ich bin doch entschlossen es nicht zu unterlassen, Sie möchten mir es nun erlauben oder nicht. Die Freyheit zwar, deren ich mich bediene, ist sehr neu; allein eben weil sie neu ist und mir gefällt, bin ich nicht davon abzubringen. Sie sollen sehr gütig seyn; das hat man mir gesagt: und da, denke ich, will ich schon dafür sorgen, daß Sie mich nicht für unbescheiden halten. Denn fürs erste bin ichs nicht: das getraue ich mir zu beweisen, wenn ich darzu aufgefordert werden sollte; und dann hoffe ich Sie auch schon dadurch, daß ich Ihnen alles sage, was ich von Ihnen denke — und ich denke unbeschreiblich gut von Ihnen — auf meine Seite zu bringen, daß Sie mir meine Unbescheidenheit, wenn Sie ja so wollen, und meine andern Fehler, die sich etwan verrathen könnten, gütigst übersehen werden. — „Es gilt Ihnen gleich, was ich von Ihnen denke?“ — O verzeihen Sie mir! Ich bedeute wohl nicht sonderlich viel in der Welt; aber, daß ich Sie so sehr liebe, ist doch wohl kein geringer Beweis, daß mein Urtheil nicht zu verachten ist, und daß ich Verstand habe. Ueberdieß bin ich auch sonst ein gutes Mädchen, von al-

len meinen Verwandten und Freunden geliebt. Ich könnte mich in diesem Stücke auf das Zeugniß meines Bruders berufen, der nicht wider sein Gewissen reden würde, und der auch gewiß keine Partheylichkeit für mich hegt. Allein ich darf es nicht. Er möchte sich wohl beleidigt finden, daß ich es ihm nicht aufgetragen, meinen Brief an Sie zu bestellen; zumal da er mich nur vor wenig Tagen verlassen hat, und nun wieder das Glück genießt, mit Ihnen unter einem Dache zu wohnen. Er könnte Ihnen auch sagen, wie ungemein hoch ich Sie schätze, wie eifrig ich nach Ihnen frage, und mir jeden Umstand, um mir ihn recht einzuprägen, wohl zehnmal wiederholen lasse. O wenn ich doch mein Bruder wäre! Ich wollte Ihnen gewiß mehr Gutes von mir sagen, als er vielleicht in seinem ganzen Leben nicht von mir denken wird. In der That, mein liebster Herr Professor, Sie können sichs unmöglich vorstellen, wie gut ich Sie kenne, und wie viel ich von Ihnen weis. Ihren Charakter und Ihre Grundsätze weis ich aus Ihren Schriften fast auswendig. Hernach plagen ich und meine Schwester, (im Vorbeygehn, sie ist auch ein gutes junges Kind, zwölf Jahr alt, die viel von Ihnen und vom Fragen hält,) eine jede Person von unserer Bekanntschaft, die das von uns beneidete Glück genießt, Sie persönlich zu kennen, fast bis zur Ungeduld mit unsern Fragen, und ich weis nunmehr alles, wie Sie aussehen, wie Sie reden, wie Sie lesen, wie Sie gehen, wie Sie sich kleiden, wie Ihre Perücken, Mützen,

Schlafpelze u. s. w. aussehen; und das stelle ich mir alles so lebhaft vor, daß ich Sie malen und treffen wollte, ohne Sie gesehn zu haben. Noch mehr, ich kann Ihr Hausgeräthe beschreiben, so gut kenne ichs. Herr G** — ja! so heißt Ihr Famulus. Der glückliche Mann! Er kann immer bey meinem lieben Gellert seyn. Aber er muß auch, (zum wenigsten hat man mirs gesagt,) wenn Sie krank sind und nicht schlafen können, des Nachts bey Ihnen auffitzen, und wenn er einschläft, werden Sie ungehalten. — Der arme Mann! — Ich könnte das nicht ertragen. Aber warum schläft er auch, wenn er wachen soll? — Sie speisen bey Ihrem Bruder, dem Fechtmeister. Eine kriegerische Profession. Ihrentwegen, und des Namens wegen bin ich ihm gut. Er soll für Sie ein sehr gefälliger, zärtlicher Bruder seyn. — „Ich soll ein sehr geschwätziges Mädchen seyn,“ werden Sie sagen. Ja, das bin ich auch, aber nur im Schreiben, sonst rede ich nicht leicht zu viel. Und darinnen gleiche ich Ihnen, wie ich glaube. Darf ich mir nicht etwas auf die Aehnlichkeit einbilden? Aber wieder zur Sache zu kommen, denn ich muß mich satt schreiben; — ich werde wohl nie wieder aufgemuntert werden, an Sie zu schreiben; — so muß ich Ihnen nur noch die Absicht entdecken, die ich bey diesem Briefe habe. Sehen Sie also nur: ich kenne Sie so sehr gut und genau, wie ich schon gesagt habe, und da kann ich mirs nun nicht verwehren, das einzige Mittel zu ergreifen, das ich vor mir sehe, um Ihnen zu zeigen,

daß auch ich in der Welt bin, und daß dieß Ich, das Sie zwar nicht kennen, Sie unendlich hochschätzt und verehrt. Und wenn ich nun das erlangt habe, so denke ich, kann ich immer noch nicht recht ruhig seyn, als bis ich mich rühmen kann, eine Gewogenheit von Ihnen erhalten zu haben. Sie würden mich zur äußersten Dankbarkeit verbinden, wenn Sie solche darinnen wollten bestehen lassen, daß Sie mir ein Geschenk von einem Ihrer Bücher machten, von welchem Sie glauben, daß es sich am besten für mich schickt. Sie würden mich dadurch nicht allein von der Sorge befreyen, die mich manchmal beunruhigen wird, daß meine Freyheit Sie vielleicht könnte beleidiget haben; sondern Sie könnten mich wohl gar so glücklich machen, zu denken, daß es Ihnen nicht ganz gleichgültig sey, daß ich Verlangen getragen, Ihnen die ausnehmende Hochachtung und Liebe zu bezeugen, mit welcher ich die Ehre habe zu seyn ꝛc.

Werden Sie nicht einmal nach Dresden kommen? Wenn es geschieht, und ich etwas davon höre, wo Sie sich aufhalten, so sind Sie in der That vor mir nicht sicher. Fürchten Sie aber nur nicht gar zu viel. Ich weis es schon, was es zu bedeuten hat, wenn Sie die Mütze abnehmen.

Meine Schwester empfiehlt sich Ihnen ehrerbietigst.

CXXXIV.

CXXXIV.

Mademoiſell,

Sie haben mich Ihrer Achtung und Freundſchaft in einer ſo aufgeweckten, naiven und überzeugenden Sprache verſichert, daß ich ſehr unempfindlich ſeyn müßte, wenn mir Ihr Brief nicht hätte gefallen ſollen, und ſehr undankbar, wenn ich Ihnen nicht gleich den erſten Tag für dieſes unerwartete Geſchenk danken wollte. In der That kann ich mich nicht erinnern, daß ich jemals einen ſo lachenden und doch natürlichen Brief von einem Frauenzimmer erhalten hätte; von einer Mannsperſon will ich gar nicht ſagen; denn unſer Witz iſt nicht fein genug zu dieſer Schreibart. Ihr Brief, liebe Mademoiſell, iſt alſo der erſte ſchöne Brief in dieſer Art, den ich erhalten. Sind Sie mit dieſer Dankſagung zufrieden? Vor zehen Jahren hätte ich ſie munterer geſagt; aber itzt, ſcherzhafte Babet, koſtet mich ein trockner Brief ſchon Mühe, und Gedanken, die freywillig kommen ſollen, muß ich aus einem eingeſpannten und ſchmerzhaften Kopfe erſt losarbeiten. Doch ich ſtehe in der Gefahr zu klagen, wenn ich länger von mir rede, ich will alſo von dem Buche reden, das ich Ihnen ſchicken ſoll. Sie wollen eines von meinen Werken haben, aber worzu? Sie haben ſie ja alle geleſen, und ſcheint es nicht, wenigſtens in manchen Augen eitel, wenn ein Autor ſeine eignen Werke verſchenkt?

Nein, gute Mademoiſell, ich will Ihre Bibliothek durch ein Buch vermehren, das Sie vielleicht noch nicht geleſen haben, und das ich herzlich gern geſchrieben haben möchte. Das Magazin der Frau von Beaumont, dieſer vortrefflichen Frau, iſt es, das ich Ihnen ſchicke, und das Ihnen, ich weis es ſicher, angenehm ſeyn muß. Ich habe es zweymal durchgeleſen, und wie vielmal wird es meine gutherzige Correſpondentinn nicht erſt leſen, und Ihrer kleinen lieben Schweſter vorleſen? So wenig ich ſonſt wünſche, daß ein Frauenzimmer ein Autor werden mag, ſo ſehr wünſche ich Ihnen, das Sie zur Ehre und zum Beſten Ihres Geſchlechts eine deutſche Beaumont werden, und eben ſo glücklich und geiſtreich unterrichten und vergnügen mögen, als dieſe Frau gethan hat. Sie beſchämt uns Männer; und ich liebe ſie ſo ſehr, daß mir meine Liebe vielleicht einen ſehr ernſthaften Wunſch abnöthigen würde, wenn ſie nicht ſchon ſechzig Jahre wäre. Ihre letzte Frage, Mademoiſell, ob ich nicht bald nach Dresden komme, kann ich nicht beantworten. Leute, die oft krank ſind, reiſen nicht gern. Aber ſo viel kann ich Ihnen ſagen, daß ich nicht nach Dresden kommen will, ohne Sie perſönlich der beſondern Hochachtung zu verſichern, mit welcher ich zeitlebens bin

Leipzig,
den 22. October
1760.

Ihr
verbundenſter Diener
C. F. Gellert.

Ihrer Jungfer Schweſter mache ich mein ergebenſtes Compliment.

CXXXV.

CXXXV.

Theuerster Herr Professor,

Man ist doch immer in der Welt recht unglücklich, auch so gar dann, wenn man seine Wünsche erreicht. Vorher ehe ich wußte, wie mein Brief von Ihnen aufgenommen werden würde, war ich voller Zweifel und Sorgen; und nun ichs weis, daß Sie ihn wohl aufgenommen haben, nun bin ich so unruhig, daß ich die ganze Nacht nicht geschlafen habe. Wie soll ich Ihnen die lebhaftesten Empfindungen der Dankbarkeit ausdrücken? Was kann ich Ihnen sagen? Ihr Geschenk ist das schönste, und muß das schönste seyn, weil es von Ihnen kommt, und weil Sie es für mich erwählet haben. Und Ihr Brief — der übertrifft alle meine Wünsche und Erwartungen. Kam es Ihnen denn gar nicht gefährlich vor, meine bescheidene Meynung von mir selbst auf eine solche Probe zu stellen? Gewiß, mir ist noch kein Lobspruch beygeleget worden, der mich so stark gerührt hätte; und nie hat eine Achtung, die man mir bezeigt, eine so feurige Entschließung bey mir nach sich gezogen, besser zu werden, und mich derselben würdiger zu machen. Nun will ich mich bey jeder Gelegenheit fragen: Wird auch die Handlung, die Rede, der Gedanke, der Vorsatz, das Wohlwollen rechtfertigen, dessen mich zu würdigen, einer von den besten Männern in der Welt, sich herabläßt? Mein Brief kann nur darum gut gewesen seyn, weil Sie so sehr gütig sind: und

diese

diese liebenswürdige und mir so nothwendige Eigenschaft an Ihnen, kann auch dem gegenwärtigen einige Art von Güte beylegen, sonst würde ich vielleicht Ursache haben, sehr übel mit demselben zufrieden zu seyn. Ja, theuerster Herr Professor, ich habe wirklich das Buch, das Sie mir geschickt haben, noch nicht gelesen, ich bin aber auf die glücklichste Art dafür eingenommen; denn wenigstens in meinen Augen könnte nichts den Werth desselben erhöhen, als nur der einzige Umstand, wenn Sie es selbst geschrieben hätten. Was braucht es auch mehr, als Ihre Empfehlung? Diese wird allen Lehren darinnen einen stärkern Eindruck auf mein Herz machen helfen, und die Einpflanzung aller guten Grundsätze in mein Gemüth ohnfehlbar erleichtern. Zweifeln Sie nicht daran, ich und meine Schwester werden es fleißig lesen. Wie vergnügt haben Sie uns nicht gemacht! — Gestern den ganzen Nachmittag haben wir sonst nichts gethan, als von Ihnen geschwatzt, Ihren Brief und in Ihrem Buche gelesen, und uns über beides gefreuet. Stellen Sie sich nur vor, wie wir an einem Tische einander gegen über sitzen; wie meine Schwester, während daß ich arbeite, mir vorliest, und fast bey jedem Blatte, das sie umschlägt, mit einer zufriedenen, lachenden Miene auf, und mich ansieht, den gleichen Beyfall in meinen Augen zu lesen.

Der Wunsch, den Sie für mich thun, (ich danke Ihnen dafür; er ist ein Zeichen Ihrer unschätzbaren Gewogenheit gegen mich;) ist zu groß, für

meine

meine Fähigkeiten und für meinen Ehrgeiz: denn der wird befriedigt seyn, und mein Herz wird mir einen sehr beruhigenden Beyfall geben, wenn ich mich versichern kann, daß ich nicht unglücklich in den eifrigen Bestrebungen bin, die ich anwenden will, eine folgsame Schülerinn der Frau Beaumont, und also ein gutes Frauenzimmer zu werden.

Es geht mir sehr nahe, und ich leide selbst dabey, daß Sie öfters krank sind. Der Himmel schenke Ihnen noch viele glückliche und heitere Tage! Vielleicht wird dann auch Einer davon unter die angenehmsten meines Lebens gerechnet werden können, wenn er die reizende Hoffnung erfüllen sollte, die Sie mir geben. Wie vergnügt würde ich nicht seyn, mich mit Einem der würdigsten Männer in Einem Zimmer zu befinden, mit ihm zu sprechen, und mich dabey als die glückliche zu betrachten, die er einer solchen Achtsamkeit würdigt. Man darf nicht denken, daß ich gar keine Eitelkeit besitze. Urtheilen Sie also, wie gefährlich mir Ihre Gütigkeit werden könnte. Seyn Sie aber auch versichert, daß ich niemals die zärtlichste Ehrerbietung und die dankbarsten Empfindungen vergessen werde, mit welchen ich mich verbunden erkenne, unaufhörlich zu seyn.

Dresden, den 28. Oct.
1760.

Verzeihen Sie mir die Länge dieses Briefs.

CXXXVI.

CXXXVI.

Mademoiſell,

Fürchten Sie nichts. Ihr Brief iſt mir nicht zu lang; er iſt mir ſelbſt durch ſeine Länge nur angenehmer und ein großer Beweis geweſen, daß Sie gern an mich ſchreiben. Ich danke Ihnen für alles das Gute, das Sie mir darinnen ſagen, aufrichtigſt, und erſuche Sie, Ihren Briefwechſel ohne alle Sorge ferner mit mir fortzuſetzen, wenn es Ihre Umſtände erlauben. Es iſt freylich wahr, liebſte Mademoiſell, daß ich nicht der fleißigſte Correſpondent bin; allein ich verdiene eine kleine Nachſicht mehr als Andre, weil ichs ſelten durch meine Schuld bin. Schon lange vorher, ehe ich Ihren letzten Brief erhalten hatte, wollte ich an Sie ſchreiben, und gern ſchreiben; aber ich ward krank, und vergaß über meinen Beſchwerungen alles, was mir ſonſt eine angenehme Beſchäfftigung iſt.

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

Fahren Sie in Ihrer guten Lektüre fort, liebſte Mademoiſell, Sie muntere ich dazu auf, ob es gleich für viele Frauenzimmer gut wäre, wenn ſie weniger läſen; aber Sie gehören nicht in dieſe Claſſe. Sie leben nicht, um zu leſen; ſondern Sie leſen, um deſto geſchäfftiger, nützlicher und ruhiger zu leben; und ich habe eine ſo gute Meynung von Ihrem Herzen und Ihren weiblichen Geſchicklichkeiten, daß ich Sie dem beſten Manne

wünſche.

wünsche. Leben Sie wohl, und grüßen Sie Ihre liebe Schwester vielmal von mir. Ich bin mit besonderer Hochachtung

Leipzig, den 11. März 1760.

G.

CXXXVII.

Hochzuehrender Herr Professor,

Ich soll nur ohne alle Sorge meinen Briefwechsel mit Ihnen fortsetzen? Und Sie wollen wirklich so gütig seyn und es mir erlauben, ob ich gleich kaum die Ehre habe, Ihnen dem Namen nach bekannt zu seyn? — Das habe ich in der That nicht gedacht. Allein, wenn ichs schon nicht gedacht habe: so weis ich mich doch gleich darein zu schicken, und mache mir diese Erlaubniß mit aller Zuversicht zu Nutze. Sie haben mir sie einmal gegeben; daran will ich mich halten, bis Sie sie wieder zurück nehmen; und das werden Sie doch wohl nicht thun? — Nein; das thun Sie nicht; Sie sind viel zu gutherzig, viel zu menschenfreundlich dazu. Mein langer Brief, und daß ich gern an Sie schreibe, ist Ihnen angenehm, wie Sie sagen? Auch dieß hätte ich kaum geglaubt, und doch muß es so seyn: denn rechtschaffene Leute überhaupt haben ja niemals Ursache, anders zu reden, als sie denken. Wie viel weniger Sie! Da ich schrieb, schmeichelte ich mir gar nicht mit der

Hoff-

Hoffnung, eine Antwort zu erhalten; noch weniger unterstund ich mich, nur einen Augenblick die Absicht zu hegen, Sie dadurch in einen Briefwechsel mit mir zu ziehen. Ich gedachte, so zu sagen, bloß von Ihnen Abschied zu nehmen. Aber hernach sah ichs wohl ein, daß ich mich selbst nicht recht verstanden hatte; denn ich war immer so unruhig, weil ich nichts davon erfuhr, wie mein Brief von Ihnen war aufgenommen worden, und er ward mir so zuwider, daß ichs gar nicht mehr hören wollte, wenn meine Schwester seiner erwähnte. Und im Herzen, glaube ich, war ich gar böse, daß meine Aeltern mir erlaubt hatten, ihn fortzuschicken. War das nicht recht wunderlich von mir? — Sehn Sie, mein liebster Herr Professor, ich erzähle Ihnen das alles, damit Sie von der Freude urtheilen können, die mir Ihr werther Brief gemacht hat, und die Sie mir durch alle diejenigen verursachen werden, die Ihnen dann und wann an mich zu schreiben belieben wird. Drey Zeilen von Ihnen können mich auf eine lange Zeit vergnügt machen; und ich habe nunmehr so viel Vertrauen zu Ihnen, daß ich, wenn Sie auch nicht an mich schreiben, dennoch nicht einen Augenblick an Ihrer Gütigkeit zweifeln will. Da will ich mich unterdessen mit den Gedanken von Ihnen beschäfftigen, und dasjenige lesen, was Sie sonst schreiben. So habe ichs auch bisher gemacht. Ich habe des Herrn Rabeners Brief an Sie und Ihre Antwort darauf, gelesen und abgeschrieben. Wie krank müssen Sie gewesen seyn, daß Sie nicht

einmal

einmal dem Herrn C*** L*** zu seiner vortreffl-
lichen Braut haben Glück wünschen können! —
Ich kann nicht ohne Betrübniß an die Stelle den-
ken, wo Sie von Ihrem Tode reden. Ich weis
wohl, daß man darum nicht stirbt, wenn man an
den Tod denkt, oder davon spricht; aber es macht
mir doch tausend traurige Eindrücke. Mit Ih-
nen würde ein großer Theil meines Vergnügens
dahin sterben. Ihre Schriften bleiben zwar in
der Welt; und es werden sich auch immer Leute
finden, die Sie kennen, und, wie ich, lieben und
verehren, mit denen ich viel Gutes von Ihnen
werde sprechen können. Aber ich könnte doch dann
nicht mehr an Sie schreiben, und das Angenehme
Ihres Andenkens würde allemal mit viel Traurig-
keit vermischt seyn. Gott verlängere Ihr Leben,
und schenke Ihnen Gesundheit und Kräfte, Ih-
nen dasselbe angenehm zu machen! Ich bete täg-
lich darum.

Ich habe Sie recht lieb, daß Sie mich des
Lesens wegen nicht tadeln. Es würde mir sehr
schwer fallen, den Büchern zu entsagen; sie sind
fast meine einzige Belustigung. Nur wünsche ich,
daß ich auch Nutzen daraus ziehen möge. We-
nigstens will ich sorgen, daß weder die Sachen,
die ich lese, noch die Art, mit der ich sie lese, mir
schädlich seyn sollen. Es ist mir unschätzbar, daß
Sie gut von mir denken, und sich sogar die Mühe
geben, es mir zu sagen. Lassen Sie es sich nicht
gereuen, daß Sie mirs gesagt haben; ich will ge-
wiß einen guten Gebrauch davon machen. So oft

es mir einfällt — und das geschieht oft, — daß Sie gut von mir denken: eben so oft will ich meine Bemühung, es zu verdienen, verdoppeln, und mich in dem Entschlusse befestigen, recht sehr gut zu seyn. Sie, der Sie vom Werthe der Dinge ein so richtiges Urtheil fällen, schämen sich nicht, fromm zu seyn, und also darf ichs Ihnen wohl sagen, ohne zu befürchten, daß Sie mich deswegen für ungesittet, oder gar für enthusiastisch halten werden, daß ich zwar noch weit höhere Aufmunterungen kenne, dasjenige auszüben, was gut ist; allein ich weis auch, daß es erlaubt ist, über den Beyfall tugendhafter und würdiger Personen sich zu freuen, und daß man darnach streben, und ihn als eine Aufforderung zu mehr Tugend, anwenden soll.

Meine Schwester und mein Bruder, welcher mir Ihren Brief selbst überbracht hat, empfehlen sich Ihnen mit der vollkommensten Ehrerbietung; und meine Aeltern — mein Vater liebt Sie vornehmlich wegen Ihrer Fabeln, und meine Mutter wegen Ihrer Lieder; eigentlich aber, lieben wir Sie um Alles, was wir von Ihnen wissen — meine Aeltern, sage ich, nehmen sich die Freyheit, Sie durch mich von ihrer ausnehmenden Hochachtung zu versichern, und Ihnen für die Gütigkeiten zu danken, womit Sie ihre Tochter beehren.

Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Dresden, den 25. März
1761.

CXXXVIII.

CXXXVIII.

Mademoiſell,

Jeder Brief von Ihnen überzeugt mich immer mehr, was für ein gutes Frauenzimmer Sie ſind; wie viel Freude Sie Ihren Aeltern itzt machen, und wie viel Glück Sie künftig einem Manne ſeyn werden; und ich fange an, den Briefwechſel mit Ihnen als eine Pflicht zu betrachten, da ich ſehe, daß Sie ſo viel Vertrauen in mich ſetzen, und durch meinen Beyfall auf Ihrem treflichen Wege ermuntert werden. Vor gelehrten Frauenzimmern erſchrecke ich; weil ich fürchte, daß ſie etwas anders ſind, als ſie ſeyn ſollen. Aber Frauenzimmer von Ihrem Charakter, die über die weiblichen Pflichten, die ſie erlernen, ſich durch das Leſen guter Bücher den Verſtand aufheitern und das Herz edler bilden, dieſe achte ich ſehr hoch: und wenn ich mir ſolche Frauenzimmer denke, ſo bin ich oft geneigt, mit dem berühmten und frommen Engländer Doddridge, zu glauben, daß das andere Geſchlecht vielleicht die beſte und tugendhafteſte Hälfte des menſchlichen Geſchlechts ſey.

Fahren Sie fort, dieſen Satz durch Ihr Beyſpiel zu beſtärken, und andre durch Ihr rühmliches Beyſpiel zu eben ſo guten Eigenſchaften zu ermuntern; mir aber geben Sie Gelegenheit, Ihnen nützlicher zu werden.

Daß ein Brief von Herr Rabenern, nebst einer Antwort von mir, in Dresden in Abschrift herumgeht, hat mich sehr befremdet. Seyn Sie so gütig, Mademoisell, und lassen Sie den meinigen abschreiben und schicken Sie mir ihn; denn ich weis seinen Inhalt nicht so genau mehr. Ich bin mit wahrer Hochachtung

Leipzig, den 4. April
1761. G.

CXXXIX.

Theuerster Herr Professor,

Sie machen mich recht unruhig durch das viele Gute, das Sie von mir denken, und zu meinem Lobe sagen. Ich fürchte immer, Sie möchten mehr von mir halten, als ich verdiene, und dann möchten vielleicht Ihre eignen Worte an mir eintreffen, wenn ich Ihnen scheinen kann, was ich mir selbst nicht bin. Was mich aber wieder beruhigt, ist dieß, daß ich mir bewußt bin, daß ich alles das wirklich denke, was ich Ihnen schreibe, und geschrieben habe; und daß nichts Verstelltes darunter ist, oder das erkünstelt wäre, um Sie zu meinem Vortheile einzunehmen. Denn freylich ist Ihre Gewogenheit und Ihr Beyfall etwas so sehr schmeichelhaftes, daß man dadurch einigermaßen entschuldiget seyn würde, wenn nur Lügen und Verstellung nicht zwey häßliche Laster

ster wären, die am meisten Verachtung verdienen, und des Beyfalles tugendhafter und rechtschaffener Leute am unwürdigsten machen. Von dieser Wahrheit bin ich so stark überzeugt, daß ich fortfahren will, Ihnen alles, wie ich denke, ohne Zurückhaltung, mit aller nur möglichen Aufrichtigkeit, zu schreiben. Dadurch werden Sie mich mit der Zeit völlig kennen lernen, und wenn Sie da Fehler in meiner Gemüthsart, oder in meinem Verstande entdecken, so weis ich doch, daß Sie mir deswegen Ihre Gewogenheit nicht entziehen werden; sondern, daß Sie vielmehr gütig genug sind, mir meine Fehler zu zeigen, und mir die Mittel anzuweisen, wodurch ich mich bessern kann.

Ob ich einem Manne ein Glück seyn würde, weis ich nicht. Es möchte sehr eitel seyn, wenn ichs dächte. Ich werde auch schwerlich in diesem Stücke etwas Gewisses von mir erfahren. Ich bin nicht reich genug, um verheirathet zu werden. Ihr Doddridge, mein lieber Herr Professor, erweist uns Frauenzimmern sehr viel Ehre; aber glauben Sie mirs, ich bin mit seinem Urtheile nicht wohl zufrieden. Aus Liebe zur Unpartheylichkeit wollte ich, daß man von beiden Hälften des menschlichen Geschlechts gleich gute Meynungen hegte. Und gewiß, es giebt unter beiden Hälften Leute, die man nicht besser wünschen kann. Sie, und die Frau von Beaumont, sind ein guter Beweis davon, und beide, vornehmlich aber Sie, sind mir dadurch, daß Sie mich unterrichten, vergnügen, und zum Guten aufmuntern, so nützlich, daß ich

Ihr sehr gütiges Verlangen, mir noch nützlicher zu werden, fast für ganz unmöglich halten muß.

Seit acht Tagen habe ich erfahren, daß des Herrn Rabeners Brief an Sie, nebst Ihrer Antwort, (von welcher ich, Ihrem Befehle zu Folge, eine Abschrift beyschließe) ingleichen ein Brief, den Rabener kurz nach der Belagerung an den Sekretär F** in Warschau geschrieben, und der ebenfalls lange zuvor, wie die Ihrigen, in aller Leute Händen war, in Berlin gedruckt, und nun in hiesigen Buchläden zu verkaufen sind. Ich kenne den Herrn Rabener nicht: ich glaube aber, daß nicht sowohl er selbst, als vielmehr seine Freunde Schuld sind, daß diese Briefe so sehr gemein, und nun gar herausgegeben worden.

Itzt lese und schreibe ich gar nichts, ausgenommen an Sie. Ich bin eine Krankenwärterinn, und zwar, was das betrübteste ist, bey meiner Mutter. Sie liegt an Schmerzen in der Hüfte und im Rücken so krank, daß sie sich nicht einmal allein im Bette aufrichten kann. Neulich sagte sie: Es geht mir wie den armen Gellert, ich muß Geduld haben, wie Er. Sie empfiehlt sich Ihnen, nebst meinem Vater, gehorsamst. Mein Bruder und meine Schwester versichern Sie von ihrer Liebe und Ehrerbietung. Wir reden itzt, da wir beysammen sind, recht oft von Ihnen, und wünschen Ihnen tausend Gutes, und ich, mein lieber Herr Professor, wünsche auch mir, daß ich Ihre Gütigkeiten verdienen,

dienen, und niemal den Vorzug verlieren möge, mich nennen zu dürfen ꝛc.

Dresden, den 7. April
1761.

CXL.

Liebe Mademoisell,

Wenn meine Briefe Ihnen Beweise sind, wie hoch ich Ihr Vertrauen und Ihre Freundschaft achte: so sind sie das, was sie nach meiner Absicht seyn sollen; und wenn Ihnen mein Beyfall über Ihre Art zu denken, zu schreiben und zu leben, eine Aufmunterung ist: so werde ich stets etwas Nützliches thun, so oft ich an Sie schreibe; so wie ich stets etwas Gutes lese, so oft ich Ihre Briefe lese. In Wahrheit, liebe Mademoisell, Sie sind eine meiner besten Correspondentinnen. Dieses Geständniß muß ich Ihnen aus Aufrichtigkeit wiederholen, und wegen Ihrer großen Bescheidenheit darf man es ohne alle Furcht thun. Es wird Sie nicht stolz, es wird Sie nur beherzter machen, ein gutes Frauenzimmer zu seyn, und die glücklichen Umstände mit frohem Danke zu erkennen, in denen Sie gebohren und erzogen sind. Sie müssen eine sehr gute Erziehung genossen haben; und welches Glück ist dieses nicht, an der Hand sorgfältiger und weiser Aeltern so geleitet werden, daß wir früh das Beste kennen, lieben

und ausüben lernen! Diese Erziehung wird Sie allerdings in den Stand setzen, einen rechtschaffenen Mann einmal glücklich zu machen; denn eine fromme, verständige und liebreiche Frau ist ohne Ausnahme das Glück eines Mannes. Ich gebe es gern zu, daß viele Männer bey ihrer Wahl auf das Vermögen sehen; auch wohl darauf zu sehen Ursache haben. Aber dennoch ist es die geringste Aussteuer eines Frauenzimmers; und Sie sind desto sicherer, wenn Ihnen künftig ein Mann die Hand anbietet, daß er Sie selbst, und nicht Ihre Erbschaft sucht. Ich kann niemals ohne Bewunderung den vortrefflichen Charakter lesen, den Salomo von einer guten Frau entwirft, und mit den Worten schließt: Viel Töchter bringen Reichthum; ein solch Weib aber übertrifft sie alle. Lieblich und schön seyn ist nichts. Ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben.

Unverheirathete Frauenzimmer können kein vortrefflicheres Bild von dem, was sie werden sollen, und verheirathete, von dem, was sie seyn sollen, vor Augen haben, als dieses Gemälde der Tugenden und Pflichten einer Frau. Ich fange schon an, Sie, gute Mademoisell, (so partheyisch werde ich,) bloß einem meiner Freunde zu gönnen. Ihre Verbesserung, die Sie mit des Doddridge Ausspruche vorgenommen haben, und die ich gern billige, scheint doch, weil sie so gütig ist, das Urtheil dieses Mannes immer noch zu rechtfertigen. Die so gute Meynung, die Sie von mir hegen, haben Ihnen vermuthlich meine Schriften beygebracht.

bracht. Ich würde vielleicht selbst so denken, wenn ich an Ihrer Stelle wäre; gleichwohl würden Sie, wenn Sie an der meinigen wären, sehr demüthig an der völligen Richtigkeit eines so günstigen Urtheils zweifeln.

Ihre Nachricht von dem gedruckten Briefe hat mich sehr erschreckt; mehr als ich Ihnen sagen mag. Was ist Ruhm für ein gefährliches Glück! Bald möchte ich mit Hallern sagen:

O selig, wen sein gut Geschicke
Bewahrt vor großem Ruhm und Glücke!

Also ist kein Brief mehr sicher, sobald er aus meiner Hand ist? Doch ich will nicht eifern; ich will Ihnen für die Abschrift und auch für die böse Nachricht danken.

Leben Sie wohl, und wünschen Sie Ihrer lieben kranken Mama Muth und Gesundheit in meinem Namen.

Leipzig, den 15. April
1761. G.

CXLI.

Theuerster Herr Professor,

Am 15. April waren Sie so gütig, einen Brief an mich zu schreiben; am 17. früh erhielt ich ihn zu meinem größten Vergnügen; heute haben wir den 19., und hier sitze ich schon wieder mit der Feder in der Hand, um Ihnen meine Danksa-

gung dafür abzustatten. — „Das ist zu bald; (spricht ein gewisser Mensch, der manchmal sehr weise thut) „einem Manne, der mehr zu thun hat, „als deine Briefe zu lesen, mußt du nicht so oft „beschwerlich fallen. Eine Unhöflichkeit ist es, es „ist wahr, zu sorglos und nachläßig, im Umgange „und in der Correspondenz mit solchen Personen zu „seyn, die uns damit Ehre erweisen. Doch muß „man sie mit nichtsbedeutenden Briefen nicht so „bombardiren.“ — Der gute Mensch! Er hat noch kein Bombardement erfahren; sonst würde er sich zu so gelinden Dingen keines so gewaltsamen Ausdrucks bedienen. Mit allem dem mag er wohl Recht haben, und ich kann auch Recht haben, und doch deswegen nicht seinem, sondern meinem Willen folgen. Sehen Sie nur, mein lieber Herr Professor, wie ichs machen will. Ich will immer heute schreiben, weil ich so große Lust dazu habe. Hernach kann ich ja meinen Brief acht oder vierzehen Tage, oder so lange es das Ceremoniel, (mit welchem ich allerdings nicht recht bekannt bin) erfordern wird, liegen lassen. Dieses Mittel gefällt mir außerordentlich wohl, und ich glaube sogar eine Art von Delikatesse darinnen zu entdecken; denn dadurch beweise ich — es scheint mir wenigstens so — meinen Eifer und meine Sorgfalt in Beobachtung meiner Schuldigkeit und das Vergnügen, das ich daran finde; und dann zeige ich zugleich auch meinen Gehorsam gegen das, was Höflichkeit und Bescheidenheit vorschreiben. Was sagen Sie dazu? Gefällt es Ihnen nicht auch? —

Wenn

Wenn ich Ihnen doch immer so schriebe, daß es Ihnen gefiele, und daß Sie denken könnten, Sie läsen etwas Gutes! so würden Sie immer, und mit Recht glauben, etwas Nützliches zu thun, so oft Sie mich Ihres unschätzbaren Beyfalls versichern. Stolz wird er mich nicht machen: so weit haben Sie mich schon gebracht, daß ich darüber hinweg bin; aber aufmuntern wird er mich allerdings, recht gut zu seyn, immer besser zu werden, und mich zu freuen, daß ich so viel Beförderung und Anleitung dazu gefunden habe, ohne die Hindernisse anzutreffen, die vielleicht Andere auf ihrem guten Wege aufhalten, oder gar davon abführen können. Glauben Sie nicht etwan, daß ich bisher, auf eine undankbare Art fühllos, dieses große Glück übersehen, oder mich für weniger glücklich gehalten habe, weil meine äußerlichen Glücksumstände gering sind, und mir diejenigen Vortheile versagen, die bey manchen Gemüthsbeschaffenheiten, vielleicht auch bey meiner, zu solchen Hindernissen werden können. Man kann nicht stärker überzeugt seyn, als ichs bin, daß Gott unendlich weise und gütig ist, und bey Bestimmung unserer Schicksale allemal dasjenige wählet, was in vollkommenstem Verstande für uns das Beste ist; und diese Ueberzeugung ist Ursache, daß die Zufriedenheit und Dankbarkeit, mit welcher ich das Vergangene überdenke, nicht größer ist als das Vertrauen und die Zuversicht, womit ich auf das Zukünftige hinaus sehe. Und gesetzt, ich fände Ursachen, die Aussichten vor mir, nach

menschen-

menschlichen Begriffen, nicht für glücklich zu halten: so kann mich doch dieß nicht unruhig machen. Das Leben ist kurz; und wir leben nicht in der Welt, um ganz glücklich zu seyn.

Um wohl zu sterben, will ich leben.
Der Herr, der alles Fleisch erhält,
Wird mir, so viel ich brauche, geben.
Ihm werth zu seyn, der Tugend nachzustreben,
Dieß sey mein Sorgen auf der Welt.

Der Charakter, den Salomo von einer guten Frau zeichnet, ist sehr vollkommen und den Einsichten dieses weisen Mannes anständig. Vielleicht würde er weniger selten seyn, als er ist, wenn alle Männer so richtige Begriffe von demjenigen hätten, was den wahren Werth eines Frauenzimmers ausmacht, und folglich im Stande wären, ihre Wahl darnach einzurichten. Doch daran ist nichts gelegen, und man muß sich dadurch nicht irre machen lassen. Genug, daß die Männer so denken, und die Frauenzimmer so leben sollten.

Ihre Partheylichkeit, mein lieber Herr Professor, verdiene ich zwar im geringsten nicht. Dennoch will ichs Ihnen gestehen, daß sie mir so wohl gefällt, daß ich Ihnen nothwendig dafür verbunden seyn muß. Ich würde mich selbst keinem Andern, als einem Ihrer Freunde gönnen, wenn mir also zu reden erlaubt ist. Und es kann mir, denke ich, erlaubt seyn; denn dieser Gedanke läßt eine sehr allgemeine Anwendung zu. Jeder rechtschaffene Mann, dessen Herz tugendhaft und empfindungsvoll ist, muß Sie lieben und Ihr Freund seyn.

seyn. Ein Anderer aber, der das nicht ist, hat auch kein Recht, mir zu gefallen.

Ob ich an Ihrer Stelle so gar demüthig seyn würde, das kann ich nun eben nicht für gewiß nachsagen. Ich fürchte immer, ich würde auf wunderliche Einfälle gerathen seyn, und deswegen halte ichs für weit sicherer für mich, daß ich an meiner Stelle bin.

Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Dresden, den 19. April
1761.

Den 28. April. Ihres Herrn Bruders Brief ist am Montag nach Warschau abgegangen. Mein Vater wird allemal mit Vergnügen dasjenige ausrichten, was Sie ihm aufzutragen belieben werden. Ob ich gleich noch sehr wenig Platz übrig habe, kann ich doch nicht unterlassen, Ihnen für das Zettelchen an mich zu danken, womit Sie den Brief Ihres Bruders begleiteten. Ich möchte Ihnen gern recht weitläuftig sagen, warum ich es besonders lieb habe. Nun besitze ich ein Papier, darauf es ausdrücklich geschrieben steht, daß Sie mein Freund sind. Dieses einzige Wort macht mich so vergnügt, und bestärkt mich so sehr in allen meinen guten Entschließungen, als der längste und lehrreichste Brief kaum hätte thun können. Lassen Sie meine Bemühungen Ihrer Freundschaft — darf ich so sagen? — würdig zu werden, anstatt eines bessern Dankes gelten, und nehmen Sie gütig

tig die Liebe und die Ehrerbietung an, die ich zeitlebens gegen Sie hegen werde.

CXLII.

Liebste Mademoiſell,

Zur Vergeltung für Ihren lieben ſchönen Brief, den mir Ihr Herr Bruder heute, den 2. May, überbracht hat, will ich Ihnen auch heute noch danken, und Ihnen ſagen, was ich gewiß nicht allen meinen Correſpondenten ſagen möchte, daß Sie mir nie zu früh und zu viel antworten können, wenn es anders Ihre Geſchäffte zulaſſen. Anſtatt daß ichs, mit Ihrem Herrn Bruder, als einen Fehler anſehen ſollte, daß Sie mir ſo fleißig und eiligſt ſchreiben, ſo ſehe ichs vielmehr als eine Tugend an, in der es Ihnen hundert Frauenzimmer entweder gar nicht, oder nur aus Zwang, würden nachthun können. Denn wenn ſie auch Ihre Geſchicklichkeit im Schreiben beſäßen: ſo ſind doch Geduld und Ernſthaftigkeit ſelten die Tugenden eines jungen Frauenzimmers. Der Innhalt unſerer Briefe iſt wirklich ſehr ernſthaft, und Ihre Geduld erkenne ich nicht bloß aus der Länge Ihrer Antworten, ſondern auch aus der Genauigkeit und Richtigkeit, alles zu beantworten. Ja, ich muß offenherzig geſtehen, daß Sie bey unſerer Correſpondenz die ſchwere Seite tragen, und ich die leichte. Sie antworten mir genau, und ich ant-

worte

worte Ihnen bequem. Gesetzt, unsere Briefe kämen einmal auf die Nachwelt; so würde die Nachwelt sagen, was ich hier gesagt habe, und je mehr ich verlöre, desto mehr würden Sie gewinnen. Es ist indessen gut, meine liebe Freundinn, daß der Gedanke von der Nachwelt oder Welt auf unsern Briefwechsel keinen Einfluß hat; denn durch ihn könnte das ungezwungene Gute und Schöne Ihrer Art zu denken und zu schreiben gar leicht verloren gehen. Eben darum, weil Sie in einer andern Verfassung und Absicht schreiben, schreiben Sie mit Glück, mit Nutzen, und allezeit mir zur Freude. Ich bin mit wahrer Hochachtung

Leipzig, den 2. May
1761. G.

CXLIII.

Liebste Freundinn,

Das waren harte Tage, sehr schwere, harte Tage! Aber diese kurze Klage sey auch meine ganze Klage; denn was ist das für ein Christ, der nicht im Leiden Geduld beweisen und lernen will; er, der auch im Elende Gott noch preisen soll? O wie beschämt ward ich, liebste Freundinn, als ich vorigen Sonntag traurig und niedergeschlagen in die Kirche trat, und bey dem Eintritte das Lied von den Schülern mir entgegen singen hörte: O Herr mein Gott durch den ich bin und lebe, gieb,

daß

daß ich stets mich deinem Rath ergebe ꝛc. Bist du der Mensch, dachte ich, der dieses Lied gemacht, und seine Kraft nicht im Herzen hat? So dachte ich, und fieng an bitterlich zu weinen, und um Muth und Freudigkeit zu beten und zu kämpfen.

Heute, Mittwochs, will ich diesen Muth in diesem meinem Briefe an Sie zu beweisen suchen, nicht klagen, sondern Gott danken, der alles, alles wohl macht, und Niemanden über Vermögen versucht werden läßt. Wie, wenn ich so krank wäre, daß ich auch diesen Brief nicht mehr schreiben könnte; und das bin ich ja noch nicht! Getrost also! Wir wissen nicht, was zu unserm Besten dienet; aber Gott weis es, und Gott ist die Liebe, auch wenn er uns züchtiget. Dieser Glaube muß unser Trost seyn. Es ist ja noch eine ganze Ewigkeit voll Seligkeit für uns übrig, die wir glauben, und auf sein Wort hoffen. Diese Betrachtungen scheinen freylich mehr ein Brief, oder eine Rede an mich, als an Sie, zu seyn; aber ich weis doch, daß Sie solche Gedanken, Gedanken der Religion, schätzen und lieben, wo Sie sie auch immer finden, in dem Briefe des Freundes, oder in einem guten Buche. Der Ernst der Religion hat die Eigenschaft, daß er das Herz freudig und getrost macht; und dieses wollen wir ja gern alle Tage unsers Lebens seyn.

Gott gebe Ihnen und Ihrem Hause Gesundheit und alle Zufriedenheit! Ich bin mit wahrer Hochachtung ꝛc.

Leipzig, den 16. Sept. 1761.

G.

Den

Den 22. Sept. Sie haben nichts verloren, daß mein Brief so spät abgeht. Einige schwere Zufälle ließen mich, seitdem ich ihn geschrieben, an nichts denken, als an die Pflichten gegen mich selbst. Heute, und das sey Gott gedanket! genieße ich einige Erholung; dieses melde ich Ihnen und überschicke Ihnen meinen Brief. Leben Sie wohl!

CXLIV.

Theuerster Herr Professor,

Daß die Besserung, die Sie an dem Tage zu empfinden angefangen, an welchem Sie mir Ihren letzten schönen Brief, einen Brief, der mich gleich stark gerührt und erbaut hat, überschickten, von Beständigkeit gewesen seyn möge; das wünsche ich nicht allein von ganzem Herzen, sondern ich hoffe es auch zugleich so sehr; (denn wie leicht hofft man nicht, was man sehnlich wünscht? und wie gegründet hofft man es nicht, wenn man Gott, der uns alles gewähren kann, was er für gut findet, ernstlich und in der Ordnung, in der man bitten soll, darum gebeten hat!) daß ichs itzt wage an Sie zu schreiben, um so vielmehr da der eingeschlossene Brief mir zur Entschuldigung dienen kann, wie er denn auch wirklich meine Veranlassung ist.

Ihre Gedanken, liebster Herr Professor, schätze und liebe ich allemal; aber die Gedanken in Ihrem

letzten Briefe würde ich schätzen und lieben, auch wenn ichs nicht wüßte, wer ihn geschrieben hätte; und die Abschilderung, die Sie mir von dem Zustande Ihres Gemüths beym Eintritte in die Kirche, und von den Empfindungen machen, die Ihr Lied in Ihnen erreget, haben mich unaussprechlich gerührt. — Mein Gott! dachte ich, warum genießen so viele das Glück der Gesundheit, die es nicht schätzen, die dich nicht dafür loben, und es nicht zu deiner Ehre und nach deinem Wohlgefallen gebrauchen? Und einem Manne, den du liebst, der den Werth dieser Wohlthat zu schätzen wüßte, der dich dafür loben und sie zu dem Endzwecke, zu welchem du sie erzeigst, anwenden würde, dem versagst du sie? — Aber war das nicht verwegen? Sie sind frömmer, als ich; Sie denken gewiß nicht so. Ich sah es nicht sogleich ein; sonst hätte ich es gewiß auch niemals gedacht. Wie leicht kann man fehlen! und wie viel Vorsichtigkeit ist nöthig, auch bey den besten, unschuldigsten Regungen! War es nicht, als ob ich mich für weiser und billiger, als unsern Gott, hielte, der doch allein weis, was zu unserm Besten dienet, und der die Liebe ist; oder, als ob ich glaubte, er handle nach bloßem Eigensinne mit uns Menschen? — Wie viel Dank weis ich es nicht Ihren nachfolgenden Gedanken, die mich wieder zurückbrachten und es mir empfindbar machten, wie heilsam und tröstlich es sey, sich Gott in seiner Liebe, Weisheit und Allmacht zu denken, diesen drey Eigenschaften, nach welchen er unser Glück will, was

dazu

dazu dienet, kennt, und ein uneingeschränktes Vermögen besitzt, es uns zu verschaffen! Eine ganze Ewigkeit voll Seligkeit wartet unser. Dort also: nicht hier, wird das Gute belohnt. Hier ist alles Vorbereitung. Glück und Unglück, Lust und Schmerz sind einerley; sind beides Prüfungen. Nur unser Verhalten dabey entscheidet unsern Zustand, und macht denselben glücklich oder unglücklich; und wer weis, ob es nicht gefährlicher ist, durch Glück und Freude geprüft zu werden. Wenigstens wird mehr Stärke des Geistes dazu erfodert, sich weise dabey aufzuführen. Es mag wohl selten geschehen, daß wir Glück und Freuden für das halten, was sie sind, nämlich für Prüfungen. Sie schmeicheln unsern Empfindungen zu sehr, bemächtigen sich unsers Herzens, lassen uns nicht die gehörige Freyheit nachzudenken, und besitzen uns, anstatt daß wir sie besitzen sollten. Wir betrachten sie als billige Belohnungen; genießen derselben in Sicherheit, und vergessen darüber, auf unserer Hut zu seyn. Bey Widerwärtigkeiten im Gegentheil, hört die Zerstreuung auf. Sie lassen uns mehr in unserer eigenen Gewalt; sie unterrichten uns von der Unbeständigkeit und Unzulänglichkeit irdischer Glückseligkeiten; und die Beraubung des Vergnügens und der Zufriedenheit treibt uns an nach etwas zu streben, das uns schadlos halten könne, und wesentlicher und beständiger als jene sey; und wo fänden wir das sonst, als in Gott und in der Ausübung des Guten? Denn diese allein giebt uns Freudigkeit zu ihm, und wir

wissen wohl, daß wir ohne dieselbe uns keine Rechnung auf seinen Beystand und seine Hülfe machen können. Ich weis nicht, ob ich richtig unterscheide; aber ich bin schon seit langer Zeit davon überzeugt, und vielleicht ist diese Ueberzeugung nöthig, um solche, die hier wenig Glück haben, vor der Versündigung des Murrens und der Unzufriedenheit zu bewahren. Denn wenn ich annehme, daß alles Prüfungen sind, und daß es sicherer für uns ist, durch Unglück als durch Glück geprüft zu werden: so muß so gar, wenn ich mein Bestes liebe, meine Vernunft mich hindern, kleinmüthig oder unzufrieden zu seyn; zumal da das Leben so kurz, und am Ende desselben, das man sich ja zu seinem Troste, auch zu seiner Ermunterung, immer als sehr nahe vorstellen kann, nicht das geringste daran gelegen ist, ob es glücklich oder unglücklich gewesen, sondern ob es in beiden Fällen wohl oder übel geführet worden. — Ich halte mich wohl, mein lieber Herr Professor, zu lange bey Sachen auf, von welchen Sie weit besser zu reden wissen. Aber die Materie, auf die Sie mich gebracht haben, gefällt mir; ich lerne gern von Ihnen; rede gern mit Ihnen davon; und es ist natürlich, daß ich mich freue, wenn ich bedenke, daß wir durch Gottes Gnade so selig sind, daß nichts, nichts uns begegnen kann, das im eigentlichen Verstande ein Unglück für uns wäre, oder das wir nicht durch unser Wohlverhalten dabey, in einen wahren Segen verwandeln könnten, dessen wir noch in alle Ewigkeit genießen sollen; denn

wir

wir haben ja die Verheissung, daß Geduld, Ergebung und Unterwerfung im Leiden, uns im Himmel wohl belohnt werden soll. Freylich sind diese Tugenden unsere Pflicht; aber Gott ist so gütig, daß er sie belohnen will, nicht anders als ob sie Verdienst wären. Je mehr er uns also Leiden zuschickt: desto mehr Gelegenheit giebt er uns, diese Tugenden auszuüben: und desto größere Belohnung haben wir zu gewarten, und dieß ist ein großer Trost. Leben Sie recht wohl. Ich habe die Ehre zu seyn.

Dresden, den 2. Oct.
1761.

CXLV.

Liebste Freundinn,

Allerdings sind Glück und Unglück, frohe und traurige Begegnisse Prüfungen, bey denen wir unsern Gehorsam gegen Gott üben sollen; und in Ansehung der glücklichen Tage, die wir insgemein so zu nennen pflegen, mag es wohl sehr wahr seyn, daß sie schwerer zu tragen sind als die traurigen. Die Tugenden, zu welchen uns die Tage des Glücks verbinden, ich meyne die Mäßigung in dem Genusse der Freuden des Lebens, Dankbarkeit und Demuth gegen die unverdienten göttlichen Wohlthaten, Vertrauen auf die fernere gnädige Fürsorge Gottes und Eifer, andre Menschen auch gleich uns

glücklich zu wissen und gern glücklich zu machen, scheinen leichtere und frohere Tugenden zu seyn als die Tugenden im Elende; als Gelassenheit, Geduld und nöthige Ergebung in anhaltenden Widerwärtigkeiten, die Gott schickt, oder zuläßt. Allein die Natur eines ungestörten Glücks, das die Sinnlichkeit, die Eigenliebe, den Stolz und Leichtsinn unsers Herzens unvermerkt nährt, und ihm schmeichelt, macht durch diese heimlichen Feinde die Ausübung der Pflichten des Gehorsams in guten Tagen gemeiniglich schwerer, als wir im Anfange denken. Wir erinnern uns zwar an diese Tugenden, wir sprechen von ihnen, loben sie, bewundern sie, beten um dieselben, und meynen, daß wir sie haben und ausüben, weil wir ihre Nothwendigkeit und Vortrefflichkeit einsehen; und entfernen uns doch täglich mehr von ihnen, bis wir endlich durch sichtbare Vergehungen aus dem Schlummer der guten Meynung von uns selbst erwachen. Ja, liebe Mademoisell, wenn das Elend, das uns trifft, unverschuldetes Elend ist: so sind die bösen Tage für ein christlich Herz leichter zu tragen, als es die guten meistens nicht sind; und wenn sie auch nicht leichter zu tragen wären: so sind doch die Züchtigungen in Ansehung ihres heilsamen Einflusses auf das Glück unserer Seelen, wenn sie geduldig überstanden sind, unaussprechlich groß. Wohlthaten, für die wir Gott, der mit uns, als kranken Seelen, verfahren muß, noch ewig danken werden. So denkt ein Christ und tröstet sich. Aber ach! haben wir nicht oft

die

die meisten Leiden verdient, und wo nicht stets die, die uns treffen, doch andere, und oft härtere, die uns nicht treffen? Und wir können verlangen, daß es uns immerdar wohl gehen soll? Wie unbillig und begehrlich ist der Mensch! Und wie unglücklich würde er seyn, wenn ihm nichts wiederführe, als was er wünscht!

Ich merke, daß ich krank bin, liebe Mademoisell, weil ich einen Gedanken, den ich Ihnen in wenig Zeilen hätte beantworten und getrost zugeben können, so weitläuftig umschrieben habe. Aber das Vergnügen, mit Ihnen so ernsthaft reden zu können, entschuldigt einen Theil der Länge dieses Briefs; und heimlich mag ich ihn wohl wieder mehr an mich, als an Sie, geschrieben haben. Doch nun auch kein Wort weiter auf heute. Morgen beantworte ich vielleicht eine Stelle aus Ihrem Briefe, die mich angeht. Wenn ich ein Vater wäre, und meine Tochter hätte diesen Ihren Brief geschrieben: so würde ich vor Freuden geweinet haben; das weis ich gewiß. Leben Sie wohl, beste Correspondentinn.

Leipzig, den 7. Oct.
1761.

Den 8. October. Sie sind frömmer als ich — so sagen Sie, und ich glaube sicher, daß Sie es für wahr halten. Allein habe ich nicht eben die Pflicht so günstig von Ihnen zu denken, als Sie von mir denken? Unstreitig! Ich erschrecke, so oft ich meine Tugend gelobt finde, vermuth-

lich weil ich allemal an meine Fehler denke, die andre Menschen, denen ich so gut vorkomme, nicht wissen, oder sehen können. In der That will und darf ich Ihnen Ihre gute Meynung von mir nicht benehmen; aber bitten darf ich Sie wohl, daß Sie Ihre gute Meynung nicht immer meinen Lobspruch seyn lassen. Ein solches Geständniß der Bescheidenheit und Demuth (so dachte ich, als ich die angeführte Stelle Ihres Briefs las) ein solches Geständniß kann dieses Frauenzimmer thun, und sie thut es gewiß von Herzen. Ist sie nun nicht eben deswegen besser als du? Würde es dich nichts kosten, wenn du ihr eben das sagen solltest? Und gleichwohl fällt es dir gar nicht schwer, es zu denken und in Gedanken für wahr zu halten. Ist sie also nicht bescheidener als du? Das Uebrige Ihres Briefs will ich nicht beantworten. Ich lese Sie gern, wenn Sie munter schreiben; ich lese Sie gern, wenn Sie ernsthaft schreiben; und ich danke Ihnen freundschaftlichst, daß Sie so oft, und so gern, und so viel an mich schreiben. Leben Sie stets wohl!

Den 18. Oct. Nachmittags. Schon wieder einen Brief von Ihnen, für den ich Ihnen geschwind danken muß. O wie sehr werde ich Ihr Schuldner! Aber desto mehr will ich mich bemühen, unsern Briefwechsel, der nunmehr schon ein Jahr gedauert hat, fleißig zu unterhalten. Möchte ich ihn doch auch zu Ihrem wahren Vortheile unterhalten können! Wenigstens müssen

Sie

Sie mir dafür verbunden seyn, daß ich Ihnen Gelegenheit zu so viel guten Briefen gegeben, daß ich Sie durch meinen Beyfall ermuntert, und daß ich oft, wenn ich aus Krankheit Andern nicht geantwortet, doch Ihnen geantwortet habe. Ich bin mit aller Hochachtung und Freundschaft ꝛc.

G.

CXLVI.

Theuerster Herr Professor,

Heute ist, wie Sie wissen, der Neujahrstag unsrer Correspondenz, und ich setze mich nieder, Ihnen einen Brief zu schreiben. Dieses thue ich mit einer desto größern Empfindung von dankbarem Vergnügen, da Ihr letzter vortrefflicher Brief eben vor mir liegt. In ihm habe ich einen neuen starken Beweis von der Gütigkeit, mit welcher Sie von mir denken, und eben deswegen auch eine nachdrückliche Aufmunterung, nichts zu unterlassen, was mich Ihres so ungemein schätzbaren Versprechens, den Briefwechsel mit mir noch ferner zu unterhalten, würdiger machen könnte, und alles zu vermeiden, was die Erfüllung Ihres mir noch schätzbarern Wunsches, ihn zu meinem wahren Vortheile unterhalten zu können, verhindern würde. Ich bin gewiß, daß dieser Wunsch erfüllet werden wird, so lange ich nichts von dem,

was Sie mir schreiben, aus einer undankbaren leichtsinnigen Unachtsamkeit vergesse, oder mir etwas ingeheim verzeihe oder nachsehe, was ich mir unter Ihrer Aufsicht und vor Ihren Augen nicht erlauben würde.

Sie mein Schuldner? — Nein, liebster Herr Professor; ich weis zu gut, wofür ich Ihnen verbunden seyn muß. Ich will gern Ihre Schuldnerinn seyn. Es ist mir Freude und Ruhm. Ich würde weniger froh, weniger glücklich seyn, wenn ich weniger Ihre Schuldnerinn wäre. Mein Vater hat über meinen und über Ihren Brief geweint, und es fehlt wenig, daß ich nicht über Ihre Gütigkeit weine. Wie rührend ist der Lobspruch, den Sie meinem Briefe ertheilen! — Wenn Sie ein Vater wären — Wie viel Freuden würden da Ihre seyn! Wie gut, wie liebenswürdig müßte Ihre Tochter seyn! — Sie wäre; das weis ich gewiß, Sie hättens erlaubt; meine Correspondentinn und Freundinn geworden. Wie würden wir uns unter Ihrer Aufsicht, Eine die Andre geliebt, vergnügt und ermuntert haben! —

Ich kann mir nicht helfen; ich muß es Ihnen noch einmal wiederholen: Sie sind doch frömmer, als ich. Es kam mir sehr leicht, sehr natürlich vor, Ihnen offenherzig, ohne Kränkung meiner Eigenliebe, nach meiner Ueberzeugung zu sagen, daß Sie frömmer sind, als ich. Hätte ich aber eine Widersetzung bey mir empfunden, dieses ungeachtet meiner innerlichen Ueberzeugung zu thun: so weis ich nicht, ob ich mich würde haben über-

winden

winden können, Ihnen diese Widersetzung zu gestehen. Und gleichwohl sagen Sie mir etwas von der Art, so gütig, so ungezwungen, so edel — ich will es Ihnen nicht einmal sagen, wie viel Tugend ich in diesem Theile Ihres Briefs finde. In der That, ich fühle die allerangenehmste Zufriedenheit; Sie als den Mann zu denken, den die Welt in Ehren hält, den die Rechtschaffnen lieben, den auch die hochschätzen, die es nicht sind. Und wenn Sie sich hierbey an den Namen meines Freundes erinnern, den Sie sich — nie werde ichs Ihnen verdanken können — selbst gegeben haben: so wird es Ihnen nicht schwer fallen, diese Empfindung zu erklären. — Welch Glück für mich, Ihre Freundschaft erlangt zu haben! Sie schon ein Jahr zu besitzen, und versichert zu seyn, daß ich sie nie (es müßte denn durch meine Schuld geschehen, und dafür will ich mich durch Gottes Hülfe hüten) verlieren werde! Bestes, großmüthigstes Geschenk! Ich kenne seinen ganzen Werth; ich fühle die ganze Stärke der Verbindlichkeiten, die es mir auflegt, gut und tugendhaft zu seyn.

Sehen Sie, liebster Herr Professor, dieß, (ich meyne die Glückseligkeit, einen Freund zu besitzen, wie Sie mir sind,) dieß ist eine unschädliche Art von irdischer Glückseligkeit, die man mit völliger Sicherheit ohne Gefahr genießen kann, und bey der man eben um deswillen mehr glücklich, als bey andern ist. Doch die Ewigkeit gewinnt allemal ihre Sache ganz. Wäre das Glück der Freundschaft eine bloß irdische und also endliche

Glückse-

Glückseligkeit, so würde sie viel verlieren, und kaum den Namen verdienen. Es würde für unsre Ruhe gefährlich seyn, sich derselben zu sehr und zu sicher zu überlassen, und die Furcht vor der Vernichtung unsrer Glückseligkeit, zu welcher ein jeder Augenblick bevollmächtigt seyn kann, würde uns alle Süßigkeit des Genusses rauben. Allein wir sind besser unterrichtet. Wir wissen, daß die Freundschaft eine Glückseligkeit für den Geist, gleich ihm unsterblich, nur hier ihren Anfang nimmt, um ewig mit ihm in unendlich größerer Vollkommenheit fortzudauren. Ich freue mich auf alles, was ich auch hierinnen in der Ewigkeit gewinnen soll. Sie sehen, mit Ihnen sprechen, oder irgend eine fromme Pflicht gemeinschaftlich mit Ihnen ausüben, wie ich dort thun werde; ohne Furcht, Sie wieder zu verlieren; dieses ist ein Glück, das ich vielleicht hier immer werde entbehren müssen, das mir aber aufbehalten ist. O wenn man an alles dieses genug gedächte: so würde man die Freundschaft allemal anwenden, worzu sie gegeben ist; und nicht so traurig seyn, wenn unsre Freunde uns verlassen, oder wir sie verlassen müssen. Ich habe auch Freunde, die mir sehr lieb waren, durch den Tod aus dem Gesichte (nicht aus dem Herzen,) verloren; aber ich bin nicht mehr betrübt darüber. Ich weis, daß sie mich noch lieben, daß ich sie wieder finden und eine ganze Ewigkeit mit ihnen zubringen soll. —

Ist denn Niemand da, der mir befiehlt aufzuhören? — Ich bin doch sehr unbedachtsam. Ich

werde

werde es noch so weit treiben, daß Sie meiner überdrüßig werden. Wenigstens müssen Sie mich für außerordentlich geschwätzig halten. Aber Sie wissen wohl, daß Sie sich bey mir bedankt haben; und wofür? Dafür, daß ich so oft, und so gern, und so viel an Sie schreibe. Leben Sie wohl, stets wohl, und verzeihen Sie nur heute — es ist der Neujahrstag unsrer Correspondenz — Ihrer

Dresden, den 21. Oct.
1761.

CXLVII.

Liebste Freundinn,

In der That habe ich ein großes Vergnügen eingebüßt, daß ich die Reise nach Dresden mit meinem Bruder nicht habe thun können, und also auch nicht die Person habe kennen lernen, die mir durch Ihre Briefe so viel Freude, und ihrem Verstande und Herzen in meinen Augen durch dieselben so viel Ehre macht; die mir so viel wahre Hochachtung bezeigt, und die mich gewiß eben so gern würde gesehen haben, als ich sie hätte sehen und sprechen mögen. Mein Bruder, liebste Mademoisell, hat mir freylich diesen Verlust durch seine Erzählungen von Ihnen und Ihrem guten Charakter zu ersetzen gesucht; aber alle Geschichte, wenn sie auch noch so gut gesagt wird, läßt unserer Wißbegierde immer noch viele Fragen übrig, die nicht jeder Zeuge beant-

beantworten kann. Genug, er ist Ihr und Ihrer lieben Schwester Lobredner, und spricht von Ihrem ganzen Hause so, wie man spricht, wenn man mit Vergnügen und Hochachtung von Abwesenden redet.

Gehen Sie den Weg, auf den Sie so glücklich fortgerückt sind, immer freudig fort. Es ist der Weg des stillen Verdienstes, der zur Zufriedenheit führet. Zwar fürchten Sie sich immer vor Ihren Fehlern. Das, mein gutes Kind, thue ich auch. Aber mir fällt dabey öfters der Gedanke eines sehr frommen Mannes ein: „Vor meinen Fehlern, sagte er, fürchte ich mich nicht „sehr; diese machen mich behutsam und demüthig. „Weit mehr fürchte ich mich vor meinen Tugenden; denn diese machen mich leicht stolz.“

Alles dieses würde ich Ihnen schon vor einigen Wochen gesagt haben; aber ich war zu krank, es Ihnen gern zu schreiben, und hoffte immer auf eine heitere Stunde. Ich kann nicht sagen, daß ich sie eben itzt hätte; aber ich habe doch so viel Gewalt über mich, den Fehler zu empfinden, den ich begehen würde, wenn ich meiner besten Correspondentinn noch länger auf zween Briefe nicht wenigstens etliche Zeilen antwortete. Der ganze erste Monat des Jahres ist ohne Brief an Sie verstrichen, und schon auch die Hälfte des zweyten; das geht wohl zu weit. Vielleicht verbessere ich diese Fehler in der Folge, wenn ich weniger Versuchung habe sie zu begehen. Ob ich itzt gesünder bin als letzthin? Das kann ich wohl nicht ganz mit Wahr-

heit

heit sagen, gute Mademoisell, aber ich danke Gott, daß meine Beschwerungen erträglich sind, und mich ermuntern helfen, immer besser zu leben und zu sterben. Daß Sie mir tausend Gutes wünschen und herzlich für mein Glück beten: das weis ich gewiß, und danke Ihnen dafür zeitlebens mit der Liebe eines Freundes und Bruders.

Leipzig, den 13. Febr.
1762. G.

CXLVIII.

Theuerster Herr Professor,

Nun habe ich Ihren Herrn Bruder erst recht lieb: oder, wenn es besser gesagt ist: nun liebe ich ihn noch einmal so stark als zuvor, weil er Ihnen so viel Gutes von mir sagt, und überhaupt so gütig von uns geurtheilt hat. Ich bin doch recht glücklich, ihm gefallen zu haben; und ich freue mich darüber: nicht aus Eitelkeit, gewiß nicht! aber ich denke, ich müsse mich über die günstige Meynung aller Leute freuen, die Ihnen wieder sagen können, was sie Gutes von mir denken.

Allein, liebster Herr Professor, wenn Ihr Herr Bruder mich einmal tadelt — (und sollte er das noch nicht gethan haben?) — oder Sie selbst etwas an mir entdecken, daß Ihren Beyfall nicht hat; das Ihrer Gütigkeit gegen mich nicht Ehre macht, und dem Charakter einer Person, die Sie

Ihre

Ihre Freundinn nennen, nicht gemäß seyn kann: dann versprechen Sie mirs, daß Sie mich erinnern wollen. Ich habe bisweilen, es ist wahr, wunderliche Einfälle, die eben nicht alle Leute haben können. Hier ist vielleicht einer davon: Es kömmt mir manchmal vor, als ob es mich zu wissen verlangte, auf welche Art Sie mir einen Verweis geben würden, und was ich dabey empfinden möchte. Ich denke, ich würde stolz darauf seyn. Er müßte mich zwar demüthigen, wegen meines Fehlers; aber auch erheben, wegen des Antheils, den Sie dadurch an mir zu nehmen bezeigten, daß Sie die Sorgfalt, mich gut zu behalten, und die Mühe, mich besser und vollkommener zu machen, für sich nicht zu gering hielten. Sie sind lauter Güte und Sanftmuth. Ihre Verweise müssen die Verweise der Liebe, und väterliche Erinnerungen Ihre Erinnerungen seyn. — Brüderliche Erinnerungen, habe ich vielleicht sagen sollen. Sie, bester Herr Professor, haben sich — so außerordentlich gütig! — den brüderlichen Charakter beygelegt — ich verehre und liebe diese Güte — aber ich kann Sie nicht (und Sie erwarten es auch wohl nicht?) mit der Liebe lieben, mit welcher man einen Bruder liebet. Meine Liebe ist eine ehrfurchtsvollere, gehorsamere, dankbarere Liebe; eine Liebe, die so freywillig, so selbst gewählt — (ich fürchte, ich drücke mich schlecht und unverständlich aus,) sie auch ist, dennoch mehr Empfindung von der Schuldigkeit, von der Verbindlichkeit zu lieben, bey sich hat, als die Liebe gegen

Brüder,

Brüder, ob sie wohl deswegen keine Entfernung zuläßt, und ein uneingeschränktes Vertrauen nicht ausschließt.

Wie oft nenne ich es nicht in Gedanken ein Unglück, oder doch einen unangenehmen Umstand meines Lebens, daß ich nicht an dem Orte seyn kann, wo Sie leben! Wie sehr gern wollte ich gehalten seyn, Ihnen von allen meinen Gedanken Rechenschaft zu geben; Sie zum Richter über alle meine Handlungen zu machen — Wie wollte ich Sie um vielerley fragen, und mit begieriger Aufmerksamkeit den weisen Unterricht von Ihren Lippen hören! Ihre liebreichen Lehren und die stillschweigende Vorschrift Ihres Beyspiels, würden mich noch mehr unterweisen, wie ich Ihres Beyfalls würdiger werden könnte; es würde mir leichter werden, Gelegenheiten zu finden, Ihre Gewogenheit besser zu verdienen; und vielleicht würden Sie dann noch mehr mein Freund seyn, als Sie es itzt schon sind. Sie würden — (ja lieber Herr Professor, ich weis es, daß ich lauter vergebliche Dinge rede; aber lassen Sie mich nur ausreden. Es läßt sich so hübsch denken, was da alles geschehn würde, und ich schreibe Ihnen so gern was ich gern denke) — Sie würden, sage ich, sehen, daß, ob ich wohl Ihre Gütigkeiten, unter allen, denen Sie welche erweisen, am wenigsten verdienen mag, ich doch gewiß zu denen gehöre, die am meisten geschickt sind sie zu verstehen und zu empfinden. Keines von Ihren Worten geht bey mir verloren; ich zergliedere, so zu reden, Ihre

Gedanken; ich fühle das Große, das Christliche, das Rührende — die Herablassung, die Güte — Zum Beyspiel: ich empfinde es ganz, wie gütig es von Ihnen ist, daß Sie nachrechnen, wie viel Zeit ohne Brief an mich verstrichen; ja noch mehr — wie sehr beschämen Sie mich! wie wenig verdiene ichs! — daß Sie so gar sich einigermaßen zwingen, und die heitere Stunde nicht erwarten, auf die Sie hofften. O daß doch alle Ihre Stunden heiter wären! Nur Ihrentwegen wünsche ichs; denn der Brief, der liebe, schöne, in einer umwölkten Stunde geschriebene Brief, hat so wenig düsteres an sich, daß ich mein ganzes Leben durch lauter solche Briefe lesen, und demjenigen, der sie mir geschrieben, aufs freudigste und herzlichste dafür danken wollte. — — —

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

Aber wieder auf Ihren Brief zu kommen: Ist es nicht traurig, daß wir uns auch vor unsern Tugenden fürchten sollen? Ich hätte wohl Lust, Ihnen meine Gedanken noch davon zu sagen, wenn ich es wagen dürfte. Und warum sollte ich nicht? Wenn ich sie einmal denke, und wenn ich sie Ihnen gesagt hätte, wie ich gewiß ohne Bedenken gethan haben würde: warum sollte ich mich fürchten, sie Ihnen zu schreiben? Ich will nur allemal thun, als wenn ich mit Ihnen redte. Werden Sie nicht unwillig auf mich; ich muß eine Frage aufwerfen: Ist nicht schon Stolz dabey, wenn ich

mich fürchte, meine Tugenden möchten mich stolz machen? Muß ich mir es nicht da schon bewußt seyn, daß ich sehr fromm und viel besser als Andre bin? Denn gemeiniglich, sagt man, entsteht unser Stolz aus der Vergleichung, die wir zwischen uns und Andern anstellen, weil wir nur vergleichungsweise gut sind. Ich gestehe es Ihnen aufrichtig; mir gefällt die Furcht vor den Fehlern besser. Sie scheint mir natürlicher und auch demüthiger zu seyn; und vielleicht ist Demuth und Behutsamkeit eben sowohl eine Folge von der Furcht vor unsern Fehlern, als von den Fehlern selbst. —

Leben Sie wohl, theuerster Herr Professor. Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Dresden, den 22. Febr. 1762.

CXLIX.

Liebste Mademoisell,

Der fromme Mann mit seiner Tugendfurcht hat also, wie Sie meynen, nicht so gar Recht; und ich fürchte, er hat sehr Recht. — „Ist nicht schon Stolz dabey, spricht Ihr Brief, „wenn ich mich fürchte, meine Tugenden möchten „mich stolz machen? Muß ich mirs nicht da schon „sehr bewußt seyn, daß ich sehr fromm und viel „besser als Andere bin?“ — — Warum sollte das schon Stolz seyn, gute Correspondentinn, wenn ich

mich fürchte, meine Tugenden möchten mich stolz machen? Es ist in einem guten Herzen, was es ist; eine Besorgniß, die sich auf gar zu gute Erfahrungen gründet; auf die Gewißheit, daß wir uns bey unsern Tugenden gern zu sehr gefallen und unsern Kräften zu viel trauen. Wir sollen uns also freylich nicht sowohl vor unsern Tugenden, als vor der Eigenliebe und dem Stolze fürchten, die unsere Tugenden überall begleiten, und von ihnen Gelegenheit nehmen, uns sicher oder schläfrig zu machen. — Bewußt seyn darf ich mirs wohl, daß ich fromm bin, auch sehr fromm und besser als Andre; das ist der Stolz nicht. Wenn es wahr ist, daß ich so beschaffen bin, und ich sehe meine Vorzüge, Gaben und Tugenden für das an, was sie sind, für unverdiente Geschenke und Gnaden der Vorsehung; so bin ich demüthig; wenn gleich mein Herz den Ausspruch thut, daß ich besser bin als tausend Andre. Aber weil wir so leicht in dieser Vergleichung mit Andern irren können: so ist es sichrer und eine Pflicht, sich lieber geringer als Andre, und Andre höher, als sich zu schätzen. Wenn wir hingegen noch so bescheiden von unsern Tugenden urtheilen, und sie als unser eignes Werk ansehen: so sind wir stolz, und lassen uns von unserm Herzen belügen. Wir können daher Andre, es sey nun mit Wahrheit oder aus Irrthum, weit über uns in Gedanken setzen, uns gegen sie für klein achten, und doch auf das wenige Gute, das wir an uns antreffen, eben so herzlich stolz seyn, als Andre auf ihre großen Verdienste. Müssen wir uns end-

lich

lich prüfen und uns selbst erkennen: so dürfen und müssen wir auch unsre Tugenden erkennen; und damit sie uns nicht stolz machen, so müssen wir sowohl auf ihre Mängel sehen, die unser Werk sind, und die wir nicht gern sehen, als auf unser Unvermögen bey aller unsrer Tugend, damit wir nicht die Quelle des Guten, und eben dadurch unser Gutes selbst, aus den Augen verlieren. Liebste Correspondentinn, was ich Ihnen hier auf zwo Seiten gesagt habe, ist sehr wahr, aber um schön gesagt zu seyn, sollte es nur eine halbe Seite einnehmen. Vergeben Sie es meinen Krankheiten und Berufsarbeiten.

Hier sende ich Ihnen einen Brief von fremder Hand, nebst meiner Antwort, zum Durchlesen, theils um Ihnen mein Vertrauen und meine Freundschaft zu beweisen, und theils, um Sie mit dem Charakter des ungenannten Frauenzimmers bekannt zu machen. Dieses Fräulein, die ich beklage, ist sowohl Ihres Mitleidens als auch Ihres Briefwechsels werth; und vielleicht könnten Sie viel zu ihrer Beruhigung beytragen. — Aber lassen Sie diese Briefe, ich bitte Sie herzlich, ja nicht in fremde Hände kommen. Sie wissen die Ursachen nur zu gut, die mich zu dieser Aengstlichkeit bringen. Leben Sie wohl, meine liebe Freundinn.

Leipzig, den 29. März 1762.

G.

CL.

Theuerster Herr Professor,

Durch die Nachricht, daß beym Gebrauche der Cur Ihr Befinden leidlich gewesen, haben Sie mich sehr erfreuet. Auch der Herr Oberpostcommissar hat die Gewogenheit für mir gehabt, mich hiervon zu versichern, und mir von Ihrer ganzen Lebensart, fast nach allen Stunden des Tages, eine ausführliche Beschreibung zu geben. Urtheilen Sie selbst, theuerster Herr Professor, ob ichs gern gelesen habe, und ob ich ihm dafür verbunden bin? — Es ist wahr, bloß das Geschenk der Gesundheit scheint zu mangeln, um Ihren Zustand zu demjenigen Grade von Glückseligkeit zu erheben, dessen das menschliche Herz hier fähig ist; und Ihr würdiger junger Freund, Ihr Graf M**, hat in seinem mir zugeschickten Gedichte auf Sie, sehr Recht, und alle diejenigen, die eben so denken, haben es mit ihm, wenn Sie Gott um Gesundheit für Sie, auch in dieser Absicht, bitten, damit die Welt es erfahren möge, daß Gott auch schon in diesem Leben diejenigen segne, die ihn fürchten. Keiner zwar von denen, die Sie so gut kennen, als der Graf M**, wird daran zweifeln, daß Sie, glücklicher Herr Professor, mit den auserlesensten Glückseligkeiten gesegnet sind. Allein freylich; diese Glückseligkeiten, oder doch die besten derselben, sind von der Art, daß sie so gar über den Neid erhaben sind, und also den Augen der Wenigsten kennbar werden.

Denn

Denn ist es nicht unstreitig, daß schon ein gewisser Grad der Tugend dazu gehört, einen Begriff von dem Segen zu haben, der aus der Tugend fließt; einen Geschmack daran zu bekommen; und einen Wunsch darnach zu empfinden? Wäre die Welt geschickt, diese Ruhe und diese Glückseligkeit zu verstehen: so würde sie bald sich es abgewöhnen, die Glückseligkeit und Unglückseligkeit eines Menschen, nach der Beschaffenheit seines äußerlichen Zustandes zu entscheiden, und sie würde einsehen lernen, daß bey dem größten Theile der sogenannten Glücklichen

— — — — si riduce
Nel parere a noi felici
Ogni la felicità.

Und hätte sie feine Empfindung genug, den Unterschied zwischen Beyfall und Beyfall, zwischen Liebe und Liebe zu machen: so würde sie denjenigen höchst glücklich nennen, der, (außer dem allgemeinen Beyfalle, außer dem eignen Bewußtseyn seiner Tugend, und der Gewißheit, daß er am Ende des Lebens Gott danken und sich freuen wird, gelebt zu haben) noch die Tugend Andrer genießt, die sie ihm verdanken, und das Lob, das sie sich dadurch verdienen, ja noch mehr, die entferntesten glänzendsten Belohnungen, die sie ihnen verspricht, mit ihnen theilet —

O Graf M**, wie würdig denken sie des beten Mannes! — Vor dem Angesichte Gottes will er sich einst seines Lehrers, seines Freundes

rühmen. Und wie viele noch werden dieß mit ihm thun! — —

Ein stralend Zeugenheer, um Gott für ihn zu dan-
ken,
Von Gott ihn nun belohnt zu sehn!

Kann nicht der Mann, der, außer der allgemeinen Liebe, die besten Zuneigungen solcher Herzen besitzt, die einen eigenthümlichen vorzüglichen Werth haben, und dadurch, daß sie ihn lieben, und durch die Art, womit sie ihn lieben, ihren Werth noch erhöhen, das schätzbarste unter allen schätzbaren Dingen, die nur in der Welt erlangt und besessen werden können, sein Eigenthum nennen? — O wie muß eine Seele, wie die Ihrige, theuerster Herr Professor, das Glück empfinden, in den Stand gesetzt zu seyn, sich der Herzen Anderer, auf eine solche Art theuer zu machen, daß die Grenzen des Lebens zu enge sind ihre Dankbarkeit und Liebe zu fassen. — Wir alle, die wir glauben, haben Hoffnungen auf hohe Seligkeiten: aber Sie haben hier eine Hoffnung, dort eine Seligkeit, mehr. In Ihren letzten feyerlichsten Augenblicken, wann die Seele schon anfängt, sich die Freuden der Herrlichkeit als gegenwärtig zu denken; dann wird die Vorstellung von der glorreichen Scene, die Ihrer wartet, nicht der geringste oder gleichgültigste unter Ihren Gedanken seyn — Glücklicher Graf! auch sie werden alsdann, vielleicht fern von ihm und ihnen unwissend, etwas beytragen, die letzten Stunden ihres Freundes heiterer zu machen. — —

Wun

Wundern Sie sich nicht, bester Herr Professor, daß ich so lange und mit so vielem Vergnügen, dem Gedanken Ihres Todes nachhänge. Sie verdienen, so wie Menschen es verdienen können, (das muß ich dazu setzen; Sie sind viel zu groß, um es nicht gern zu sehen, wenn ich auch in Ihrem Namen demüthig bin,) das Glück, das Ihrer erwartet; und dieß Glück ist zu schön, als daß ich das Mittel nicht lieben sollte, das Sie dazu erhebt; auch selbst dann, wann es mich kränken wird. Sie selbst müssen sich darauf freuen; und diese Freude auf das zukünftige Leben ist eine eigene Annehmlichkeit des gegenwärtigen. Es ist also nichts Widersprechendes, wenn ich sage: daß ich mit einem lebhaften Vergnügen an Ihren Tod und die Folgen desselben denken, und dennoch mit dem größten Eifer um die Verlängerung Ihres gegenwärtigen Lebens beten kann. Denn durch ein längeres Leben können Ihnen die zukünftigen Freuden des Genusses nicht verkürzt werden. Es bleibt allemal eine Ewigkeit übrig. Aber durch ein kurzes Leben müßten Sie nothwendig von den gegenwärtigen Freuden der Hoffnung und Erwartung verlieren. —

Der Innhalt, den Sie, gütiger Herr Professor, mir durch Mittheilung der beiden Gedichte, zu diesem Briefe, verschafft haben, ist so wenig undankbar, daß er mich von Betrachtung zu Betrachtung führen würde, wenn ich mich demselben länger überließe. Erlauben Sie mir indessen, nur noch einer Art des ausgesuchtesten Vergnü-

gens zu gedenken, das ich dem glücklichen Eindrucke zu danken habe, den Ihr Werth auf mein Herz gemacht hat, und der durch die unschätzbare Freundschaft, deren Sie mich würdigen, und durch die dankbarsten Empfindungen, die ich Ihnen dafür schuldig bin, noch rührender gemacht worden. Denn dieser Eindruck berechtiget mich, einen besondern Antheil an Ihnen, und demjenigen, was Sie angeht, zu nehmen. Haben Sie jemals einen Menschen gefunden, dessen Herz zum Gefühl einer allgemeinen Menschenliebe empfindlich gebildet gewesen, und der, bey dem Gedanken, daß alle übrige Menschen mit ihm Ursprung, Wesen und Interesse gemein haben, und mit ihm zu einerley allgemeinen Hauptpflichten berufen, und zu einerley Bestimmung erschaffen sind, fühllos geblieben? Es ist gewiß, daß diese Betrachtungen ein jedes Herz, das menschlich empfinden kann, auf die angenehmste Weise rühren müssen. Und nun denken Sie sich die Empfindung eines solchen, oder wenn Sie lieber wollen, die Empfindung meines Herzens, das sich im Stande befindet, sich aus der Verbindung aller übrigen Menschen, eine kleine Anzahl auszusondern, mit denen es ein besonderes Interesse, einige besondere Pflichten und Hoffnungen, gemeinschaftlich theilt, und Ihnen deswegen näher anzugehen scheint; und dann Sie als das Band dieser engern Verbindung betrachtet. — Man hätte mich mit den Charakteren des Grafen M * *, des Fräulein * *, und aller Ihrer Freunde, bekannt machen können; ich würde mich

ihres Werthes gefreuet und Ihnen dazu Glück gewünschet haben. Allein zu wissen, daß ich ein besonderes Interesse mit ihnen theile; daß wir in Absicht auf dasselbe einerley Wünsche, einerley Pflichten, einerley Hoffnungen haben; zu wissen, daß wenigstens einmal des Tages unsere Gebete, im genauesten Verstande, einerley Innhalt haben, und dann die glückliche Phantasie höher zu treiben, und zu glauben, daß wir vielleicht manchmal zu einerley Stunde Gott für Sie danken, oder für Sie anflehen: Dieß, theuerster Herr Professor, ist eine Vorstellung, die die allgemeine Menschenliebe in Ansehung ihrer erhöht, zärtlicher macht, und meinen bessern Zuneigungen in ihnen neue Gegenstände zeigt.

Ich habe mich sehr schwach ausgedrückt. Je empfindungsreicher ein Innhalt bey mir ist, desto mehr zeigt er, daß Worte bloß Worte sind.

Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Dresden, den 29. Jun. 1762.

CLI.

Liebste Correspondentinn,

Lassen Sie sich eine kleine Begebenheit erzählen, die ich gehabt habe. Ob gleich die Hauptperson nur ein Feldwebel ist, so ist er doch gewiß werth, Ihnen bekannt zu werden; denn seine Reden und

die

die frömmen Gesinnungen, die er darinnen äußerte, würden auch einem Generale Ehre machen. Dieser Feldwebel, der in preußischen Diensten gestanden, hatte mich schon zween Tage aufgesucht und nicht sprechen können. Endlich kam er vorgestern in die Moral, und ward meiner nach der Stunde habhaft. Ich nahm ihn aus dem Auditorio mit auf meine Stube. — „Verzeihen Sie, „Herr Professor, daß ich zu Ihnen komme. Ich „bin ein preußischer Feldwebel, habe drey und „dreyßig Jahre gedienet, habe endlich meinen Abschied bekommen, bin auf dem Wege nach Liefland, in mein Vaterland zurück zu kehren, und „bin fünf Meilen umgegangen, um Sie zu sehen, „und Ihnen mein dankbares Herz zu zeigen.“

Sitzen Sie nieder, lieber Herr Feldwebel. Womit habe ich denn Ihre Dankbarkeit verdienet?

„Durch alle Ihre Schriften, die ich schon seit „1748. lese, besonders durch Ihre letzten. Sie „haben mich oft vom Bösen abgehalten und zum „Guten ermuntert. Gott Segne Sie dafür, und „gebe Ihnen Gesundheit und ein langes Leben, „und das ewige Leben! Wenn Sie nur wüßten, „wie gut ichs meyne, und wie ich mich erfreue, „Sie zu sehen!“

Es ist eine unerwartete und große Freude für mich, Herr Feldwebel, daß Sie mich haben besuchen wollen; und ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit und Liebe eben so

sehr,

sehr, als Sie mir danken; denn diesen Dank waren Sie mir nicht schuldig. Haben Ihnen meine Schriften genützet: so will ich Gott danken, und mich freuen, daß sie Ihnen genützet haben, und daß ich einen so guten, frommen, alten Soldaten habe sollen kennen lernen. Sind Sie über Ihren Abschied zufrieden? Haben Sie so viel in Ihrem Dienste gewonnen, daß Sie Ihre letzten Jahre davon leben können?

„Ich bringe nichts als meine Freyheit zurück; „aber ich finde noch so viel zu Hause, daß ich nicht „Mangel leiden werde. Endlich bin ich, unge„achtet aller meiner Blessuren, noch gesund; und, „o wie oft hat mich Gott nicht im Kriege sichtbar „beschützet und erhalten! So wird er mich auch „ferner erhalten. Als ich, nach der Affaire bey „Görlitz, tödtlich blessiret nach Böhmen gebracht „wurde, habe ich binnen fünf Tagen, auf einem „Schlitten liegend, nichts gehabt, als ein Stück „Commißbrodt, an dem ich kauete, und den Schnee, „den mir die Bauern, welche die Blessirten fuh„ren, in der Hand vor den Mund hielten; und „doch erhielt mich Gott, und gab mir Glück, daß „ich, als ich in das Lazaret kam, in die Hände „eines sehr geschickten und mitleidigen Böhmischen „Arztes fiel, der mich, (ich war hinten in die Knie„kehle geschossen, und vorn in der Kniescheibe „steckte die Kugel, und ich litt schreckliche Schmer„zen,) der mich curirte, und mir nachher einen „freyen Zutritt während meiner Gefangenschaft

„in

„in sein Haus verstattete; und damals habe ich „Ihre Schriften, (er hatte sie alle,) wohl zwan„zigmal durchgelesen. Ich bin ganz vor Freuden „außer mir, daß ich Sie sehen und sprechen darf. „Nun will ich heute (es war gegen fünf Uhr) mei„ne Reise noch ein Paar Meilen fortsetzen.“ — Darauf nahm er auf die beweglichste Art Abschied.

Der Mann hatte eine aufrichtige beherzte Miene, ein gutes Ansehen, trug sich in seiner Montur sehr reinlich; war eines Feldscherers aus Liefland Sohn, hatte in seiner Jugend studiren wollen, und war 1730. in den Dessauischen Landen von der Post mit Gewalt zum Soldaten weggenommen worden; „und ich hatte doch,“ setzte er hinzu, „von Jugend auf einen Abscheu vor dem „Soldatenleben gehabt, und hätte in Russischen „Diensten Officier werden können, wenn ich Lust „zu diesem Leben gehabt hätte. Aber, Gottlob! „es ist überstanden.“ Er war sechs oder acht und funfzig Jahr alt, und noch stark vom Leibe.

Was meynen Sie, gute Mademoisell? Sollte mich der Beyfall und der Dank des geringen unbekannten Feldwebels weniger rühren, als der Beyfall und das Vertrauen des großen, berühmten und tapfern Generals, eines Laudon?

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

— —

Leben Sie wohl.

Leipzig, den 15. Sept. 1763.

G.

CLII.

Liebste Mademoiſell,

Ich würde Ihnen vielleicht heute noch nicht schreiben, wenn ich mir nicht ein Gewiſſen daraus machte, Ihnen ein Buch, das Sie gewiß gern leſen werden, auch nur einen Tag länger vorzuenthalten. Ich ſchicke alſo Ihnen hier die Erinnerungen an ein junges Frauenzimmer aus dem Engliſchen des Herrn Wilkes, von dem Herrn Weiße überſetzt. In der That habe ich in langer Zeit kein Buch geleſen, das mir ſo wohl gefallen hätte, keine Moral, die mit ſo vielem Geiſte und ſo chriſtlich ſchön geſchrieben wäre.

Daß ſo manche Menſchen unter dem Schutze meines Namens, einer nach dem andern, ſich Ihnen aufdringen, höre ich ſehr ungern; aber wie ſoll ich dem Unheile ſteuern? Trauen Sie Niemanden, der ſich nicht ſchriftlich legitimiren kann, daß er von mir kömmt, oder beſonders mit mir bekannt

kannt ist. Den Herrn, von dem Sie in dem Briefe an meinen Bruder reden, habe ich ehedem einigemal gesehen. Genau bin ich nie mit ihm bekannt gewesen.

Leben Sie wohl.

Leipzig, den 18. Oct. 1763.

G.

Meine gewöhnlichen Arbeiten sind wieder angegangen, darum schreibe ich so lakonisch.

CLIII.

Theuerster Herr Professor,

Sie wissen, daß ich immer, aus Langerweile vielleicht, oder aus Mangel solcher Verrichtungen, die meine Gedanken beschäfftigen, in meinem Kopfe Betrachtungen und Untersuchungen anstelle, zuweilen über Dinge, die mich nicht viel angehen, und die ich nicht einmal ganz verstehe; Sie wissen auch, daß ich mich nicht selten durch meine kleine Sophistereyen selbst hintergehe, und vielleicht sind Sie aus der Ursache niemals verdrüßlich gewesen, wenn ich Sie zum Richter über meine Gedanken gemacht habe. Itzt habe ich Gelegenheit zu einer Betrachtung gefunden, die ich Ihnen gar zu gern mittheilen möchte; denn sie gefällt mir, und wenn es möglich ist, liebster Herr

Profes-

Professor, so lassen Sie mich, ich bitte Sie, Recht behalten.

Ich las vor einiger Zeit im Zuschauer, im achten Theile, ein Stück von der Verläumdung, in welchem er ein Gesetz der Abtey de la Trappe anführet, das den Mitgliedern derselben Abtey die Pflicht vorschreibt, von einer bösen Handlung, die sie so richtig bewiesen finden, daß sie nicht daran zweifeln können, vorauszusetzen, daß sie wohl aus einer guten Absicht entsprungen seyn möchte. „Vielleicht, spricht der Zuschauer, „heißt das die Menschenliebe zu weit treiben?“ — Das kann allenfalls seyn. Doch bin ich nicht davon überzeugt. Wenigstens ist nicht zu besorgen, daß man diese Regel zu sehr beobachten werde. Ich halte dafür, daß nur Leute von gütiger und großmüthiger Gemüthsbeschaffenheit dazu fähig sind, und daß eine Fertigkeit in Ausübung derselben eine der liebenswürdigsten Eigenschaften des menschlichen Herzens sey. Wenn die Marquise von Lambert in dem Briefe an ihren Sohn, ihm den Charakter seines Vaters zur Nacheiferung und Nachahmung vorstellt, so spricht sie von ihm: Quelle indulgence n'avait-il pas pour les faiblesses de l'humanité! Il excusait tout, & regardait les fautes comme des malheurs & *se croyait seul obligé d'être honnête-homme.* Ses vertus laissaient les autres à leur aise. In der That, ich finde nichts Größres in dem Charakter eines Menschen, als eine große Nachsicht gegen Andere, die mit einer großen Strenge gegen sich selbst verbunden ist.

Niemand sollte unterlassen, eine so glückliche Fähigkeit in sich zu erwecken und zu befestigen. Wer ein gutes Herz hat und sie richtig beurtheilt, wird sie außerordentlich leicht finden. Wer hat nicht von Natur eine Neigung und eine Geschicklichkeit zu dem, wodurch er sich beliebt und gefällig machen kann? Und schmeichelt diese Tugend nicht unserm Eigennutze, indem sie die Ruhe unsers Lebens in Sicherheit setzt, wenn sie uns verhindert, über die Handlungen andrer Menschen, denen wir beleidigende Absichten beymessen, weil sie vielleicht solche zu haben scheinen, Verdruß zu empfinden? —

Mir wenigstens, wenn ich sie so ansehe, kömmt sie leicht und liebenswürdig vor. Es ist mir natürlich, mich in die Situation derer zu setzen, deren Aufführung ich beurtheilen will, und die Bewegungsgründe und Gesinnungen anzunehmen, die man bey einer jeden Handlung haben kann, nach den verschiedenen Arten, wie sie sich betrachten läßt, und nach den verschiedenen Umständen, in denen man sich befindet, und aus denen man dieselbe ansieht. Ich weis sehr wohl, daß man mit völliger Unschuld eine That thun kann, welche nicht weiter, als nur in Absicht auf die Person, die sie gethan hat, in Absicht auf ihre Ursachen, und aus dem Gesichtspunkte betrachtet, aus welchem sie dieselbe angesehen hat, unschuldig ist. Es kann so gar geschehen, daß diese Person selbst ihre Handlung nicht mehr unschuldig findet, sobald sie die Umstände, oder die Gesinnungen verläßt, in welchen

chen sie sich damals befand, als sie die Handlung vornahm, und daß diese That niemals mehr unschuldig seyn kann, sie werde denn von einer Person gethan, die sich aufs allergenaueste in eben demselben Falle befindet.

Um mich in der Gewohnheit dieser Pflicht, die ich so gern billige, nicht nur weil ich Güte und Menschenliebe darinnen finde, sondern weil die Gerechtigkeit, die man einander schuldig ist, unumgänglich dazu verbindet, immer fester zu gründen, habe ich mich um Gelegenheiten bemühet, sie auszuüben; und nun will ich Ihnen eine, die ich ungesucht gefunden habe, um so viel lieber erzählen, da ich gewiß weis, daß Sie einigen Antheil daran nehmen werden.

Es erzählte mir nämlich jemand, der gewiß kein Verläumder ist, (es ist unnöthig die Person zu nennen,) daß der Baron *** der lobenswürdige Mann nicht sey, für den Sie ihn gehalten haben. Die Geschichte ist folgende: — — —

gleich zu entdecken. Es kränkte mich ungemein, einen Mann verdammen zu hören, für welchen Sie so viel Hochachtung und Freundschaft bezeiget, und gegen welchen Sie auch mir Hochachtung eingeflößet haben. Aus allen diesen Ursachen verdroß es mich, daß ich mir nicht getraute, etwas Gründliches zu seiner Entschuldigung anzuführen. Ich mußte es also dabey bewenden lassen, und sagte nur zu mir selbst: „Da der Baron, wie ihn „mir Gellert beschrieben, der einnehmende und „angenehme Mann ist, der nichts als Gutes von „sich sehen läßt, so hat Gellert nicht anders als „ihn hochachten können und müssen. Würde er „nicht vielmehr zu tadeln seyn, wenn er seine Hoch„achtung einem Manne versagt hätte, an dem er lau„ter Ursachen sah, Hochachtung für ihn zu hegen? „Und wollen wir wohl haben, daß ein rechtschaffe„ner Mann in einem andern Fehler voraussetze, „die er nicht gewahr wird, und hingegen den Ver„diensten, die er wirklich entdeckt, nicht Gerech„tigkeit erzeige?“ Also suchte ich mich in Ansehung „Ihrer vortheilhaften Meynung für diesen Herrn zufrieden zu stellen, über die ich doch noch keinen Zweifel gehabt hatte. Ich fühlte auch wohl, daß dieß die Sache nicht wäre, die mich beunruhigte.

Als ich allein war, fieng ich wieder an, diese Geschichte zu überlegen. Ich kann es Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr es mich kränkte, daß ich einen Mann, den Sie ehren, in einem so wichtigen Punkte, wo es auf Rechtschaffenheit und Treue ankömmt, fehlerhaft finden sollte. Hier, sagte

ich

ich zu mir selbst, ist die Gelegenheit, die nachsichtsvolle Regel der Abtey de la Trappe auszuüben; und vielleicht kann ich es, wenn ich ohne Kunst, ohne Vorurtheile, auf eine simple Art, und indem ich bloß der natürlichen Billigkeit folge, mir seine Aufführung und seine Ursachen darzu vorstelle, entdecken, ob er denn dadurch wirklich der Hochachtung eines rechtschaffenen Mannes unwerth sey.

Der Baron * * * hatte — — —

Ein Mann, der nur ein wenig Stolz und ein empfindliches Gemüth besitzt, der sich seiner redlichen Absichten und der Aufrichtigkeit seiner Anerbietungen bewußt ist, und undankbar, mit verächtlichem und seine Rechtschaffenheit beschimpfendem Mißtrauen abgewiesen wird, kann vielleicht diese Beleidigung zu hoch empfinden, dem Verdrusse darüber zu viel nachgeben, und sich dadurch zu einem Schritte verleiten lassen, welcher verursacht, daß er aufhört, in seiner Aufführung sich gleich und ein gesetzter Mann zu scheinen. Aber deswegen hört er nicht auf, ein rechtschaffener Mann zu seyn. Denn, ich wiederhole es: was ist leichter für ein redliches und empfindliches Herz, als in einem so kritischen Umstande, wo es auf der einen Seite durch beleidigende Verwerfung zurück getrieben, und auf der andern Seite durch das Andenken der Güte gelocket, und zur Dankbarkeit aufgefordert wird; was ist leichter für dasselbe, als von dem rechten Wege zu weichen? Und sollen rechtschaffene Leute einen Mann als einen Unredlichen verurtheilen, weil er hat irren können? — — und in einem solchen Falle?

Es wäre sehr gezwungen, wenn man bey der itzigen, oder vielmehr damaligen Verfassung der Sachen, dem Baron eigennützige oder ehrgeizige Absichten, die ihn zu diesem letzten Schritte bewogen, beymessen wollte; und es scheint mir ganz unstreitig, daß kein ungezwungenerer und natürlicherer Bewegungsgrund dazu ausfindig gemacht werden könne, als diejenigen, die ich angegeben

habe,

habe, nämlich zu viel Empfindlichkeit über die Beleidigung von * *, die das Andenken der gütigern Begegnung von ****, in dem Herzen des Barons zu lebhaft erneuerte.

Nun lassen Sie mich, liebster Herr Professor, bey Gelegenheit wissen, ob ich die Sache richtig erklärt habe? oder ob ich sie aus Partheylichkeit, oder Mangel der Einsicht, unrecht verstehe? Ich hätte wohl Lust Ihnen noch die Ursachen zu sagen, warum ich mir hierinnen noch weniger als sonst traue. Aber der Brief ist ohnedieß schon zu lang, und ich schäme mich, einen neuen Bogen zu nehmen. Leben Sie also wohl, und seyn Sie meiner vollkommensten Ehrerbietung versichert.

Dresden, den 7. Nov.
1763.

CLIV.

Liebste Mademoisell,

Ihre Apologie ist voll Güte und Scharfsinn, und vielleicht hat sie der Baron * * * nöthig. Ich für meine Person habe indessen viel Ursache, ihn für einen ehrlichen Mann zu halten, und er ist mir auch unter diesem Namen von einem sehr rechtschaffenen Manne gerühmet worden. Irre ich, nun so hat uns Ihr Ungenannter doch nur eine traurige Wahrheit entdeckt, für die ich ihm nicht sehr danken kann. Sie ist aber auch nicht so leicht

zu erweisen. Dieß soll mich so lange beruhigen, bis ich die Untreue des Mannes, die eine historische Sache ist, historisch bewiesen sehe. Ich halte die Leute gern bis auf den letzten Augenblick für ehrlich, vielleicht weil ich wünsche, daß alle Menschen es ohne Ausnahme seyn möchten.

Etwas anders! Ob Sie das Buch behalten sollen? Ja, das versteht sich. Sie erweisen mir so gar eine Wohlthat, wenn Sie es gern behalten. Leben Sie wohl, meine liebe Correspondentinn.

Leipzig, den 10. Nov.
1763. G.

CLV.

Theuerster Herr Professor,

Nun weis ich, was unter allen Dingen in der Welt das leichteste ist; Ihre Wohlthäterinn zu seyn; so lange Sie das Ihnen eine Wohlthat erweisen nennen, wenn man Ihre Geschenke gern annimmt; und ich, wie sollte ich das nicht in Betrachtung des Geschenks, der Hand, von der es kömmt, und der Art und Absicht, mit der es gegeben wird, thun? Ja, liebster Herr Professor, es ist mir eine Freude, daß ich das Buch des Herrn Wilkes habe, und daß ich es von Ihnen habe. Nehmen Sie doch die Versicherung hiervon, und die von meiner Dankbegierde, nur halb

so

so gern an, als ich Ihr Geschenk, die neue Verbindlichkeit dazu, angenommen habe.

Daß meine Apologie, wie Sie meinen letzten Brief nennen, aus Gutherzigkeit herkam, mag wohl gewiß seyn; und es ist mir sehr angenehm, daß Sie auch so denken, und meine Gründe zu billigen scheinen. Scharfsinn ist freylich, ich gestehe es Ihnen, nicht ganz das Wort, das ich mir gewünscht hätte, weil man sich scharfsinnig auch sehr betrügen kann, und weil man sich nur zu oft, aus gutem Herzen, zu seinem und andrer Leute Vortheil blendet.

Wenn ich dieses sonst nie besorgt hätte: so würde ichs doch unfehlbar in diesem und in einem jeden andern ähnlichen Falle thun. Es kostet zu viel, diejenigen fehlerhaft zu finden, für welche wir Liebe und Ehrerbietung gefaßt haben. Unser Herz besitzt einen gewissen Stolz, und in unsern Gesinnungen ist so etwas Erhabenes, nach welchem wir nicht einwilligen wollen, etwas zu lieben, das sehr unvollkommen oder tadelnswerth wäre. Und doch läßt sich die partheyische Neigung des Herzens, nicht so leicht durch die Gerechtigkeit der Vernunft regieren. Wir ergreifen also das Mittel, uns subtil zu hintergehen, und Gründe aufzusuchen, die uns behülflich sind, dasjenige für unschuldig zu halten, was uns lieb ist. So dürfen wir unsere Neigung nicht dem Stolze aufopfern, den wir haben, nichts Unwürdiges lieben zu wollen. Wir retten unsern Stolz und unsere Neigung zugleich,

indem wir uns über die Tugenden und Fehler unsrer Freunde geschickte Blendwerke machen.

Ich schmeichle mir aber demungeachtet, Sie haben auch Richtigkeit in meinen Gedanken angetroffen. Denn wenn das nicht wäre: so hätten Sie gewiß die Gütigkeit gehabt, mir meinen Irrthum zu zeigen, und mich genauer und richtiger denken zu lehren.

Ich mache mir indessen die Freude, mit Ihnen zu glauben, daß die Apologie ganz unnöthig ist. Ich habe es mir nur zur Regel gemacht, weil schlimme Nachrichten nicht selten wahr sind, eine jede unangenehme Sache, die man mir hinterbringt, so lange als gegründet anzunehmen, bis ich alles ausgedacht habe, was sie gut oder erträglich machen kann, und bis ich mir wider den Verdruß, den ich empfinden würde, wenn sie zum Unglück wahr seyn sollte, eine Zuflucht ausfindig gemacht habe.

Itzt, — ich bedaure Sie darüber nicht wenig — müssen Sie, wenn Sie auch noch so viele Freunde um sich haben, und wenn Ihnen auch der Herr Oberpostcommissar bleibt, doch in der Entfernung Ihres Freundes, des Herrn * * und der Gräfinn * * es empfinden, daß es eben kein Vergnügen ist, sich von seinen liebsten Freunden, von seiner Erholungsgesellschaft getrennet zu sehen. Man kann einander freylich schreiben; aber dabey muß man viel sitzen; und das Sitzen ist nicht gesund, und das Schreiben verderbt die Augen. Zudem ist es doch nur eine schwache Nachahmung

des

des Umganges und der Unterredung; wiewohl ich für mein Theil manchmal weit lieber schreibe, als rede. Wenn ich schreibe, stört mich Niemand; ich habe meine Gedanken unzerstreut; und kann einen jeden so lange ausbilden und fortsetzen, als es mir gefällt. Das ist im Gespräche nun schon nicht. Ich werde zu leicht unterbrochen, und in der Ordnung meiner Ideen gestört, und unvermerkt, ohne daß ich vielmal weis, wie es zugeht, von demjenigen abgeführet, was ich am liebsten hätte sagen, fragen oder beantworten mögen. Aber das gilt nur von mir, und ich will nicht damit sagen, daß jede mündliche Unterredung diese Mängel haben müsse. Und dann ist das Vergnügen, seine Freunde zu sehen, ihre Mienen zu bemerken, womit sie dasjenige begleiten, was sie uns freundschaftliches zu sagen haben, ihre Gedanken zu verstehen, noch ehe sie reden; die Bequemlichkeit seinem Freunde ohne Zeitverlust etwas zu erzählen, wenn es nur eine Kleinigkeit, ein bloßer Einfall ist, der nichts weiter thut, als daß er ihn in dem itzigen Augenblicke vergnügt, und schon in dem folgenden nichts mehr seyn würde; die Meynung seines Freundes sogleich über etwas zu hören, und sich ohne Umstände zu Rathe zu ziehen, ausfragen und beantworten zu können — Dieß alles sind Vorzüge des persönlichen Umganges, die der vertraulichste und beste Briefwechsel nicht ganz, und auch nicht ohne Unbequemlichkeit, ersetzen kann. Und das alles haben Sie nun bey Ihrem Freunde durch seine Entfernung eingebüßt.

Ich

Ich weis wohl, was Sie sagen werden. Sie werden sprechen: Es ist Beruf, Pflicht, ein Wink der Vorsehung, dem man ohne Widerrede gehorchen muß. Das ist es auch; aber ich bedaure Sie demungeachtet, und ich bedaure auch Ihren Freund, der so viel aufopfern muß.

Heute bin ich spatzieren gewesen, und der Spatziergang fängt an, mir eine Neigung zum Schlafe zu erwecken, die mir nun recht willkommen seyn soll, da ich den Tag mit der angenehmen Beschäfftigung, an Sie zu schreiben, beschließe, und mit der Bitte, daß Sie niemals an der Ehrerbietung und Liebe zweifeln wollen, mit welcher ich lebenslang seyn werde ꝛc.

Dresden, den 7. Dec.
1763.

CLVI.

Theuerster Herr Professor,

Ich bin recht betrübt, daß Sie, nach den letzten Briefen, welche die Frau Gräfinn ** und Herr Z* von Ihnen erhalten, am Beschlusse des letzten und am Anfange des itzigen Jahres, nicht so gesund gewesen, als ich wünsche, daß Sie immer seyn möchten, und als ich zum Theil, nach den guten Versicherungen des Herrn **, den ich einmal bey Herrn Z* zu sehen das Vergnügen gehabt, hoffen durfte.

Wie

Wie gütig sind Sie indessen, liebster Herr Professor, daß Sie noch an mich denken, und mich in dem Briefe an Herrn Z* grüßen. Ich danke Ihnen für diesen Beweis Ihrer Gewogenheit; aber ich bitte Sie, schreiben Sie nicht an mich, bis Sie es ohne alle Beschwerung thun können: dieses wird mir lieber seyn, als der längste Brief, der Ihnen zu schreiben beschwerlich gewesen wäre.

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

Leben Sie wohl, bester Herr Professor. Ich wollte Ihnen aufrichtigst wünschen, daß die Tage Ihres theuren Lebens ganz glücklich und von jeder Trübsal frey seyn möchten, wenn ein solcher Wunsch sich mit dem Zustande der Menschen vertrüge, und man ein Beyspiel hätte, daß dergleichen Wünsche jemals erfüllet worden wären. Aber das lassen Sie mich von Gott bitten, daß Ihr Leben lang und gesegnet, und Ihrer heitern Tage mehr als der traurigen seyn mögen, und daß es Ihnen niemals an dem Troste fehlen möge, den Sie dem Herrn von Z** gegeben: und von Ihnen bitte ich, daß Sie mich, so lange ich lebe, erkennen wollen für Ihre ꝛc.

Dresden, den 10. Jan.
1764.

CLVII.

CLVII.

Liebste Mademoisell,

Ob Sie mich gleich heute gebeten haben, daß ich nicht an Sie schreiben soll, wenn es nicht ohne alle meine Beschwerung geschehen kann: so will ich Ihnen doch heute noch zeigen, daß ich Ihren Bitten widerstehn, und gern an Sie schreiben kann, auch wenn mirs sauer wird. Ich danke Ihnen also, liebste Freundinn, zuerst für Ihre guten Wünsche zum neuen Jahre, die ich von Ihnen desto williger und freudiger annehme, da sie Niemand leicht kräftiger und aufrichtiger thun kann, als Sie. Auch Ihnen wünschet mein Herz alle die Wohlfarth, durch die wir auf Erden ruhig, der Welt nützlich und zum Himmel reifer werden. Lebe ich nach Gottes Willen noch länger, so wird mirs Freude und Pflicht seyn, Ihr Bestes, so oft ich kann, zu befördern, oder Ihnen doch zu zeigen, daß ichs gern befördern wollte. Zuerst will ich Sie in diesem Jahre meinem guten * * und seiner lieben Frau bey unserm Abschiede anbefehlen, der leider bald erfolgen, und für mich äußerst traurig seyn wird. Dieser Mann ist fast noch der einzige gewesen, zu dem ich oft mit allem meinem Kummer geeilet bin; und wenn ich nicht zu ihm gieng, so war mirs doch Trost, daß ich zu ihm gehen konnte. Aber auch dieser Trost entgeht nunmehr meinem Leben, und getrennt von meinen ältesten und besten Freunden, sehe ich mich entweder einsam und allein, oder an der Seite der jugend-

lichen

lichen Welt, die nicht mehr meine Welt ist. Doch unser unzufriednes Herz, sagt Gerhard, macht ohne Noth ihm manchen Schmerz, und vielleicht thut dieses auch itzt das meinige. Soll * * mir zum Besten in Leipzig bleiben? Und weis ich denn, wie lange ich ihn noch würde genießen können? Nein, ich will mich bemühen, ihn gern von mir zu lassen. Einen der größten Dienste, den ich von ihm erwarten und bitten darf, kann er mir auch in * * und an allen Orten auf Erden täglich leisten. Gott schütze und segne diesen frommen und zum Dienste unsers Vaterlandes gebohrnen Mann! Aus meinem Zuhörer ist er mein Freund, Wohlthäter und Rathgeber geworden, und auf eben diese Art ist es auch der vortreffliche * * geworden. O wenn Sie nur wüßten, wie demüthig und wie klein ich mir bin, wenn ich diese beiden Männer, oder einen Cr** denke, der ehedem zu mir kam und mit vieler Schüchternheit mein Urtheil über seine jugendlichen Arbeiten einholte; der Mann, dem ich wenig Jahre hernach meine eignen Arbeiten zur Beurtheilung, nicht ohne Furchtsamkeit, vorlegte. In dem Lehrgedichte, der Christ, stehn zwo Zeilen, welche * *, der sonst keine Verse macht, als eine Verbesserung an den Rand des Manuscripts geschrieben hatte. Ich sah, daß sie schöner und kräftiger waren, als die meinigen, und ich nahm sie mit Dank in meine Arbeit auf.

Von diesem Gedichte muß ich Ihnen im Vorbeygehn eine kleine Anecdote erzählen. Ich verfertigte

fertigte es binnen eilf Tagen mit einer Begierde, die ich eine längere Zeit nicht hätte ausstehen können. Die ersten beiden Tage hatte ich ungefehr achtzig Verse niedergeschrieben. Den dritten Morgen strich ich sie voller Unmuth aus, entwarf einen andern Plan, schrieb nieder, war ohne Trost, wenn ich gestört wurde, lief oft in meine Kammer und betete, daß ich ja von Herzen und nicht aus unreinen Absichten schreiben möchte, ward endlich an einem Sonntage, Abends um sechs Uhr (ich hatte die Kirche nicht versäumet) fertig, und las mirs alsdann zum erstenmale laut vor. Ein sehr froher Abend für mich! O wie sind meine itzigen Tage von den damaligen unterschieden, unendlich unterschieden!

Daß die Frau Gräfinn V * * itzt in Dresden und nicht in W * * ist, auch dieses ist für meine Ruhe der größte Verlust. Ich würde diese Messe, die ich auf meiner Stube ängstlich versessen, bey ihr nützlich verredt haben. — O wie viel großes und frommes höre ich täglich von unserm seligen Churfürsten, einem Herrn, dessen Sachsen nicht werth war, über dessen Tod die Menschen weinen, und die Engel sich freuen! Die Tugend ist allezeit reizend, aber in einem Prinzen thut sie Wunder. Gott belohne unsern theuersten Friedrich Christian für seine väterliche Liebe in alle Ewigkeit!

Leipzig, den 11. Jan.
1764. G.

CLVIII.

CLVIII.

Bester Herr Professor,

Haben Sie Dank, daß Sie mich Ihrem Freunde und seiner Frau Gemahlinn empfohlen haben; und seyn Sie überzeugt, daß ich Sie in diesen Ihren Freunden zeitlebens lieben und ehren werde.

Aber haben Sie denn gar Niemanden, der Ihnen ersetzen könnte, was Sie in der Entfernung des Herrn ** verlieren? Ich dächte, Sie dürften nur wählen. Wer weis, wie viel rechtschaffne Männer Ihre Freundschaft wünschen, und als ein großes Gut betrachten; die aber zu bescheiden sind, darum zu bitten? Es mag wohl schwer fallen, neue Verbindungen zu errichten, vornehmlich alsdann, wenn man in seinen vorhergehenden sehr glücklich gewesen ist; und alte Freundschaften müssen freylich ihre großen Vorzüge haben: aber es giebt doch auch immer solche gute Menschen, bey denen man weder einen langen Umgang, noch eine lange Prüfung nöthig hat, um ihres Herzens ganz versichert zu seyn.

Die kleine Anekdote von einem Ihrer vorzüglichsten Gedichte, dem Christen, ist mir sehr lieb. Gott belohne Sie in alle Ewigkeit auch für diese Arbeit und für den frommen Eifer, aus welchem Sie sie unternommen haben. Wollten Sie mir wohl bey Gelegenheit einmal die zween Verse des Herrn ** anzeigen? O theuerster Herr Professor, Sie können sich in Ihrer Demuth nim-

mermehr so klein seyn, als Sie mir darinnen groß sind.

Wenn Sie doch nur der Poesie nicht entsagt hätten! Itzt würden alle Ihre Freunde Sie bitten, unserm theuersten Churfürsten auch in Ihren Schriften ein Denkmal zu hinterlassen. Und Sie würden dem Vaterlande diesen Dienst nicht versagen. Jeder redliche Unterthan, dessen Herz zu voll, oder dessen Zunge zu unberedt ist, die Empfindungen seiner Seele zu sagen, würde es Ihnen danken, und sich freuen, daß Sie ihm eine Sprache erfunden hätten. Er würde die schönsten Stellen auswendig lernen, und wenn er dann von seinem Churfürsten reden wollte, mit Ihren Worten von ihm reden.

Ich habe einige Kleinigkeiten auf den Tod dieses unschätzbaren Prinzen gedruckt gesehen; aber es ist alles nichts. Die Größe des Gegenstandes, wie Sie wissen, setzt allemal die Schwäche des Dichters in ein helleres Licht, als ein geringer Innhalt. Und ich denke, wer den Werth unsers Verlustes kennt, und davon, wie er soll, durchdrungen ist, der kann, wenn er anders ein Dichter ist, nichts Mittelmäßiges schreiben. Entweder er wird ganz schweigen, oder er muß im Ausdrucke seiner Empfindungen vortrefflich seyn.

Haben Sie denn auf Ihrer Akademie keinen jungen Dichter, welchen patriotische Regungen und Ihre Aufmunterungen in einen poetischen Enthusiasmus versetzen, und ihm ein Lied eingeben könnten, das eines solchen Prinzen würdig wäre?

Wie

Wie sehr wünschte ich, daß Cramer noch unser seyn möchte! wiewohl ich ihn den Dänen nicht mißgönne. Aber gewiß man sollte dafür sorgen, daß den Sachsen ein treues Bild aller der Tugenden ihres verlornen Vaters, und aller Verdienste, die er um Ihre Wohlfahrt hat, aufbehalten würde. Und wenn das auch gleich zur Ausbreitung und Unsterblichkeit seines Ruhms, und zur Erhaltung seines unvergänglichen Andenkens in den Herzen seiner Unterthanen, nicht nöthig ist; so scheint es doch die Pflicht der Dankbarkeit zu erfodern. Kein wahres Genie, denke ich, sollte bey einer solchen Gelegenheit seine Talente ungebraucht lassen.

Indessen wenn auch Niemand da ist, der im Namen des Landes prächtig klagt, und den wahren Schmerz der Unterthanen berühmt macht: so ist er doch deswegen nicht weniger wahr, nicht weniger pflichtmäßig, und den Sachsen eine Ehre; und wer die Sachsen kennt, wird gewiß hier das Volk von aller Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit freysprechen, und den Ruhm des Fürsten und die Liebe der Unterthanen in den ungekünstelten Thränen so deutlich und so überzeugend, als in dem erhabensten und rührendsten Gedichte, lesen. Der sechste Februar ist der Tag, der besonders dem ehrenvollen Andenken unsers seligen Churfürsten gewidmet ist. Ein trauriger Tag! an welchen in Einer Stunde, an allen Orten im Lande, unzählich viel Großes und Frommes und Edles, bald schön, bald schlecht, von ihm gesaget werden

wird. Aber die Rührung in den Herzen der Zuhörer wird den Rednern auf der Kanzel zu Hülfe kommen, und mehr thun, als ihre Beredsamkeit kann. Leben Sie wohl.

Dresden, den 21. Jan. 1764.

CLIX.

Liebste Freundinn,

Also haben Sie mein Portrait? Dank sey es der guten Gräfinn, daß Sie es haben; und Dank Ihnen, daß Sie es so werth halten! Nun fehlet nichts mehr, als daß Sie das kranke Original noch sehen und sprechen. Aber wann wird das geschehen? Vielleicht bald; vielleicht in diesem Leben niemals; denn ich bin ziemlich krank. Wenigstens denke ich itzt oft an das Carlsbald, noch öfter an den Tod; und wer denkt oft und weise genug daran? Ich habe wieder einen lieben Freund, der Böhme hieß, Landrichter im Kreisamte, ein Liebling von W**, und jünger als ich, war, durch einen geschwinden Tod verloren. So stirbt die Welt meiner Bekannten mir ab, bald durch den Tod, bald durch Entfernung! Aber getrost! Ein guter Tod ist Leben und Seligkeit, und das Sterbebette oft noch Ruhe und Friede. Ich denke niemals an das Ende des großen Addison, ohne eine christliche Eifersucht. Sie kennen es aus Ihrem

Young.

Young. O Gott, möchte doch das meinige eben so seyn; wie überglückselig wäre ich!

Künftige Woche will ich Ihrer Freundinn in C** die Briefe, die sie von Ihnen besitzt, und die sehr schön sind, wieder schicken, und ihr für die Mittheilung derselben danken, noch einige andere Briefe beantworten, und hierauf, wenn Gott will, einige Zeit aufs Land gehen. Küssen Sie der Frau Gräfinn die Hand in meinem Namen. Leben Sie wohl und schreiben Sie mir bald wieder.

Leipzig, den 31. März 1764.

G.

CLX.

Mein lieber Herr Herr Professor,

Es war sehr gütig von Ihnen, daß Sie mir am Ende Ihres Briefs sagten, bald wieder zu schreiben; und nun bilde ich mir ein, daß ich, auf eine solche Erinnerung, nach zehen Tagen nicht bald genug schreibe. Was mich abhielt? — Ich kann es Ihnen nicht eigentlich sagen. Ihr Brief ist — — ich weis nicht — ob traurig? Wohl sechsmal habe ich ihn, in der Absicht, ihn zu beantworten, gelesen, und habe die Feder wieder hingelegt, und den Brief auch; ich hatte keinen Muth. Die Idee Ihres verstorbenen und Ihrer entfernten Freunde, die Gedanken an Krankheit und Tod — und an wessen Krankheit und Tod!

machten mich so niedergeschlagen, daß ich nicht schreiben konnte. Es scheint mir selbst nicht, als ob ich in der itzigen Stunde fröhlicher wäre; aber ich bin itzt auf so eine Art betrübt, daß ich gern mit Jemanden, der es mir erlaubte, davon reden möchte; und itzt habe ich keinen Menschen um mich, als Sie, mein theuerster Freund; denn wenn ich an Sie schreibe, bin ich ganz bey Ihnen.

Es ist wahr, wenn ich den Tod Ihres Freundes und Ihre Krankheit abrechne, enthält Ihr Brief lauter tröstliche Bilder, das Bild des guten Todes und das Sterbebette eines Frommen, von welchen unser lieber Young sagt, „daß „es sein Heiligthum, über den gemeinen Weg des „tugendhaften Lebens hinausgesetzt, mit besondern „Vorrechten begnadigt ist, und ganz im Gebiete „des Himmels liegt — Denn der Himmel erwar„tet nicht den letzten Augenblick; schon diesseits „des Todes erkennt er seine Freunde, und zeigt sie „den Menschen zu einer wichtigen Lehre. Denn „nicht im Tode ist der Sterbliche zu finden. Sein „Verhalten ist ein Vermächtniß für alle —“

Nun giebt es wohl Menschen, die darüber traurig werden, wenn sie Personen, die sie lieben, vom Tode reden hören, ja, die über den Gedanken an ihren eigenen Tod traurig werden. Aber ich gehöre nicht zu diesen Menschen. Einmal ist uns der Gedanke des Todes ein so höchst nöthiger Gedanke, daß er nie für traurig sollte gehalten werden; denn das giebt Gelegenheit, ihn zu entfernen. Und hernach ist er ja eine von den ersten

allge-

allgemeinen Lehren, die der mitleidige Schöpfer seinen verirrten Menschen, zu ihrem Wohlverhalten in der Welt, durch die Natur gegeben. Denn welche Wahrheit, als die: Du bist Staub, und wirst wieder zu Staub werden; war geschickter, uns zu lehren, wie weit unsre Ansprüche an die Welt gehen sollen und dürfen, und uns wieder zu demjenigen Punkte der Wahrheit zurück zu bringen, von welchem unsre unordentlichen Neigungen uns alle, die einen mehr, die andern weniger, ableiten? — Und endlich, wer es glaubt, daß die Religion dasjenige ist, was uns in der gegenwärtigen Welt ruhig, und in der künftigen selig machen kann; wie kann der den Gedanken des Todes nicht lieben? Wie kann er es vergessen, daß dieser Gedanke vorzüglich zur Religion gehört, ja selbst Religion ist? In der That, so wie ich ihn betrachte, ist er ihr vornehmster Innhalt. Um des Todes willen ist die Religion, nicht um dieses, oder doch weniger um dieses Lebens willen. Der Tod giebt der Religion Ursache und Wirksamkeit, und bringt uns zu unserer Bestimmung, und vollendet uns zu dem Endzwecke, zu welchem uns die Religion nur vorbereiten soll. Was wäre sie ohne den Tod? Und wie wollen die sterben können, die vor diesem Gedanken fliehen?

Bester Freund, Gott erhalte Ihr Leben noch lange, und segne es mit Gesundheit! Sie kennen mein Herz, und wissen, wie aufrichtig ich Ihnen dieses wünsche. Und ich kann es aufrichtig thun: nicht allein, weil ich Sie liebe, und gewiß bin,

daß ich einen Theil Ihrer Gewogenheit besitze, die mir unaussprechlich theuer ist; sondern weil ich gewiß weis, daß Sie einen jeden Tag Ihres Lebens, sich und andern zum Segen, und keinem einzigen zum Schaden, leben würden. Aber wenn Sie einst Ihre theure Seele Ihrem Gotte überlassen sollen — — o so wünschte ich, daß ein Young dabey gegenwärtig seyn, und dem nachfolgenden Geschlechte die Scene Ihres Todes schildern möchte; — eines Todes, der so fähig wäre, das Beyspiel Ihres Lebens mit Nachdruck zu empfehlen! —

Aber was ist denn nun so Trauriges in allem dem, was ich bisher geschrieben habe? Dieß habe ich mich schon etlichemal gefragt; und es ist nichts. Gleichwohl, was weine ich? Ich habe immer mit unter im Schreiben geweint, und ich dächte, wenn mein Leben darauf stünde, ich könnte mich dessen itzt nicht enthalten, aber ich weis nicht woher es kömmt. Ich bin eben nicht zur Traurigkeit gemacht; und manchmal habe ich gar von mir geargwohnet, daß mein Gemüth etwas mehr natürlichen Hang zum Leichtsinne als zum Ernste habe. Indessen kann ich doch leicht sehr tief gerühret werden, und das, ohne den Einfluß äußerlicher Dinge, die etwa mich besonders angiengen; nur durch meine eigene Betrachtungen. Aber in der That; es sind in dem Leben, und selbst in dem Leben guter Menschen, so viel traurige Zufälle, und manchmal in einem einzigen Streiche ein so vielfaches Unglück, daß man wohl Ursache zum Weinen hat.

Heute

Heute aber habe ich ein Vergnügen, das wirklich für mich groß ist, ob es wohl kein sehr fröhliches Ansehen hat. In meiner Nachbarschaft wohnte ein Mann, ein ***, der von einigen geliebet und geehret, von andern hingegen getadelt, verspottet, und, ich kann sagen, gelästert ward. Ich habe ihn nie genau gekannt, und daher auch keinen Beruf zu haben geglaubt, mich um ihn und das, was von ihm gesagt ward, sorgfältiger zu bekümmern. Dieser Mann nun ist heute früh, nach einer kurzen Krankheit von fünf Tagen, die ihm aber bis an die letzte Stunde den freyen Gebrauch seines Verstandes gelassen, unter anhaltenden Anfällen einer ängstlichen Erstickung, mit völliger Losmachung von der Welt, mit einem freudenvollen Verlangen nach der Ewigkeit, voll Ruhe und Trost, selbst Trost für seine Frau und seine drey jungen Waisen, die er wirklich als ein guter Ehemann und Vater geliebet hat, gestorben. Nun wissen Sie, liebster Herr Professor, und Young sagt es auch: „Ein Sterbebette ist ein Verräther „des Herzens. Hier wohnt ein unüberwindlicher „Beweis; hier läßt die müde Verstellung, die „Beherrscherinn in dem Geberdenspiele des Lebens, „ihre Larve fallen; hier sind Schein und Wahrheit einerley; hier sehn wir den Menschen; wir „sehen sein sichres Vertrauen auf den Himmel, „wofern seine Tugend rechtschaffen ist —“ Soll ich nun nicht glauben, daß die Tugend dieses Mannes, die, wenigstens mir, sein Tod zu rechtfertigen scheint, rechtschaffen gewesen, und daß er von

Verläumdern, wo nicht in allem, doch in den Hauptsachen, Unrecht gelitten? (denn ich verlange ihn nicht von jedem Fehler frey zu sprechen: ich weis es, daß er welche hatte; und wo ist der Mensch, der ganz davon frey wäre? —) Und soll ich mich nun nicht freuen zu denken, daß Gott ihn aus Gnaden, mit ewigen Ehren die leichte Verachtung einiger Menschen ersetzen werde?

Ich habe der Frau Gräfinn in Ihrem Namen die Hand geküßt. Sie empfiehlt sich Ihnen bestens, und freut sich darauf, Sie nach den Feyertagen zu sehen, und hernach mit Ihnen zugleich in Carlsbad zu seyn. Möchten Sie doch dießmal, noch gesünder und dauerhafter gestärkt, von dort zurück kommen, als vorm Jahre; und möchte ich Ihnen noch viele Jahre sagen können, daß ich mit der vollkommensten Ehrerbietung bin ꝛc.

Dresden, den 8. April
1764.

CLXI.

Theuerster Herr Professor,

Unser guter Herr von Ch*** ist seit acht Tagen wieder hier, und geht morgen, oder längstens künftige Mittwoche zurück nach F**. Wo ich nicht irre, ist er Ihnen genau bekannt. Dächten Sie nicht, daß er einer von den besten jungen Leuten ist? Nach dem, was ich von ihm gehört und

gesehen

gesehen habe, mache ich keine Schwierigkeit, ihn unter die besten der wenigen Menschen zu setzen, die ich kenne. Aber je mehr mir sein solider Charakter, seine philosophische und aufrichtige Seele gefällt, und seine Geduld, Freudigkeit und Ergebung mich erbaut; so sehr betrübt mich die traurige Beschaffenheit seines Glücks. Seit zwey Jahren ist er nun schon in F**, und legt sich auf diejenige Wissenschaft, auf die ihn seine Neigung vorzüglich geführet, und darinnen er nützlich seyn zu können glaubt. Hätte er nur so viel, daß er leben könnte; so würde er, da er wirklich Versicherungen und Hoffnungen, obgleich keine gewisse Aussicht vor sich hat, aus Neigung noch dort bleiben, und ruhig den Zeitpunkt seiner Versorgung erwarten. Aber da seine Umstände es ihm nicht erlauben, aufs Ungewisse hinzuleben; so wird er sich gezwungen sehen, außer Landes ein Glück zu suchen, das vielleicht eben so ungewiß ist. Dieser Schritt wird ihm unendlich sauer ankommen, da er eine Schwester zurückläßt, die in G** bey seinem alten abgelebten Vater lebt, der sie kaum nothdürftig unterhalten, ihr also kein Erbtheil als seinen Segen (der Bruder spricht, sie wäre ein frommes Kind) hinterlassen kann, und nach dessen Tode sie sich ganz allein in einer Welt befinden wird, in der ihr Bruder, wenn er nur unterdessen eine sehr mäßige Versorgung erhielte, ihre einzige und beste Zuflucht wäre. Ich will eben nicht sagen, ob es wohl ziemlich wahrscheinlich ist, daß Menschen, und recht gute Menschen, die im Glücke

sind,

sind, und sich nie in einer traurigen Situation befunden, oder sie doch längst vergessen haben, gegen das Unglück der Andern eine gewisse Gleichgültigkeit behalten, die sie verhindert, so viel Antheil daran zu nehmen, als man nehmen muß, wenn man im Ernste darauf bedacht seyn will, einem Unglücklichen zu helfen. Allein das kann man sicherer behaupten, daß das vornehmste Hinderniß darinnen mit besteht, daß diejenigen, welche Hülfe bedürfen, bey denen, welche die Mittel dazu in ihren Händen haben, so schwerlich Gehör finden, weil diese, theils mit Geschäfften überhäuft, und dadurch zerstreuet werden, und theils Ceremonienbesuchen und andern dergleichen Schuldigkeiten eine Zeit aufopfern müssen, die sie gesegneter zum Dienste und zur Beförderung des Glücks bescheidener Tugendhaften anwenden würden, die keinen Freund haben, der für sie spricht, und keinen Schimmer um sich her, der Aufmerksamkeit erregt. Eben so geht es auch dem armen Ch***, der manchen vergeblichen Gang, auch wohl manche vergebliche Reise thun muß, und doch vor diejenigen nicht kommen kann, die ihm allein einige gewisse Aussichten eröffnen, oder ihm wenigstens eine abschlägliche Antwort ertheilen könnten, die er vielleicht noch als eine Wohlthat annehmen würde, wenn er sie erhielte, ehe er noch mehr Jahre bey Erlernung schwerer Wissenschaften verlöre, die am Ende vielleicht für ihn ganz ohne Nutzen seyn werden.

In der That wenn ich die vielen Exempel dieser Art betrachte, wie beschwerlich der Eintritt in die Welt, und oft das Leben selbst derer ist, die Würden und Ehren erlangt haben, die sie durch mühsame sorgenvolle Arbeiten erkaufen: so kehre ich das Gesicht ab, und sage, daß es traurig in der Welt zu leben ist. Aber das muß vielleicht so seyn. Wäre hier alles nach den Gesetzen der Billigkeit abgemessen, wären alle Tugendhafte so glücklich, als sie zu verdienen scheinen: so würden wir wenig an diejenige Welt denken, wo die Gerechtigkeit allein herrschen soll.

Quand sur la terre penétré de douleur
Je vois l'humble vertu, qu'accable le malheur:
J'éléve mes regards vers un juge suprême,
Et je reconnais Dieu dans ce desordre même.
Puisqu'il le souffre, il doit le réparer un jour. —

Und das wird er thun. O wenn wir nur den Gedanken der zukünftigen Welt stets bey uns lebendig erhielten: wie sehr wenig Dinge würden alsdann für uns eine Versuchung zum Murren seyn!

Aber wie kommen Sie denn dazu, daß ich Ihnen den Kummer meines Freundes klage? — Doch ich dürfte Ihnen ja wohl eben so zuversichtlich meinen eigenen klagen. Warum sind doch nicht alle Menschen so mitleidig wie Sie? Dadurch würde schon die itzige Welt dem Himmel gewissermaßen ähnlich werden. Leben Sie wohl, mein theuerster Freund. Ich bin zeitlebens ꝛc.

Dresden, den 21. Sept. 1764.

CLXII.

CLXII.

Theuerster Herr Professor,

Ich schicke Herr C*** Thomsons Jahreszeiten wieder, die er mir und meiner Schwester seit meiner Abreise aus Leipzig geliehen hat, und die mir ganz ausnehmend wohl gefallen. In der That, wenn ich auch in meinem Leben kein englisches Buch mehr zu lesen bekäme: so sollte es mich doch nicht gereuen, nur um dieses einzigen willen Englisch zu lernen. Ich habe es zweymal, und mit sehr vielem Fleiße gelesen, und, wie ich wenigstens glaube, bis auf drey oder vier kurze Stellen, ganz verstanden, und mich unterm Lesen vielmal bey demjenigen bedankt, der uns zuerst zur englischen Sprache Muth gemacht hat.

Ich erfahre zuweilen, wie Sie sich befinden, und freue mich, so wie ich mich bey meiner andern Freunde vollkommenen Gesundheit freue, wenn ich höre, daß Sie nicht krank sind. Nur ein verneinendes Wohlbefinden! — — Es ist traurig für seine Freunde zu fürchten. Das habe ich itzt sehr lebhaft bey der Krankheit unsrer lieben Madam D** empfunden; denn niemals habe ich gewußt, daß so viel Ursache zu fürchten war als da.

Es sind heute sechs Jahre, daß ich einen Freund zum letztenmale sah, der in zehen Tagen darauf todt war, ohne daß ich für ihn fürchtete. Er verließ mich gesund und froh, und das erstemal, als ich wieder von ihm hörte, meldete man mir seinen Tod. Es thut nichts, daß sein Name unbe-

kannt,

kannt, sein Leben kurz war; daß die Welt ihn nicht kannte, nur wenige seinen Werth wissen, und Niemand von ihm spricht — Von seinem Andenken inspirirt, habe ich dennoch Recht, wenn ich ihn mit in den Innhalt eines Briefes an Sie mische. Dieß sey eine Ehrenbezeigung, die ich seinem Andenken erweise, gleich den Blumen, die man auf geehrte Gräber streut! Es ist keine fremde Materie, ob er selbst gleich Ihnen unbekannt war. Denn er war ein frommer Jüngling

As truth sincere, as weeping friendship kind.

und ein Freund — — theuerster Herr Professor, ein solcher Freund, als ich glaube, daß Sie in den Jahren des Jünglings, ehe noch ernsthafte Sorgen Ihr Herz einnahmen, und Empfindung von Krankheit, und die der Krankheit beschwerlichen Geschäffte, die zärtlichern und angenehmern Eindrücke schwächten, Ihren jungen Freunden gewesen sind. Er ehrte Sie zärtlich. Vielleicht mögen wohl einst nach diesem Leben Ihre Seelen einander ausfindig machen, einander deutlich kennen, und in alle Ewigkeit einander lieben. Welch ein Segen des Himmels ist tugendhafte Freundschaft! Welcher Anblick ist schöner, als der Anblick einer edlen und gefühlvollen Seele, und welche Quelle menschlicher Glückseligkeit ist reicher und unerschöpflicher, als das heilige Bündniß, das solche Seelen vereinigt!

Sie kennen wohl das jüngste Fräulein S** in L** nicht? Sie ist eine Freundinn, die mir meine Reise zu Ihnen eingebracht hat. Wollen Sie

wissen, wie ihr Herz redet: so lesen Sie nur dieses Briefchen von ihr.

Da ich einmal von meinen Freunden mit Ihnen rede, muß ich Ihnen auch noch ein Wort von meiner K*** sagen: — — —

die Menge Ihrer Correspondenten, die das gute Fräulein S** noch vermehrt hat. Wenn Sie verheirathet wären, würden Ihnen freylich die Geschäffte des Hauses den Briefwechsel schwer machen; aber nun sind Sie es itzt noch nicht, und also genießen Sie das Privilegium, Ihre freyen Stunden zum Schreiben anzuwenden, in so fern Ihre Frau Mutter es billiget, und Ihr künftiger Mann nichts dabey verliert. Die Frau D** ist Ihre sehr große Freundinn, davon bin ich ein Zeuge; so wie sie überhaupt eine vortreffliche und liebenswürdige Frau und Mutter ist. Ich bin zween Tage in B** bey dem Grafen B* gewesen; aber meine Kränklichkeit, mit der ich täglich streite, und die rauhe Witterung, haben mich wenig Vergnügen da genießen lassen. Ich eilte also zurück, als gehörte ich nicht mehr auf das Land. Leben Sie wohl, liebe Mademoisell, und versichern Sie Ihr ganzes Haus meiner Hochachtung und Ergebenheit.

Leipzig, den 22. Sept. 1765. G.

CLXIV.

Antwort auf den vorhergehenden Brief.

Schon wieder eine freye Stunde? werden Sie sagen. Ja, liebster Herr Professor, und ich habe deren schon verschiedene ungern vor-

beystreichen lassen, aus bloßer Furcht, Sie möchten endlich mehr über die Menge meiner freyen Stunden, oder über meine wenige Arbeit, als über die Anzahl meiner Correspondenten erschrecken. Wenn ich meine Correspondenten zähle, so dächte man doch, ich müßte sehr viel schreiben — Der Herr Professor Gellert; der Herr Oberpostcommissar, schreibt, glaube ich, nicht mehr; der Doktor S**, schreibt, denke ich, auch nicht mehr, oder doch selten — meine K*** in C**, das Fräulein Sch **; schreiben nicht oft — die Madam D ** schrieb sonst auch selten, will aber nun öfter schreiben — o trösten Sie, trösten Sie doch die gute Madam D **, bester Herr Professor! — Herr F** etwan alle Monate; der Herr von Ch*** des Jahres zwey bis dreymal, Englisch; der kleine Däne S*** allemal zum Neuen Jahre; Eine gewisse Fräulein von A*** in G** schreibt ziemlich oft wegen einer Angelegenheit, die sie hier am Hofe hat, und von der sie zuweilen einige Nachricht verlangt; und endlich fast wöchentlich zween Briefe, die ich im Namen meiner Mutter an ihre verheirathete Schwester schreibe. Wenn ich die Briefe an das Fräulein A***, und die an meine Tante abziehe, welche ich ohnedem nicht zu meinen freyen, sondern zu meinen Arbeitsstunden rechne, und die übrigen Correspondenzen gleich eintheile, so kann unmöglich auf eine jede Woche ein Brief kommen. Nun sind mir alle meine Abende frey, und wir sind immer allein und haben gar keine Gesellschaft. Ich bin alle Abende zu

Hause,

Hause, ich müßte denn einmal bey Herr Z** seyn, und habe überhaupt wenig Bekanntschaft, und wenig Besuche zu geben und anzunehmen. Auf diese Weise, liebster Herr Professor, erspare ich sehr viel Zeit, die ich nach meiner Neigung zum Lesen, zum Schreiben, oder zu kleinen Nebenarbeiten anwenden kann. Ich bin so unglücklich daran, daß ich von meinen liebsten Freunden entfernt bin. Hätte ich sie hier um mich, so würde ich ihnen viel mehr Zeit schenken, und keinen Augenblick davon bereuen. Wenn ich verheirathet wäre, würde sich freylich diese meine Eintheilung ein wenig ändern müssen; aber dafür finden auch verheirathete Frauenzimmer viel Nachsicht gegen ihre Nachlässigkeiten in solchen Fällen. Ich, so begierig ich auch auf Briefe von meinen Freunden bin, ließ es mir doch gern gefallen, daß die liebe Madam D** selten schrieb, und auch, wenn sie einmal schrieb, den halben Brief diktirte, und durch Herrn X** schreiben ließ. In der That glaube ich nicht, daß man, wenn man sich verheirathet, allen freyen Stunden entsagen müßte. Allein ich denke, eine zärtliche Frau, die ihren Mann liebt, und in demselben einen angenehmen Gesellschafter findet, soll nicht wünschen, über ihre freyen Stunden so unumschränkt befehlen zu können, als sie thun mochte, da sie noch unverheirathet war. Ich meyne, sie soll ihre Geschäffte, wenn es möglich ist, so eintheilen, daß sie sich diejenigen Stunden frey machen kann, in welchen ihr Mann ohne Geschäffte ist, damit der Mann so we-

nig als möglich, die mit Arbeit und Sorgen beschäfftigte Haushälterinn in ihr erblicken; sondern, so viel als möglich, die heitere gefällige Freundinn in ihr finden möge, die bereit ist, mit einem freyen Gemüthe an seinen vergnügten Stunden Theil zu nehmen, und sorgfältig, die Wolke zu zertheilen, die sich etwan darüber ausbreiten will.

Es können freylich Fälle und Umstände kommen, in welchen der beste Plan dieser Art nicht auszuführen ist; ja, solche Umstände, in welchen die gefälligste und verbindlichste Frau alle Fähigkeit dazu verliert — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Es giebt wohl tausend alltägliche Heirathen, die es zeigen, daß sie ohne Wahl geschlossen wurden; aber diese hält mein Herz für ein Unglück. Welche Empfindung kann durch dergleichen Bündniß befriedigt werden? — Ich glaube in der That nicht, daß meine Begriffe romanhaft sind, und doch weis ich nicht gewiß, ob ich ganz so denke wie ich soll. Wenn die Frau von Beaumont ohne Ausnahme Recht hat; so habe ich wohl Unrecht. Wenn aber der Ehestand, so wie alle Stände dieses Lebens, seinen Frieden und seine Last hat; wenn es öfter geschieht, daß der erste ganz vermißt wird, und nur eine erkaufte und durch fromme Besiegung des Verdrusses erstrittene Zufriedenheit zu erlangen ist; hingegen die andere niemals ganz wegbleibt, und sich unvermeidlich auch

in

in die vergnügteste Ehe eindränget: so denke ich, diejenige Person handelt unvorsichtig, unverantwortlich gegen sich selbst, und mit einem verwegenen Vertrauen auf ihre eigenen Kräfte, die, (es wäre denn aus dringenden Ursachen, und um sich von einem noch traurigern Schicksale zu befreyen,) sich ohne einige, wenigstens dem Scheine nach, zuverlässige Aussicht von Vergnügen, gewissen und unvermeidlichen Beschwerlichkeiten, auszusetzen wagt.

Ich habe heute auch an meine liebe Frau D** geschrieben. X** kam gestern von Leipzig hier an, und brachte mir einen Brief von ihr. Einen so zärtlichen, so rührenden Brief — und doch nicht ein Wort von ihrem schmerzlichen Verluste. Gestern Abends beantwortete ich ihn schon, und heute, als Herr X** fort war, wandte ich den übrigen Vormittag an, diese Antwort zu schließen, und an Sie zu schreiben. Leben Sie recht wohl, bester und gütigster Freund! Wenn ich auch unter allen den würdigen Personen, deren Freund Sie sich nennen, am wenigsten in Betrachtung zu ziehen bin: so stellt mich doch dieß zufrieden, daß ich mit zu der Zahl derer gehöre, die von Ihrer Freundschaft am lebhaftesten gerührt sind, und den ganzen Werth derselben empfinden.

Dresden, den 12. Oct.
1765.

CLXV.

Mein bester theuerster Herr Professor,

Ich habe die Frau Gräfinn V**, die ich, wie Sie wissen, aufrichtig verehre und liebe, nebst ihrer Fräulein und ihrem Sohne gesehen. Hernach besuchte ich mit meiner Schwester unsere gute Freundinn, die Madam H**, und nun, um den Tag vergnügt zu beschließen, mache ich Ihnen noch einen kleinen Abendbesuch. Fürchten Sie nichts, er soll nicht lange dauren, ich will auch meine D** noch sprechen, und auch dem D. S** noch wegen seiner Mutter condoliren; das aber mag bleiben bis auf die Nacht.

Sie werden wohl denken, und es kann fast nicht anders seyn, daß ich ein sehr müßiges Leben führe, weil ich in Einem Tage Besuche gebe und Briefe schreibe. Aber wenn Sie wüßten, wie viel ich itzt Zeit erspare. Ich habe itzt fast gar nichts zu antworten. Ich bin oft zu meinem eigenen Erstaunen fleißig. Niemand scheint zu denken, daß ich es bin, als bis ich es erzähle; und es ist doch so was verdrießliches, von seinen eigenen Verdiensten zu reden. Davon zu schreiben, ist noch leichter. Mir wird es wenigstens gar nicht schwer.

So fleißig ich aber meinen Gedanken nach itzt bin, so glaube ich doch, daß ich es noch mehr seyn könnte. Ich habe mir also vorgenommen, im künftigen Jahre eine Probe zu machen. Ich will versuchen früher aufzustehen, und so wenig Zeit zu vertän-

vertändeln, als nur möglich ist. Warum das? — O lieber Herr Professor, darunter steckt ein wichtiges Geheimniß. Ich habe, oder vielmehr, ich werde mit zwo Gesellschaften in unsere Kirchenlotterie legen, und bin noch überdieses in einer andern Lotterie, in der ich schon, (ich weis selbst nicht recht ob acht oder achtzehn Groschen) gewonnen habe. Nun denke ich, es kann nicht fehlen, ich werde doch etwas gewinnen, wenigstens so viel, daß ich davon auf künftiges Frühjahr eine Reise nach Leipzig in Gesellschaft meiner Geschwister bestreiten kann; denn ich wünsche mir fast nichts so sehr, als Sie und meine Freundinn D** in der Welt noch Einmal zu sehen und meine Schwester dabey zu haben. Der Bruder reist des Wohlstands wegen auch mit. Und eben darum will ich fleißiger werden, damit ich die Zeit, die ich verreisen werde, einbringe. Wenn nur erst der Punkt wegen der Lotterie richtig ist; — — itzt fühle ichs gleich, daß das Vergnügen Luftschlösser zu bauen, nicht so schlecht ist, als man denkt; — — alsdann werde ich noch meine Geschicklichkeit anwenden müssen, einem andern Einwurfe zu begegnen, den meine den Vorurtheilen unterworfene Vernunft dem Projekte dieser Reise entgegen setzt. Er läuft, kurz gefaßt, darauf hinaus, daß uns die Leute eine solche Reise übel auslegen könnten. Es wäre höchst überflüßig, mir itzt den Kopf darüber zu zerbrechen. Diese Schwierigkeit möchte ich überhaupt am liebsten erst auf der Reise in Betrachtung ziehen. Ich glaube nicht, daß

ich mich so recht in die Welt schicke wie sie ist. Die Frage: Was werden die Leute davon sagen? ist mir bey unschuldigen und angenehmen Dingen allemal sehr anstößig gewesen; und sie wird einem unter den Menschen bis zum Ekel wiederholt. Was das Leben in der Welt noch erträglich macht, ist, daß man nicht so leicht das Nachtheilige erfährt, was die Menschen von unsern Handlungen denken, und daß man mit einiger Gleichgültigkeit und Unachtsamkeit gegen ihre Urtheile noch zufrieden und ruhig genug seyn kann. Indessen mag es wohl einigermaßen gefährlich seyn, diese Betrachtung oft und aus Gewohnheit zu machen. Es ist eine Art von Heldenmuth darinnen, bey dem sich unser Stolz gefällt. Wir ziehen uns in uns selbst zurück. Unser eigner Beyfall folgt der eingebildeten oder wahren Rechtmäßigkeit unsrer Handlungen, und diese Empfindung ist so süß, daß sie uns den Verdruß über die falschen und gehässigen Urtheile der Andern nicht empfinden läßt. So lernen wir nach und nach erstlich den Tadel, hernach den guten oder schlimmen Ruf überhaupt, gering schätzen, und uns selbst schmeicheln, daß bessere Menschen seyn werden, die besser, und so wie wir selbst thun, von uns denken; und diese Art zu schließen, hat vielleicht schon verschiedenemal einen schädlichen Einfluß, wo nicht in die Sitten, doch in das Glück einiger guter und rechtschaffener Leute gehabt.

Ob Jemand schlimm von mir denkt, weis ich nicht. Ich habe nichts davon erfahren, und gebe

mir

mir auch keine Mühe es auszuforschen. Ich verlange kein Gegengewicht gegen das Vergnügen, zu wissen, daß Sie, theuerster Herr Professor, und noch einige sehr gute Menschen gütig von mir denken und mich lieben. Hierunter rechne ich auch den rechtschaffenen Herrn von D**, der mir beym letzten Abschiede aufs ganze Leben tausend Gutes gewünscht hat. Wie herzlich liebt er nicht Sie! Wie viel brünstige Wünsche wird sein redliches Herz für Sie gethan haben, als er Sie verließ — — Ich bitte Gott, dem Besten unter denen, die ich liebe, durch viele Jahre in dieser Welt, und in Zeit und Ewigkeit, alles das Gute wiederfahren zu lassen, welches so viele fromme Gebete für ihn erbitten. Gott hat Güter, überschwengliche Güter, über alles was wir bitten und verstehen, für diejenigen, so ihn aufrichtig lieben — O wie glücklich wird er Sie machen! — — Ich bin mit vollkommenster Ehrerbietung, mit unaufhörlicher Ergebenheit ꝛc.

Dresden, den 30. Dec. 1765.

CLXVI.

Liebster Herr Professor,

Ich bin Ihnen recht sehr vielen Dank für Ihr letztes gütiges Billet schuldig. Es wird mir allemal nützlich und angenehm seyn. Sollte sich

Gelegenheit zeigen, daß mein Wunsch, Sie in dieser Welt noch einmal zu sehen, sich in Erfüllung bringen ließe: so giebt es mir ein Recht, diesem so guten Wunsche nachzusehen. Und wird mir derselbe noch lange verzögert, oder wohl gar vereitelt: so bleibt mir doch immer der Trost und die Freude, zu wissen, daß Sie mir die Erfüllung desselben selbst gewünschet haben. Und sind wir nicht, so zu sagen, halb im Besitze desjenigen Guten, welches uns unsere Freunde gönnen, oder gern verschaffen würden, wenn sie könnten? Und ist nicht oft die Freude über ihr Wohlwollen, und die Erkenntlichkeit unsers Herzens dafür, so rührend und so süß, als der Besitz und Genuß des Guten selbst? Dieses habe ich schon oft erfahren, und über verunglückte Projekte habe ich mich auch schon einigemal zufrieden gegeben. Man wird dieses in der Welt sehr gewohnt. Die geringsten und gewöhnlichsten Dinge sind zuweilen in der Ausführung so schwer als eine Königswahl oder eine Eroberung. Einige von meinen Freundinnen und ich hatten Lust in diesem Winter irgend ein gutes Schauspiel zu lernen, und zu unserm Vergnügen unter uns aufzuführen. Die Wahl war schwer, weil wir keine Mannsperson dazu nehmen, und wenig Frauenzimmer eine Mannsrolle spielen wollen. Wir blieben endlich bey der Betschwester stehen; aber auch da ereignen sich Schwierigkeiten, und weder die Betschwester, noch sonst ein Stück, wird aufgeführet werden. Herr X** hat mir einmal gesagt: Sie wären der Meynung, daß

die

die Betschwester nicht mehr sollte gespielet werden. Ich habe sie nie gesehen. Ich verstehe auch nichts von Schauspielen, aber ich dächte, es wäre ein sehr gutes Stück, und die Charaktere sehr wahr und natürlich. Dafür bin ich zwar nicht, daß man es oft spiele. Es ist nicht so gar nützlich, weil es eben nicht viel Betschwestern giebt, und weil die rechten Betschwestern nicht in die Komödie gehen, da es sechs oder acht Groschen kostet, auch keine Komödie lesen, sondern lieber Geld zählen, und mechanisch ein Lied dazu singen, ohne dabey etwas zu denken oder zu empfinden.

Was mir an den Schauspielen gefällt, die itzt hier am meisten von den französischen Komödianten aufgeführet werden, ist, daß ihre Satyre hauptsächlich das Leere, Frivole, Empfindungslose und Nichtsbedeutende trifft, das in den Gesellschaften, und überhaupt in dem Leben der Leute nach der Mode herrscht, und daß ihre Moral darauf abzielt, an die Stelle dieser Nichtswürdigkeiten, und der verächtlichen Coquetterie, Wahrheit und Empfindung zu setzen. Und in der That, hier ist nichts nöthiger. Zwar sehe ich wenig Gesellschaften, aber man braucht nur drey Personen von der Art eine halbe Stunde lang zu hören, so weis man genug. —

Meine Freundinn K*** hat mir kürzlich geschrieben, und mich gebeten, ihr Nachricht von Ihnen zu geben, welches ich auch gethan habe. Aus Bescheidenheit schreibt sie nicht an Sie selbst. Sie mag in dieser Tugend wohl viel stärker seyn

als

als ich — — — Wer kann sich helfen? Sie haben dennoch Geduld mit mir; das weis ich, und bitte auch darum. Denn die Freyheit, Ihnen zu schreiben, gehört nun einmal zu meinem Vergnügen; und meinem Vergnügen sind Sie nicht zuwider; dazu sind Sie viel zu gütig. Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Dresden, den 20. Jan. 1766.

CLXVII.

Liebster Herr Professor,

Sie haben mich mit Ihrer moralischen Vorlesung durch Herrn W** beschenkt. Sie wissen, ob mir alles theuer ist und seyn muß, was mir von Ihnen kömmt. — In der That, Sie können nicht zweifeln, daß ich Ihnen sehr aufrichtig für diese Gewogenheit danke; die nämliche Gewogenheit, die ich mir gleich in meinem ersten Briefe an Sie auszubitten wagte.

Und wie gütig haben Sie nicht meiner guten Schwester durch Ihr Geschenk Freude gemacht! Ich soll ihr ein ganz kleines Plätzgen in meinem Briefe lassen, damit sie ihren Dank dafür mit ihrem eigenen Namen unterschreiben könnte. Das habe ich ihr auch versprochen. Aber es ist hier noch so viel Platz, daß ich Sie wohl bitten möchte, mir zu erlauben, noch ein wenig bey Ihnen zu bleiben.

Ich

Ich wünschte ohnedieß Ihnen einen Gedanken mitzutheilen, den ich neulich gehabt habe, und bey Gelegenheit Ihre Meynung davon zu erfahren.

— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

So viel ist gewiß; junge Kinder, die von ihren Aeltern verkehrt erzogen werden, oder sich von ihnen lauter eigensinnigen und gebietrischen Widerspruch vermuthen, nehmen oft williger die Lehre oder den Rath einer fremden Person an, von der sie wissen, daß sie sich selbst und ihr eigenes Ansehen nicht mit dabey in Gedanken haben, und keine Herrschaft über sie zu behaupten verlangen kann. Auch macht oft ein Unterricht, der mit einem freundlichen Lächeln begleitet, und nicht im stolzen Tone des Befehls ausgesprochen wird, mehr Eindruck auf ein junges Herz, als das Beste, was eine sonst kluge Mutter oder Hofmeisterinn sagen kann, welche der Ernst des Alters, und die Gewalt und Gewohnheit zu befehlen und zu bestrafen, schon unangenehm machen. Und wie viele Erziehungen sind nicht so beschaffen, daß es für eine junge Person schon ein großer Vortheil heißt, wenn sie nur täglich Eine Stunde in einer Gesellschaft zubringen kann, wo sie etwas Gutes hören oder lesen, und auf eine unschuldige Art ruhig

und

und vergnügt seyn darf? — — — — — — — — — —
— —
— —
— — — — —

Es giebt Vorurtheile, seltsame Vorurtheile, in denen gar nichts Wahres ist, die man doch wider recht gute Sachen gelten läßt, und die einen aufhalten, ob sie das gleich nicht thun sollten. Eben deswegen giebt es auch viele Dinge, die weder unanständig, noch der wahren Ehre zuwider, oft löblich sind, und von denen man doch nicht einmal mit allen rechtschaffenen Leuten reden kann. Nur solchen kann man alles sagen, deren Denkungsart so richtig, so delikat, und zugleich so simpel ist, als die Ihrige.

— —
— —
— —
— —
— — — — —

Sie, bester Herr Professor, kennen übrigens meine Gedanken von der Geringschätzigkeit der Umstände dieses Lebens in Absicht auf zeitliches Glück und Ehre. Sie wissen, aus was für sichern Gründen ich mit allem zufrieden bin, was hier mein Loos seyn kann. Da ein viel Weiserer als ich, derjenige, dessen Werk ich bin, mein Schicksal ordnet und bestimmt hat, so weis ich, daß ich nichts zu thun habe, als seinen Beystand anzurufen, daß ich den Plan seiner Weisheit nicht durch

das,

das, was ich thue oder werde, verunstalte; sondern vielmehr dasjenige thun und bleiben möge, was er will, daß ich thun und seyn soll. Das macht mich ruhiger, fröhlicher, heiterer, als viele Menschen, die ich kenne, weil ihnen zum Theil die nöthige Bereitwilligkeit fehlt, dem Winke der göttlichen Vorsehung zu folgen, und denselben ohne Ausnahme für gut zu erkennen. Ich bin freylich auch immer glücklich gewesen. Selten ist meine Hoffnung hintergangen worden, weil ich wenig gewünschet habe, und selbst zu befürchtende Dinge befürchte ich nicht, weil ich meiner Pflicht, der göttlichen Hülfe zu vertrauen, keine Grenzen setze, die, wie Young sagt, auch durch einen Sturm erretten kann.

Aber bin ich von mir selbst so weise geworden? Nein, liebster Herr Professor; das maaße ich mir nicht an, und das werden Sie mir auch nicht glauben.

Leute, die viel gelitten haben, mögen vielleicht durch mehr als natürlichen Trost, oder durch die höhere Weisheit, die sie aus ihren ausgestandenen Prüfungen als einen Gewinn und Lohn davon tragen, oder auch, wenn es die Schwachheit der Natur erfordert, durch die Abwechslung einiger glücklichen Begebenheiten aufgerichtet und gestärket werden müssen. Eben so nöthig mag es seyn, die vereinigte Jugend, Gesundheit und Fröhlichkeit, die keinen Schmerz oder Leiden kennt, die der Zerstreuung, der Thorheit und Gedankenlosigkeit so leicht begegnet, und sich damit verbindet,

durch

durch einen plötzlichen Unfall, oder einen empfindlichen Schmerz, von dieser gefährlichen Gesellschaft zu trennen, und dem heilsamen Kummer zu überliefern, der sie mit der Ernsthaftigkeit, dem Nachdenken und der Betrachtung ihrer selbst bekannt machen soll. Ich erinnere mich und schäme mich einer unglückseligen Zeit in meinem Leben, wo es mir Mühe kostete, einen ernsthaften Gedanken zu finden und mich dabey aufzuhalten.

Das Unglück des Krieges, auf gewisse Weise; der Kummer anderer Menschen, den ich sah, und solcher, die mir lieb und nahe waren; noch mehr aber ein doppelter Verlust, den ich in der Freundschaft erlitt, brachten mich wieder zu mir selbst. Muß ich nicht die göttliche Erbarmung preisen, die mich gewürdigt hat, mich zurück aus der Welt in mich selbst, und in die Zukunft zu führen, und mir Lehrer zur Tugend zu geben, die ich so nöthig hatte? — Youngs Nachtgedanken waren mir wohl vorher schon bekannt; aber ich konnte sie nicht lesen; ich verstund sie so wenig als eine fremde Sprache. Nun aber konnte ich sie lesen, sie verstehen und empfinden. Mit welcher Begierde und mit welcher Theilnehmung las ich sie damals nicht! Dieses Buch hat mir unschätzbare Dienste geleistet. Gott belohne den gesegneten Verfasser auch dafür in alle Ewigkeit! Es verwandelte meine Thränen in Freude, und meinen Schmerz in Weisheit und Muth. Meine besten und richtigsten Grundsätze habe ich von dieser Zeit her. Ich bin viel glücklicher als ich sonst war. Meine

ehmalige

ehmalige Ruhe war Abwesenheit und Unwissenheit des Uebels; meine gegenwärtige ist tiefeingedrückte, aus Erfahrung herfließende Kenntniß und Ueberzeugung von der Unzuverlässigkeit, Vergänglichkeit und Eile der Freuden, der Leiden und der Tage dieses Lebens, und eine gläubige Erwartung des Zukünftigen.

Ich bin also in einer Art von Sicherheit gegen die Zufälle des Lebens. Der Traum, den ich gelebt habe, hat mir Unterricht von dem Werthe desjenigen gegeben, den ich vielleicht noch leben soll. Welcher König kann seine Krone theurer achten, als ich die Freunde, die ich verlor? Und wie unsicher sind Kronen und Freunde! — Es ist höchst traurig, daß unsterbliche Seelen sich durch sterbliche Freuden entzücken, durch endlichen Schmerz niederschlagen lassen! Alles Endliche ist Nichts gegen das, was nie ein Ende nimmt.

Aber soll denn der trostreiche Contrast der Vergänglichkeit mit der Ewigkeit, die heilige Flamme der Freundschaft in unsrer Brust auslöschen, weil sie uns hier in der Welt nur Freuden gewährt, die unterbrochen und verdunkelt werden können? — Das sey ferne! Er soll nur unsere Trübsal erleichtern; denn dieser ist eine solche Dauer versagt, weil sie den Frommen nicht über das Grab hinaus folgen darf. Ein Vorrecht, welches nur die Freude behauptet. Mit der unsterblichen Freude aber, mit den Freuden der Freundschaft, die bestimmet sind, unsern gegenwärtigen und künftigen Zustand zu beseligen, mag sich unser Herz immer aufs zärt-

lichste verbinden. Sie sind nicht verloren; und wenn wir der Menschlichkeit die ihr gebührenden Thränen bezahlt haben, dann lernen wir, welch ein Trost, welch eine Aufmunterung es ist, in eine Ewigkeit übergehen zu können, wo wir sie wieder finden, und ihrer ungestört genießen sollen —

Mit solchen Aussichten liebe ich Sie, theuerster Herr Professor. Ist es wohl möglich, daß ich jemals aufhören könnte, es zu thun? ꝛc.

Dresden, den 15. März
1766.

Erlauben Sie mir, theuerster Herr Professor, daß ich Ihnen mit eigner Hand für das unerwartete und so sehr schätzbare Geschenk danke, das Sie mir gemacht haben. Womit habe ich mir Ihre Gütigkeit verdient, und womit kann ich die dankbaren Empfindungen ausdrücken, die sie in mir erregt hat? ꝛc.

CLXVIII.

Liebster Herr Professor,

Hier sitze ich bey einem dunkeln Lichte, unter einer grünen Meye, die vortrefflich riecht; höre Fledermäuse schreyen, und sinne nach, was ich Ihnen morgen schreiben will; bedaure, daß es schon um eilf Uhr, und also auf diesen Abend zu spät ist; denke, daß ich nichts weiter thun, als

Ihnen

Ihnen recht herzlich in Gedanken eine gute Nacht wünschen kann; und, ohne es fast selbst zu merken, ergreife ich die Feder, und schreibe: Liebster Herr Professor — — und weil ich in gewissen Fällen nicht viel Herrschaft über mich habe, so kann ich mich nicht verhindern, ein wenig fortzufahren, und alle die Empfindungen schon itzt zu empfinden, die mein Herz ganz gewiß morgen Vormittags und gegen Abend erfüllen werden — und o wie gern wird es sich ihnen überlassen!

Ich werde nicht wieder von Ihnen Abschied nehmen wie vorm Jahre; ich werde nicht die Thräne eilfertig abtrocknen, die mir entfiel, als ich durch das Zimmer lief, in welchem ich Sie itzt zum letztenmal gesehen hatte, und nun nicht mehr sehen sollte — — Aber mein Herz wird Sie für alle Ihre Gütigkeiten segnen; für die redende Miene, die uns allen, die wir damals beysammen waren, sagte, daß Sie uns liebten und segneten; ich werde sie auf Ihrem Bilde aufsuchen, und wenn ich sie nicht darauf finde, wird meine Einbildung sie ihm zu geben wissen. Glauben Sie nicht, daß ich Sie in meinem kleinen Enthusiasmus, in welchem ich mich oft in meinen vergnügtesten Stunden verliere, noch immer sehe und höre? — — — Und meine D**! die wird mich spät verlassen; sie wird mich bitten bey ihr zu bleiben, und ich werde nicht können. Man wird mir sagen, daß ich hier in Dresden schlafen muß; (denn wenn ich manchmal zu lange sitze, und lese oder schreibe, kömmt meine Mutter, und heißt mich zu Bette

gehen und das Licht wegthun) — Glückliche erwünschte Tage! Noch immer in der Erinnerung schön, und mir auf mein ganzes Leben rührend! Auch wenn sie niemals wieder kämen! — Meine D*** —: Sie wissen, wie sehr Sie Freundinn seyn kann; und so sehr als sie es nur seyn kann, ist sie es für mich; und ich bin sie Ihnen schuldig — Muß ich mich nicht freuen, sie gefunden zu haben, und sie schon ein Jahr lang zu besitzen?

— — — — — — — —

— — — — — — — —

— — — — — — — —

— — — — — — — —

— — — — —

Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung und Ehrerbietung

Ihre

Dresden, den 17. May 1766. ꝛc. ꝛc.

CLXIX.

Theuerster Freund,

Ein ganzer Monat seit Ihrem gütigen Briefchen! Bester Herr Professor, ich verdiene wohl, daß Sie mich ein wenig wegen meiner Bescheidenheit loben. Und mit wie viel Freude, mit wie viel Zutrauen schreibe ich nicht heute, nun ich denke, daß ich recht lange gewartet habe? Ueber-

haupt

haupt verlor ich nichts bey diesem Verzuge. Der vierte Julius ist dennoch mein Festtag gewesen; und obgleich die Post meine Wünsche für Ihr theures Leben nicht empfangen: so hat sie doch gewiß der Himmel mit Wohlgefallen gehöret und angenommen. Meine liebe D** hat mich auch so freundschaftlich an allem Antheil nehmen lassen, was mir wichtig seyn konnte: wie ihr ehrwürdiger Vater mit ihrem Sohne Ihnen die süßeste Pflicht der Freundschaft und der ehrerbietigen Liebe abgestattet, und wie Sie den eigenen Geburtstag dieses ihr so theuren Greises feyerlicher haben machen helfen — Sehen Sie, so hat mein Herz sich immer mit Ihnen beschäfftiget, und mit dem glücklichen, glücklichen Andenken des vorigen Jahres! Daß diese mir eine beständige Freude bleiben mögen, wünschen Sie? — O gewiß! das bleiben sie! Bald — so angenehm träumten es Herr X** und ich; bald hätte sich diese Freude recht lebhaft erneuert. Meine liebe D** hatte ein kleines wahrscheinliches Projekt gemacht, mit ihrem Sohne Herrn ** nach Dresden zu begleiten. Anfänglich fanden sich wohl einige Bedenklichkeiten, und die sehr schleunige Abreise des Herrn **, die Unpäßlichkeit ihres guten Mannes, und die erwartete Ankunft ihres Vaters und ihrer Schwester zerstörten es ganz. Es mag ihr wohl etwas gekostet haben. Mir kostete es viel. Ich gieng ihr schon in Gedanken bis Neudorf entgegen, und führte sie schon in unsre schönsten Gegenden spatzieren. Alles umsonst! — Gut! Bleibt mir doch mein

Gedächtniß und ein vorjähriges Pfingstfest, das ich, wenn ich will, in dasselbe zurückrufen kann. Süßes Andenken! — Das ist gewiß; ich habe den Kayser gesehen. Freylich ist er auch ein Mensch wie ein andrer, aber er hat das Gesicht eines guten Menschen, und nach dem Verhältnisse, in welchem er, als Kayser, mit unserm deutschen Vaterlande steht, sah ich ihn mit mehr Antheil, als ich einen andern fremden Prinzen gesehen hätte. Aber werde ich mich in einiger Zeit noch lebhaft daran erinnern und mich freuen, ihn gesehen zu haben? Wenn ich wieder an die Orte komme, wo ich ihn sah, werde ich zu mir selbst sagen: Hier fuhr, hier saß, hier speiste der Kayser? Ich glaube es nicht; aber das weis ich, daß ich eine gewisse Treppe, wo ich Jemanden zuerst die Hand küßte, einige Zimmer, eine gewisse Lektüre, und noch viel andre kleine Umstände, Worte und Blicke, niemals vergessen, und oft mit Dank und Freudenthränen ins Gedächtniß rufen werde.

Meine liebe Freundinn in C** werde ich wohl so leicht nicht besuchen können, wenigstens in diesem Jahre nicht, und meine D** wird auch mich nicht besuchen. Aber der Himmel hatte mir doch wieder eine eigne Freude, auf die ich nicht rechnete, für dieses Jahr bestimmt. Der rechtschaffene, schätzbare Herr **, der uns itzt zugleich anstatt der Frau D** und ihres Sohnes ist, und den der freundschaftliche X** bey uns eingeführet hat, ist unser Freund, unser wahrer zärtlicher Freund für unser ganzes Haus geworden. Eine neue

glück-

glückliche Folge von der zuversichtlichen Willigkeit, mit der ich dem starken Triebe, den ersten Brief an Sie zu schreiben, zu folgen wagte. Freuen Sie sich mit mir darüber! Sie, dessen liebreiches Herz so gern an den Freuden andrer guten Menschen Theil nimmt. O wie glücklich sind Sie für Ihre damalige gütige Nachsicht gegen mich belohnt worden! Ihr allein habe ich alle die besten Freuden meines itzigen Lebens zu danken. — Und Gott weis, ob ich nicht einige davon sehr nöthig hatte, und ob mein Herz nicht so müßig, so freudenleer war, als es in Ihnen einen Freund suchte — Einen Freund? Sollte ich das gedacht haben? Ich weis es so genau nicht; ich wußte es damals selbst nicht: aber das weis ich, daß ich mit den frohesten angenehmsten Empfindungen an Sie schrieb, und daß das auf geraume Zeit die ersten dauerhaften in dieser Art waren. Meine D** und ihr Sohn und Herr X** haben mir oft gesagt, daß ich denen, die mich lieben, glückliche Augenblicke mache — Sie, theuerster, bester Freund, haben mir seit dem Anfange unsers Briefwechsels viele, sehr viele glückliche Tage gemacht. Ich wiederhole es immer (es ist einer von meinen liebsten Gedanken) daß ich alles, oder doch das meiste, was meinem Herzen erwünscht und glücklich ist, darauf zurückleiten kann.

Hat denn meine K**, itzt G**, Ihnen geschrieben? — Ich habe keine weitere Nachricht, ungeachtet meines Glückwünschungsbriefs. Aber ich bin nicht unruhig darüber, ich schließe vielmehr

daraus, daß sie froh und glücklich ist. Hätte sie zu Hause nicht Vergnügen und angenehme Unterhaltung genug: so würde sie vielleicht welche bey mir suchen.

Liebster Herr Professor, ich denke nichts nachtheiliges von der Ehe. Ich denke, daß dieser Stand vielleicht eine Pflicht wird, so bald man sich mit Klugheit in denselben begeben kann. Ich denke noch mehr, ich denke, daß es meinen Aeltern eine Freude seyn würde, mich glücklich verheirathet zu sehen, und daß ich wohl verbunden seyn könnte, ihnen diese Freude zu machen, wenn sich eine günstige Gelegenheit dazu zeigte. Denken Sie also ja nicht, wenn ich etwan unverheirathet bleiben sollte, daß es aus Vorurtheilen, oder aus Eigensinne geschieht. — — — — — —

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

Der Ehestand muß doch nicht für alle Leute seyn: warum hätten sonst so viel gute Leute, von denen man denken sollte, sie wären recht geschickt eine Familie glücklich zu machen: warum hätten die nicht geheirathet? Warum, z. B. hätten Sie nicht geheirathet? Ich verlange nicht, daß Sie mir dieses erklären; ich sage nur, daß man gut von der Ehe denken und doch unverheirathet bleiben kann. Indessen, das gestehe ich gern, spricht meine Vernunft mehr für die Ehe als meine Neigung. —

— — — — — — — — —

— — — — Zuweilen habe ich, ohne im geringsten finster oder traurig zu seyn, eine so

abge-

abgeschiedene, einsiedlerische Denkungsart, daß ich, anstatt meine Verbindungen mit der Welt und dem Leben darinnen zu vervielfältigen und fester zu knüpfen, solche lieber vermindern und auflösen möchte. Sollte es dem Himmel gefallen, mich zu einem andern Stande, als mein itziger ist, zu berufen: so hoffe ich gewiß, er werde mir auch Gedanken einflößen, die sich dazu schicken, und mir einen frommen, treuen und einsichtsvollen Freund übrig lassen, so einen Freund, wie Sie, theuerster Herr Professor, meine Entschließungen zu leiten.

Ich werde und kann niemals aufhören zu seyn ꝛc.

Dresden, den 22. Jul. 1766.

CLXX.

Liebste Mademoisell,

Freuen Sie sich mit mir, daß die beschwerliche, für meine Gesundheit und meine Gemüthsruhe gefährliche Messe überstanden, und, Gott sey Dank! von mehr als einer Seite, glücklich überstanden ist. — Daß ich zwo Vorlesungen vor unserm guten Churfürsten, eine öffentlich, und die andere auf seinem Zimmer, im Beyseyn der Churfürstinn habe halten müssen; dieses werden Sie wohl schon durch meine Freunde wissen. Aber daß

unser junger Fürst mit eigner Hand und mit den liebreichsten und gnädigsten Ausdrücken mir sein Portrait und eine Schreibtafel gegeben hat; dieses werden Sie wohl noch nicht wissen, oder doch gerne von mir selbst hören wollen. Das Geschenke an sich, und wenn es ein Ritterguth wäre, würde mich wenig rühren; destomehr hingegen die unerwartete und unverdiente Liebe des hoffnungsvollsten Fürsten, den Gott erhalten, leiten, und am Geiste und Leibe segnen, und also unser Vaterland in ihm von neuem beglücken wolle!

— — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — —

Freuen Sie sich also auch über diese Nachricht, und leben Sie wohl, liebe Freundinn.

Leipzig, den 23. Oct. 1767.

G.

CLXXI.

Bester Herr Professor,

Vorige Woche setzte ich mich an einem sehr stürmischen Nachmittage, aber in einer desto ruhigern Gemüthsverfassung hin, einen Brief an Sie zu schreiben; und schrieb Ihnen sehr viel von dem äußerlichen Sturme und meiner innern Zufriedenheit, von einem einsamen Spatziergange,

den

den ich früh mit meiner Schwester gemacht, und der mich, wie ich glaubte, ungemein aufgeheitert hatte, und noch von verschiedenem Guten, das mir wiederfahren war, und davon das Andenken mich noch in jener Stunde sehr angenehm rührte. Damals gefiel mir, was ich schrieb; ich gab es hernach meiner Mutter zu lesen, und ihr gefiel es nicht. Ich las es auch wieder; und ich fand, wie sie, daß das Wetter und ich zwo Materien sind, in denen ich eben nicht glücklich bin. Unsre Fehler führen alle ihre eigene Strafe bey sich. Meiner war ein Fehler der Beurtheilung. Zur Strafe sitze ich nun nicht weit von Mitternacht und reibe mir den Schlaf aus den Augen, dasjenige zu verändern, was ich zu bequemerer Zeit mit so viel Leichtigkeit geschrieben hatte. Denken Sie nicht, daß ich gezwungen bin, die Mitternacht hierzu anzuwenden. Nein, das thue ich freywillig, weil ich mich strafen will; denn zweymal an Sie zu schreiben, wenn es auch einerley Sache ist, dieß ist für mich eben noch keine sonderliche Strafe. Ich schicke mich itzt auch recht gut zur Nacht; ich bin gar nicht so heiter, als ich damals war. Dennoch will ich Ihnen einige für mich angenehme Dinge, davon ich in dem verunglückten Briefe erzählte, hier wiederholen. Ich werde es gern thun, und mich noch einmal dankbar daran erinnern. Auch Sie werden es gern lesen, weil Sie sehr gütig sind, und ein Herz besitzen, daß sich des Guten, das andern Menschen begegnet, aufrichtig freuet.

Erstlich

Erstlich besuchte ich am Montage Vormittags eine kranke Tante, ein gutes Frauenzimmer, das ich liebe, und die meine Mutter am Sonntage im Bette liegend, und ohne Hoffnung, daß sie es jemals wieder werde verlassen können, angetroffen hatte. Ich aber fand sie außer dem Bette, mit einem ziemlich muntern Ansehen, voll Hoffnung, gesprächig, erfreut über meinen Besuch, und verbindlich dankbar dafür. Nachmittags gieng ich zur Frau von * *, und fand auch sie gesund, und sehr heiter und gnädig. Sie werden die Freude haben, sie diesen Sommer in Leipzig zu sehen. Ich blieb eine Stunde lang bey ihr. Sie schien gern mit mir zu reden; ich war auch recht gern bey ihr; und doch waren wir über vielerley Dinge gar nicht einerley Meynung. Den großen Garten z. E. kann sie fast gar nicht mehr sehen, so sehr ist sie seiner überdrüßig, und für mich gehört er unter die liebsten Spatziergänge.

An eben diesem Montage — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — —

Dieses war also dreyerley Gutes an Einem Tage, noch über die unzähligen Wohlthaten, die uns Gott stündlich erweist, und deren wir, weil wir sie einen Tag wie den andern genießen, gewohnt werden. Auch mein heutiger Tag ist an solchen Wohlthaten reich gewesen: ich erkenne dieses, und doch sagte ich vorhin, daß ich

heute

heute nicht recht froh und heiter wäre. Ich habe auch einige Entschuldigungen. Die Tante, deren Besserung mich erfreute, ist wieder schlimmer, und wird schwerlich aufkommen. Ueberdieß haben Unfälle, die zwar nicht mich, oder unser Haus, aber doch Personen angehen, die ich lange kenne, und zum Theil liebe, traurige und kummervolle Empfindungen in meinem Herzen erregt. Ihr Herz, liebster Herr Professor, ist sehr mitleidig und empfindlich: es kann bey fremdem, auch bey verschuldetem Elende bluten. — Welches Elend ist auch schwerer? Und wie viel Unschuldige werden nicht oft in den Untergang Eines Strafbaren hineingezogen! — Ich will Sie also mit den Schmerzen einer solchen Erzählung verschonen. Wenn ich Menschen leiden sehe, und zu traurig und ängstlich darüber werde, als ob ich dächte, Gott hätte nicht auch Liebe und Erbarmung für seine Geschöpfe, und werde nicht, vermittelst ihrer schwersten Leiden, etwas Gutes und für sie Seliges zu wirken wissen: dann schäme ich mich des zu weichen Jammers, und schelte ihn, als eine Art von Muthlosigkeit, die ich vielleicht in meinem eigenen Falle, wenn ich selbst leiden sollte, noch mehr fühlen würde.

Leiden sind wohl gut, wenn sie christlich ertragen werden. Gestern rührte, erfreute und erbaute mich auch der Besuch einer sehr guten Frauensperson vom niedrigen Stande, die sonst bey meiner seligen Großmutter einige Jahre mit vieler Treue und Geduld gedient hat. Nachher heirathete sie,

und

und riß durch ihren Fleiß und gute Haushaltung, und vielleicht noch mehr durch den göttlichen Segen, der ihr frommes Leben begleitete, ihren Mann, einen durch schlechte Lebensart seiner ersten Frauen verarmten Leinweber, mit drey unerzogenen Söhnen, aus großer Unordnung und Armuth, ob es gleich Gott so fügte, daß sie beym andern Brande in der Vorstadt ihr Wohnhäuschen, auf welches sie noch drey oder vierhundert Thaler schuldig waren, verloren, und auf einem, eine Stunde von hier gelegenen Dorfe, ihre Zuflucht suchen mußten. Und selbst damals erwies sie einer ebenfalls abgebrannten Nachbarinn, die noch ärmer geworden war als sie, Wohlthaten, und theilte ihr von der Wäsche und den Betten mit, die sie noch erhalten hatte. Sie blieben sechs Jahre auf dem Lande, um wohlfeiler zu leben. Da mußte sie wöchentlich ihre Waaren mit saurer Mühe zum Verkaufe in die Stadt tragen, und ihren Mann, der achtzehen Wochen lang gefährlich krank lag, mit seinen und auch ihren eigenen kleinen Kindern versorgen. Hierauf zogen diese Leute wieder in die Stadt, kamen in gute Umstände, bezahlten ihre Schulden, und lebten einige Jahre in ihrer Art sehr zufrieden.

Vor neun Monaten bekam diese gute Frau von einem plötzlichen Schrecken die sogenannte weiße Rose an der Brust. Durch eine unverständige Cur ist ein schmerzhafter und langwieriger Schaden daraus entstanden, der ihre Nahrung hindert, ihr Vermögen verzehrt, und die Frau wahrschein-

licher

licher Weise ins Grab bringen wird. Ihr Verhalten in dieser großen Prüfung erhöht alle Tugenden ihrer Seele in meinen Augen. Sie sah einer Leiche gleich, aber freundlich und heiter. Sie erzählte von der Größe und Menge ihrer Schmerzen, vom Verfall ihrer Nahrung, von der Nothwendigkeit ihr Erspartes zuzusetzen, und mischte nur wenige, sehr bescheidene Klagen unter; aber viel Vertrauen auf Gott, viel Gelassenheit und Ergebung war in ihrer Miene und in ihren Reden. Mit Sanftmuth und Nachsicht erwähnte sie, daß ihr Mann mit ihrem Zustande keine Geduld und kein Mitleiden habe, und keine Hoffnung zu Gott, daß er sie aus dieser Noth wieder erretten, und sie wieder segnen könne, wie er doch schon sonst gethan hätte. Voll Erkenntlichkeit und Rührung redete sie von den Diensten, die ihr itzt ein junges Mädchen leistete, deren Mutter sie eben nach dem Brande Gutes erwiesen, und die Gott oft um die Gnade angerufen hätte, daß er ihr doch Gelegenheit geben möchte, ihr diese Gutthat wieder zu vergelten. Mit den gleichen Empfindungen rühmte sie die Liebe, die ihr ältester Stiefsohn, (sie ist eine der besten Mütter für ihre Stiefkinder) der itzt als Geselle beym Vater arbeitet, ihr in ihrer Krankheit erweist. Sie ist sieben und dreyßig Jahr alt; macht sich keine Hoffnung zur Genesung und zum Leben; und sieht dem Tode ruhig und heiter entgegen. Wir erinnerten sie an ihr eigenes Kind, ein Mädchen von sieben Jahren, an welchem sonst ihr Herz hieng. Gott, so tröstete sie

sich,

sich, werde schon für ihr Kind sorgen. Sie wäre auch jung verwaist, und doch gut in der Welt fortgekommen. — Ist nicht ein solches Verhalten, und eine solche Gemüthsverfassung bey einem solchen Leiden, groß und nachahmungswürdig? Vielleicht habe ich wohl ein wenig zu lange von ihr geredet, da sie Ihnen ganz fremd ist. Aber alle gute und tugendhafte Menschen gehen einander an, haben Gemeinschaft unter einander, und gehören zusammen; und nach meinen Begriffen von Güte und Tugend, ist es diese fromme Kranke wohl werth, daß auch Sie etwas von ihr wissen und ihr Gutes wünschen.

Neanders Lieder sind mir sehr lieb, und mein ganzes Herz dankt Ihnen, theuerster Freund, für dieses liebreiche und schätzbare Geschenke. Sie gefallen mir sehr; sie haben die Simplicität, die herzliche und fromme Sprache der wahren Andacht, und machen glücklichen Gebrauch von biblischen Sprüchen und Ausdrücken. — Schreiben Sie meine späte Antwort nicht einer Fühllosigkeit gegen Ihre Gütigkeit, oder einem kalt gewordenen Verlangen nach der Unterhaltung mit Ihnen zu. Nein, da thäten Sie mir Unrecht. Mein Wunsch geht immer dahin, im beständigen Umgange mit Ihnen zu seyn, und alles mit Ihnen zu theilen, was mir wichtig, rührend, oder angenehm ist. Und oft dann, wann ich schon im Begriffe bin, mit meinen Empfindungen zu Ihnen zu eilen, denke ich an den Unterschied des Alters, der Gesundheit, der Gemüthsart, des Interesse, der Beschäfti-

schäfftigungen, und werde auf Betrachtungen geführet, die mich zurückhalten, und mir mit Recht die Furcht erwecken, daß ich bey der besten Absicht, Sie zu unterhalten und zu zerstreuen, auf meiner Seite, und bey der liebreichsten Willfährigkeit und Nachsicht auf der Ihrigen, dennoch beschwerlich werden könnte. — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Leben Sie wohl! ꝛc.

Dresden, den 19. April 1768.

CLXXII.

Theuerster Herr Professor,

Diesen Morgen endigte ich einen Brief an meine Freundinn in C**; denn sie schrieb mir letzthin frohe Nachrichten, daß sie gesund und glücklich ist, und mich liebt. Hernach schrieb ich an meine D** und ihren Sohn, und meldete ihnen, daß ich in acht Tagen mit meiner Mutter und Schwester auf vier Wochen ins Gieshübler Bad reise. Itzt komme ich von der Frau Geheimderäthinn von **, die ich wohl und heiter gefunden habe. Nun kann ich nichts gleichgültiges thun. Ich überlese das gütige Briefchen, mit welchem Sie mich durch Herrn *** beschenkten. Die aufmunternde Versicherung, daß mein letzter Brief

Sie angenehm unterhalten habe, steht darinnen, und darauf wage ichs, einen neuen anzufangen, ob ich gleich weis, daß Sie kränker sind als sonst, folglich auch mehr geschont werden müssen. Wundern Sie sich nicht, wenn ich mit Freuden und einer Art von Geize alles ergreife und sammle, was meinen Wunsch, wieder an Sie zu schreiben, den ich mir so oft als eine Unbescheidenheit vorwerfe, bey mir selbst entschuldigen kann. Ich mache mich oft vorsetzlich und mit Mühe gegen alles blind, was mich zurückhalten sollte, nur damit ich dem süßen Vergnügen, mich zuweilen schriftlich mit Ihnen zu unterhalten, und mir es dadurch sinnlich zu machen, daß ich Ihnen einigermaaßen angehöre, einem Vergnügen, an welchem mein Herz hängt, nicht entsagen dürfe. Eins bitte ich Sie, daß Sie mir, so lange Ihre kränklichen Umstände Ihnen das Schreiben beschwerlich machen, auf meine Briefe mit keiner Zeile antworten. Sie kennen mein Herz; Sie wissen, wie heilig und höchstheuer mir jeder Beweis Ihrer gütigen Freundschaft ist, und, so lange ich lebe, bleiben wird. Es ist wahr, der Hoffnung, deren mehrere zu sammlen, würde ich nicht ohne viele Betrübniß entsagen. Die Ursache dazu ist mir weit trauriger, als selbst der Verlust, den ich dadurch leide; dennoch bin ich bereit, so bald es Ihnen Beschwerde macht, diese Hoffnung ganz aufzugeben. Ich kann nicht wünschen, daß Sie durch das, was mir Freude macht, nur im geringsten leiden sollen. Ja, ich wollte selbst gern nicht mehr an Sie

schrei-

schreiben, wenn es geschehen sollte, daß meine Briefe Ihnen nur den kleinsten Grad von unangenehmer Empfindung oder Ueberdruß erweckten.

Meine gute Tante, von der ich Ihnen im vorigen Briefe schrieb, ist noch am letzten April gestorben. So gern! so ruhig!— Ich war an ihrem Sterbetage über zwo Stunden bis eine halbe Stunde vor ihrem Ende bey ihr. Nie bin ich zuvor bey einem Kranken- oder Sterbebette gewesen; und so feyerlich und durchdringend der Anblick an sich selbst ist, so neu und ungewohnt er für mich war, so habe ich doch keine andere als angenehme und ruhige Ideen, und tröstliche und sanfte Eindrücke, die ich in meinem Herzen zu behalten wünsche, mit mir davon hinweggenommen. Nein, der Tod kann so fürchterlich nicht seyn, oder es muß weit weniger davon gesehen als empfunden werden. Und doch, wie heiter war sie nicht! Wie frey ihr Gemüth! wie los ihr Herz! Sie betete unablässig und mit Inbrunst, und freute sich sichtbar der Zukunft ihres Heilandes. Der Tod hatte keine Schrecken; sie und die umstehenden Freunde sahen und fühlten keine. Wir sahen wohl etwas von der Angst und dem Untergange der Natur: aber wir sahen weit mehr von dem Siege der Unsterblichkeit und des Lebens, das Jesus Christus ans Licht gebracht hat. —

Die gute kranke Leineweberinn ist nun auch bettlägerig und dem Tode nahe; sie wird auch gern und selig sterben. Ein unverheirathetes Frauenzimmer, bey dem ihre Schwester lange Jahre in

Diensten ist, hat ihr versprochen, ihr Töchterchen zu sich zu nehmen, und für dessen Erziehung zu sorgen. Dieses ist eine doppelt gute That; Wohlthat für Mutter und Kind, die Gott belohnen wird, der auch, ohne daß sie es verdienen, den Menschen so viel Glückliches begegnen, sie so viel Angenehmes empfinden läßt.

Am ersten Pfingstfeyertage erhielt ich, nach einem vortrefflichen Spatziergange mit meinem Vater und Geschwister, aus den Händen meiner Mutter einen sehr lieben Brief von dem guten Herrn von D**, und mit demselben viele Freude für mein Herz. Diese, durch zwar seltene aber sehr liebe Briefe unterhaltene Freundschaft, ist eine von den besten Vergnügungen meines Lebens, und den liebsten Angelegenheiten meines Herzens. Wie viel gute und angenehme Bekanntschaften habe ich nicht der Gütigkeit zu danken, mit der es Ihnen gefallen hat mich zu unterscheiden! — Vor kurzem habe ich noch eine Bekanntschaft gemacht, die ich wenigstens auf eine entferntere Art von dieser Ursache herzuleiten habe, und die mich dadurch interessirte, so wie alles, was eine eigentliche oder uneigentliche Beziehung auf Sie und Ihre Gewogenheit für mich hat. Ich sehe aus Ihrem Briefe, daß Ihnen Herr *** davon gesagt hat; allein ich wünsche Ihnen selbst die kleine Geschichte dieses mir lieben Besuches zu erzählen. — — —

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

— — — — —

An eben den Morgen ließ sich Herr Doctor ** bey mir melden. Meine Schwester und ich nahmen ihn an. Er überreichte mir ein Billet von seiner Verwandtinn; sagte, daß er mich durch meine Briefe an dieselbe schon vor einigen Jahren kennen gelernet, und von der Zeit an den Vorsatz gefasset hätte, wenn er jemals nach Dresden käme, meine persönliche Bekanntschaft zu suchen; daß er sich über Ihre Freundschaft für mich eben so sehr, als über meine Freundschaft für die Mademoisell ** freute, und über den Auftrag dieser letztern an mich vergnügt wäre, weil er ihm einen geschickten Vorwand zu seinem Besuche gegeben, und die Freyheit desselben gemildert hätte. Er redete viel Angenehmes mit uns, und kam mir vernünftig, unterhaltend und gutherzig vor: aufrichtig ohne Rauhigkeit, verbindlich ohne Schmeicheley, ungekünstelt, und ohne alles dasjenige, was die Franzosen Prätension nennen. Er gefiel mir auch in dem, was er von sich selbst sagte. Er gestund, daß er lieber mit Frauenzimmern als mit jungen Mannspersonen umgienge, weil man sich in ihrem Umgange einigermaßen Zwang anthun, und eine nachgebende Gefälligkeit annehmen lernte, welche die Sitten sanfter machte. Junge Mannspersonen wären nur immer, entweder von ihren Ergötzlichkeiten, die oft die seinigen nicht wären, oder von ihrem Studiren, oder von ihren Absichten und Entwürfen für ihr Glück voll, und redeten davon, welches für ihn, in der Stunde des Umgangs, in der er sich erholen und ver-

gnügen wollte, nicht leicht und angenehm genug wäre. Doch tadelte er auch den Ton der meisten * * ischen Frauenzimmer in Gesellschaft. Er erzählte, wie er wenig Umgang und Zerstreuung hätte, und keine schwärmenden Lustbarkeiten, selbst das Theater nicht mehr so wie sonst liebte. Ein Besuch bey einem Freunde, eine Stunde Spatziergang in einer angenehmen Gegend, ein Brief an eine abwesende ihm theure Person — dieses sey hinreichend, ihn auf eine ganze Woche heiter, und gegen alle andere Zerstreuung gleichgültig zu machen. ꝛc.

— — — — — — — —

— — — — — — — —

— — — — — — — —

— — — — Er verließ uns mit einer Miene, in der ich zu lesen glaubte, daß er über die Stunde, die er mit uns beiden verschwatzt hatte, vergnügt wäre, und bat um Erlaubniß (unter dem Vorwande Abschied zu nehmen,) uns noch einmal zu sehen.

— — — — — — — —

— — — — — — — —

— — — — — — — —

— — — — — — — —

— — — — — — — —

— — — — —

Es ist die höchste Zeit diesen Brief zu schließen. Ich will auch kein Wort hinzusetzen, als daß ich mit den eifrigsten Wünschen für Ihre Gesundheit

heit, und mit dem Herzen einer zärtlichen Tochter bin ꝛc.

Dresden, den 11. Jun. 1768.

CLXXIII.

Berggießhübel, den 3. Jul. 1768.
Sonntags Abends um 9. Uhr.

Liebster Herr Professor,

Hier bin ich nun seit vierzehen Tagen mit ein paar geliebten Personen, meiner Mutter und meiner Schwester, im Bade, wie Sie vor vier und fünf Jahren. Aber ich weis Ihnen nichts von uns zu erzählen. Vielleicht verdiente die hiesige Gegend, welche Carlsbad und Töplitz übertreffen soll, Ihnen geschildert zu werden. Allein dazu brauchte ich in der That eine poetische Feder, oder einen Pinsel; denn unsre blumenvollen Thäler, in welchen sich unversteckt, und zwischen Weiden und andern Sträuchern, ernsthaft murmelnde, oder spielend schwätzende Bäche schlängeln; unsre grasichten, oder bebüschten, oder besäeten Hügel und Berge; der unaufhörlich abwechselnde Gesang der Waldvögel und Lerche; die natürlichbedeckten, schattenreichen Gänge und hohen Alleen, und die bäurischen Gärten, aus welchen, unter den nützlichen Gewächsen, sparsam, aber

desto anmuthiger, manche frische Rose hervorglänzt; Heumäher, die Blumen auf den Hüten tragen, und ein Schäfer, der verborgen im Gebüsche, auf seiner Pfeife oder Flöte, (wie man es nennen will,) einsam und vergnügt, vielleicht gar zärtlich, sein Stückchen spielt; dieß alles zusammen macht eine sehr poetische Gegend aus; und noch nirgends habe ich ein so ähnliches Urbild zu der Idee gefunden, die ich von Arkadien habe, als hier.

Mit der Beschreibung der Landschaft möchte ich wohl nicht glücklich seyn; und die Badegäste sind in geringer Anzahl; Leute, die ich wenig kenne, und — Leute wie wir selbst, von denen sich nichts Merkwürdiges sagen läßt. Dennoch habe ich mir einen kleinen Liebling unter ihnen erwählt; einen Knaben von drey Jahren und etwas drüber; das sanfteste, liebenswürdigste, freundlichste Kind, das ich noch gesehen habe; das ich Ihnen tausendmal lieber abmalen möchte, als die ganze schöne Gegend; für welches mein Herz aufrichtige Wünsche thut, solche nämlich, daß es einen Lehrer und Führer finden möge, der seine Seele so schön bilden helfe, als sein Körper regelmäßig, und seine kindischen Sitten einnehmend gebildet sind; einen Lehrer, der das an ihm thun möge, was Sie, gütigster Herr Professor, an ihm gethan haben würden wenn er zwanzig Jahre früher gebohren, und in Ihre liebreichen Hände gekommen wäre. Es muß ein Schmerz seyn und viel Ueberwindung dazu gehören, (so habe ich heute gedacht,) gegen ein solches Kind Schärfe zu gebrauchen, um gewisse

unver=

unvermeidliche Unarten auszurotten, die das liebenswürdige Geschöpf dereinst verstellen könnten. Ich lockte den Kleinen heute in unsere Stube, weil mein Vater hübsche Kinder sehr gern sieht, (Er hat uns heute mit Bruder Carln ganz unvermuthet überrascht, und ist nun, um sechs Uhr, schon wieder fort, der arme Papa! —) Er nahm es auf seine Arme und küßte und klopfte es.

Wir leben hier einsam, ruhig und sehr ordentlich. Wir baden gleich früh um sechs Uhr, essen meistens Spinat und andre Gartengewächse, Sallat, Erdbeeren und alle Abende Milch; gehen sehr viel spatzieren und befinden uns wohl dabey. Bey so wenig Zerstreuung und Geschäfften denke ich unaufhörlich an alles, was mir lieb ist, und woran mein Herz einen zärtlichen und vergnügten Antheil nehmen kann; denn zu traurigen und unangenehmen Gedanken darf man es, wie Sie wissen, im Bade nicht kommen lassen. Sollte ich nun da nicht auch an Ihren morgenden feyerlichen Tag gedacht haben, liebster, theuerster Herr Professor? Gott nicht für das Geschenke dieses zu Ihrem segensvollen Leben hinzugefügten Jahres gedankt haben? — Morgen, wenn ich erwache — und ich erwache hier früh — soll es mein erstes vorsetzliches Geschäffte seyn, Gott für Sie um Segen für Ihr künftiges Leben, um Gesundheit, um Heiterkeit Ihres Gemüths, um Vermehrung Ihrer Tage, und um Beystand zu jeder Ihrer edlen und frommen Absichten zu bitten. Voll Zuversicht und Vertrauen auf die Uebereinstimmung des gött-

lichen Willens mit meinem Gebete, will ich mit Freuden in die verflossene Reihe von Jahren zurück sehen, seitdem Sie, bester Herr Professor, angefangen haben Antheil an mir zu nehmen, und dann, erfüllt mit dem glücklichen Bilde, und mit dergleichen Empfindung der Freude, weit hinaus in die zukünftige Zeit denken, in welcher ich noch Ihrer unschätzbaren Freundschaft genießen, noch im Besitz des Glücks seyn werde, Ihnen die aufrichtigsten, ehrfurchtsvollesten, zärtlichsten Empfindungen meines Herzens für Sie, erklären zu dürfen. — Frohe und rührende Viertelstunden werden es seyn, die ich auf solche Art Ihnen zu verdanken haben werde. Auch dafür wolle Sie Gott durch Ihr ganzes Leben segnen! ꝛc.

CLXXIV.

Liebste Mademoisell,

Herr C*** reist morgen nach Dresden, und es wäre unverantwortlich, wenn ich ihm nicht einen Brief an meine beste Correspondentinn mitgäbe. Doch nein, nicht einen Brief, sondern nur ein Paar Zeilen — so weit ist es leider mit mir, der ich sonst so gern schrieb, so gern an meine liebe * * schrieb, gekommen. Beides in Ihrem letzten Briefe, liebe Freundinn; sowohl die Beschreibung von Berggießhübel, das ich kaum den Namen nach gekannt habe, als auch die Geschichte

schichte von Ihrem Aufenthalte daselbst, hat mich sehr unterhalten; und da ich auf Ihren feyerlichen Glückwunsch zu meinem Geburtstage kam, konnte ich mich der Thränen nicht enthalten, theils wegen seines frommen Innhalts, theils weil ich fühlte, wie viel mir fehlte, wenn ich alles des Guten, das Sie mir erbitten, werth seyn sollte. Gott wolle es Ihnen itzt und nach mir so wohl gehen lassen, als zum Glücke eines guten Herzens dienlich ist. Ich grüße Ihr ganzes Haus und Herrn Z* und sein Haus ergebenst.

Leipzig, den 8. Aug. 1768.

G.

CLXXV.

Dresden, Sonnabends Abends, den 17. Sept. 1768.

Liebster, bester Freund,

Mit einem sehr gerührten Herzen komme ich zu Ihnen; mit einem Herzen voll angenehm trauriger Empfindungen — Der ganze heutige Tag ist mir so still dahin geschlichen, ganz einförmig, in Ruhe, Heiterkeit und anhaltendem Fleiße. Itzt gedachte ich, um gleichsam davon auszuruhen, ich wollte Fritzchen aufsuchen, und ihr vorschlagen, eine Partie Piquet mit mir zu spielen; ich verließ aber sogleich diesen Einfall wieder. Die Einsamkeit um mich; das schwache Licht, das nur das

Tisch-

Tischchen vor mir erleuchtet, und den übrigen Theil des Zimmers halb in Dunkelheit läßt; das Zimmer an sich selbst, in welchem ich vielleicht den größten Theil meiner glücklichsten Stunden zugebracht, in welchem ich alles gesehen habe, was meinem Herzen jemals sehr theuer gewesen, — (nur Sie fehlen, und noch zwo Personen,) — in welchem auch Ihr Bildniß hängt; endlich der nicht entfernte Schall feyerlicher Trauergesänge, die eben itzt vor der Wohnung des seligen Grafen Rex abgesungen werden; alles dieses machte, daß ich mir eine ehrwürdige Gesellschaft und eine interessante Beschäfftigung wünschte, und goß eine Art von sanfter Traurigkeit in meine Seele, ohne dennoch mich betrübt zu machen. Ich weis auch nicht, warum meine Augen voll Thränen waren, als ich diesen Brief hier anfieng. Sie kamen, glaube ich, von einer zärtlichen Aufwallung der Freude, daß ich mich noch Ihnen nähern, mich noch mit Ihnen unterhalten kann. — — —

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

— — — — —

Wenn wir darauf achten, so finden wir, daß unser ganzes Leben, und alle zeitliche Freude desselben, in einem beständigen Untergange besteht. Selbst was wir die Fortdauer unsers Vergnügens nennen, ist der immerwährende Fortgang seiner Abnahme; jeder vorbeystreichende frohe Augenblick begräbt seine eigenthümliche Freude, und verringert die Zahl derer, die uns vorgezählt sind. —

Auch

Auch ich hatte Freunde, die ich nicht mehr unterhalten, deren ich mich nur erinnern, die ich nur beweinen kann. In eilf Tagen wird es um die itzige Stunde neun Jahr. — Aber nichts hiervon! Ich bin dennoch glücklicher, als viele. Meine geliebten Aeltern; den theuren Freund, an den ich schreibe; mein Geschwister; und viele mir ergebene gute Personen, die besitze ich noch alle. Durch diese genieße ich mehr Glückseligkeit und Freude, als ich zu genießen werth bin. Herr C*** machte uns nur kürzlich eine sehr frohe Woche. Vielleicht hat er Ihnen etwas davon erzählt. Er war vergnügt unter uns, und wird herzlich von uns allen geliebt. Er brachte mir einen unerwarteten sehr lieben Brief von Ihnen, für welchen Ihnen mein ganzes Herz dankt; und zwar brachte er ihn mit einer so guten Art, daß ich wohl wünschte, ihm einen dafür an Sie mitzugeben, wenn er ihn vielleicht auch Ihnen mit so guter Art überreichet hätte. Aber die sechs Tage seines Hierseyns entflohen mir zu geschwind. Größtentheils brachten wir sie in seiner Gesellschaft zu; und die Zeit, in der er nicht um uns war, wandte ich an, einige kleine Sorgen aus meinem Gemüthe zu verbannen, damit solche dieß in seiner Gegenwart nicht umwölken möchten.

Sie, bester Herr Professor, können es vielleicht vom Herrn Oberpostcommissar erfahren haben, wie unsers X***s Anschläge für seine künftige Versorgung auf eine fürchterliche Art bedrohet wurden. Dieses beunruhigte mich eben damals

mals ein wenig seinetwegen. Nun hat es sich aufgeklärt, daß es abermals eine vergebliche Unruhe gewesen, wie die meisten menschlichen Unruhen sind, weil sie doch am Ende allemal zu nichts helfen. Sie hat vielmehr eine gute Wirkung gehabt, sie hat unsern X** auf acht Tage hierher geführt; und darüber; ob es nun gleich unnöthig ist, wird doch keines von uns unzufrieden seyn. Seitdem wir aus dem Bade nach Hause sind, ist meine Mutter noch nie so heiter und aufgeräumt gewesen, als sie itzt bey X**s Besuch geworden. Und in der That, liebster Herr Professor, ich habe oft gedacht, es würde selbst Ihnen bey uns manchmal gefallen haben, zumal wenn eines von uns Ihr Sohn, oder Ihre Tochter gewesen wäre. Da hätten Sie vielleicht unsern süßen vertraulichen Geschwätzen zugehört, wie ihnen meine Mutter zuhörte, wenn wir uns in die ersten Zeiten unserer Bekanntschaft zurücksetzten. — — — — — —

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

Solche Zurückerinnerungen sind sehr angenehm und interessant, sie bringen uns auf die Hauptangelegenheiten unsers Lebens zurück. Denn unsere pflichtmäßigen und tugendhaften Zuneigungen und Verhältnisse sind das Einzige, was unserm Leben einen Zusammenhang und ein wesentliches und festes Andenken giebt. Die andern Umstände des Lebens und des Glücks; die Sitten;

der

der Umgang; die Beschäfftigungen und die Lebensart: alles ändert oft ab, und verschwindet, von neuern Dingen dieser Art verdrängt, wie ein Traum dem Gedächtnisse. Allein das Verhältniß, in welches Gott uns mit ihm selbst zu setzen uns gewürdigt hat, und dann die heiligen Bande, mit welchen er uns an Seelen von gleicher Natur und gleicher Bestimmung verknüpft, machen ein ununterbrochenes Ganzes aus, das stets durch alle abwechselnde Scenen des Lebens dasselbe bleibt, und durch alle Ewigkeit ungehindert und immer vollkommener mit uns fortdauert.

Montags den 19. Sept. früh.

So weit schrieb ich vorgestern Abends. Heute bin ich fröhlicher. Ich denke, ich würde heute besser schreiben als jemals, wenn ich nur nicht sonst so viel zu thun hätte. Es ist ein heiterer schöner Morgen, so schön, daß meine Mutter, die sich sonst nicht leicht zum Spatzierengehen entschließt, mit Fritzchen spatzieren gegangen ist. — Bey mir hier ists auch recht hübsch. Ich bin wieder ganz allein; aber von lauter Sonnenschein umgeben. Alles ist Licht und Leben um mich. Wie mögen Sie sich denn itzt befinden, Theuerster Freund? Wie mag es bey Ihnen seyn? Auf die Messe werden die Herren *** und X** nach Leipzig kommen, und mir, Gott gebe! erwünschte Nachrichten von Ihnen mitbringen. ꝛc.

CLXXVI.

CLXXVI.

Liebster Herr Professor,

Gute Freunde sind immer gewohnt Feyertags zusammen zu kommen, und das ist keine üble Gewohnheit. In der Kindheit schon werden uns die Feyertage so lieb, weil man da spielen, Visiten geben, seine besten Kleider anziehen, spatzieren gehen darf. Kleine kindische Ursachen, die mit der Zeit verschwinden, in dem Gemüthe aber einen frohen Eindruck hinterlassen, der es, wenn diese Tage wiederkommen, zur Lust und Freude besonders fähig macht. Hierzu gesellen sich, in reifern Jahren, die großen und wichtigen Ursachen der Freude, die das ganze menschliche Geschlecht angehen, und jeden einzelnen Menschen von der ersten Absicht Gottes für ihn, ihn ewig glückselig zu machen, überzeugen; welche gnädige Absicht ihm zugleich ein Unterpfand ist, daß es ein so gütiger Gott seinem Menschen an keinem wahren Guten je werde fehlen lassen.

Dieses tröstende Gefühl der allgemeinen Menschenliebe Gottes, mit dem aus unserer Kindheit zurück gebliebenen frohen Eindrucke vereinigt, nebst der ruhigen Sammlung unserer Gedanken und der Entfernung von zerstreuenden und ermüdenden Geschäfften, machen unsre Herzen offener, fröhlicher, leichter; unsern Verstand freyer; und uns zur gesellschaftlichen Freude und zur Belebung des Umganges geschickter. Aus diesem Grunde erkläre ich es mir, daß an solchen Tagen Bekannte und

Freunde

Freunde sich unter einander zu vergnügen suchen, welches an sich sehr erlaubt seyn kann, obgleich auch hierbey, wie bey vielen guten Dingen, sehr strafbare Mißbräuche eingerissen sind. — Nun! bald werde ich ein Traktätlein über die Feyertagsbesuche schreiben. Wenigstens ist es ein sehr weitschweifiger Eingang, um Ihnen, bester Herr Professor, zu sagen, daß ich heute keinen Besuch gebe, auch keinen erwarte, als unsern gewöhnlichen Abendbesuch, unsern * * *, und um Sie zu bitten, daß Sie mir erlauben, nur auf eine sehr kurze Zeit (denn schon ist es bald Abend,) ein wenig zu Ihnen zu kommen.

Vielleicht finde ich meine Freundinn, meine G**, bey Ihnen. Ich meyne ihren letzten Brief an mich, den ich neulich Herrn C*** zugeschickt habe, mit der Bitte, Ihnen denselben mitzutheilen. Es kann seyn, daß Sie ihn nun schon gelesen, Mitleiden für die liebe Kranke empfunden, und zu Gott für sie gebetet haben. Es müßte ihr in ihrem itzigen Zustande eine mächtige Unterstützung seyn, wenn sie so glücklich wäre, Ihres Zuspruches und Trostes zu genießen. Es zeigt sich einige Niedergeschlagenheit in ihrem Briefe, aber auch viel Geduld, viel Ergebung, und viel liebreiche und edle Bekümmerniß für die Ruhe ihrer Freunde, die sie ohne ihre Schuld unterbricht. Sie muß eine sehr gute Person seyn — Fromm und gut, und meine Freundinn, meine wahre Freundinn, und Ihr Geschenk, bester Herr Professor! Nächst Ihrer

eigenen Gewogenheit, das theuerste und liebste von Ihren Händen! Ich kann es weder ihr noch Ihnen sagen, wie herzlich ich sie liebe und ehre, wie sehr ihr letzter Brief mich gerührt hat, und mit welcher Bewegung ich einige Stellen in meiner Antwort darauf geschrieben habe.

Ich habe es kaum seit einem Jahre recht lebendig verstehen und empfinden lernen, welch eine unschätzbare Wohlthat Gottes die Gesundheit ist. Vorigen Winter war ich krank, oder doch auf dem Wege es zu werden. Man vermuthete, ich würde in eine auszehrende Schleichkrankheit fallen, und ich dachte es selbst. Mein Gemüth litt von dem Verfalle meiner Gesundheit. Die Mühe, die ich anwandte, um aufgeräumt zu seyn wie sonst, und die ich doch größtentheils vergeblich anwandte, vermehrte das Uebel, und machte mich traurig und unzufrieden, und unwillig mit mir selbst. Ich schreibe etwas hiervon dem langen und strengen Winter zu, der uns zu sehr ins Zimmer verschloß; denn so bald die Witterung sanft ward, und ich wieder anfieng auszugehen, empfieng ich gleichsam ein neues Leben; und etliche wenige Mittel und Diätregeln, die unser Medicus mir vorschrieb, machten alles wieder gut. Hierzu kam unser sechswöchentlicher Aufenthalt auf dem Lande, der schöne Herbst, und nun der noch immer nicht unangenehme Winter. Wir drey Geschwister sind gestern noch spatzieren gewesen, und ich befinde mich sehr wohl dabey, und danke Gott aus dem Innersten meines Herzens dafür. — Möchte die

gute

gute G** zum Troste ihres Mannes und ihrer Mutter itzt nicht schlimmer seyn, als ich vorm Jahre war, und mit dem Frühlinge so gesund werden, als ich es geworden bin! Gesundheit ist vielleicht das Einzige, was ihr fehlt; sonst wäre sie glücklich. Ihre liebsten Wünsche sind ihr erfüllt. Ich kann nicht zweifeln, daß ihre Ehe nicht sehr zufrieden seyn sollte. — Nun hat ihr Gott ihre Gesundheit, und mit derselben alle Fühlbarkeit für die Freuden dieses Lebens hinweggenommen! Es sey nun, daß er sie durch ein kurzes vorübergehendes Leiden prüfen, oder sie unter Schmerzen und Krankheit zu einem höhern Alter hinaufsteigen, oder bald die Kräfte ihres Lebens sich gänzlich verzehren lassen wolle: so muß er weise und gütige Absichten dabey haben. Wir verstehen oft nicht, was wir wünschen.

Trau Gott, nicht deinen Schlüssen
Die Wahl des Besten zu.
Sprich: Wer wirds besser wissen,
Dein Schöpfer, oder du?

Itzt, am Schlusse des Jahres, will ich auch die geliebte Freundinn diesem allweisen Schöpfer übergeben, wie ich alles, was mir das Theuerste ist, wie ich Sie, bester Freund, ihm empfehle! Und ich sollte wegen eines von denen, die ich liebe, bekümmert seyn? Sind sie nicht alle unter der Aufsicht und in der Hand des ewigen Vaters im Himmel? Er erhalte Sie, liebster theuerster Herr Professor! Er segne Sie! Er weihe Sie mit dem neuen Jahre zu nachfolgenden Jahren eines lan-

gen, ruhigen, nützlichen und ehrenvollen Lebens ein!

Der Herr Herr, dem ich Dich befehle
Der segne und behüte Dich!

&c. &c.

CLXXXVII.

Theuerster Herr Professor,

Sie haben mir statt einer Antwort ein Geschenk gesandt, das mir schon darum viel Freude machen müßte, weil es mir eine sehr gute Gelegenheit giebt, ohne den mindesten Schein von unbescheidener Zudringlichkeit, wieder einmal an Sie zu schreiben. Eine meiner angenehmsten Beschäfftigungen, die ich in die Reihe, ja oft an die Spitze meiner liebsten Ergötzungen setze, und die ich schon einigemal als eine reichliche Ersetzung einiger andern Vergnügungen, die ich vielleicht mit Ungeduld wünschte, und nicht haben konnte, genossen habe. Kaum fiel es mir ein, daß es ganz in meiner Macht stünde, mir meinen besten und würdigsten Freund gegenwärtig zu denken, mich mit ihm zu unterhalten, und den Eindruck seiner Güte für mich, und die Vorstellung seines Werthes in mir lebhaft zu erneuern: so gab ich gern alle meine kleinen Wünsche und Absichten auf, und mein Gemüth befand sich gleich in dem sanften ruhigen Zustande, in welchem es nach nichts verlangt, und

über-

überzeugt ist, daß es itzt alles das besitzt, was es braucht, um zufrieden zu seyn. —

Doch ich bin ganz von dem abgekommen, was ich eigentlich thun wollte: ich wollte Ihnen für ein Geschenk danken, das mir um der angezeigten Ursache willen schon lieb war, das aber noch in andern Betrachtungen einen hohen Werth für mich hat. Jedes andre Geschenk hätte mir den Vortheil verschafft, Ihnen meinen Dank in einem Briefe abstatten zu dürfen; jedes andre Geschenk aber wäre nicht so unmittelbar ein Geschenk von Ihnen gewesen, und hätte nicht so wie dieses das Gepräg Ihres Herzens, Ihrer Denkungsart, und Ihres Urtheils an sich getragen.

Heute las ich die Abhandlung von der Andacht. Gott verhüte, daß diese Lektüre, so wie viel andere fromme Lehren, die wir wohl mit Rührung hören oder lesen, dann leichtsinnig vergessen, nicht mich richten, und einst mein Gewissen schrecken möge! Auf der 13. Seite traf und rührte mich die Stelle, die sich anfängt: „Ein Mensch, der „in den Augenblicken der Andacht, Gott in aller „seiner Größe, und sich in aller seiner Niedrigkeit „erblickt ꝛc.“ — Ich will Ihnen meinen Fehler bekennen, liebster Herr Professor. Ich habe zuweilen einige Personen um mich haben müssen, die keine von den Hochachtung-erwerbenden, empfehlenden Eigenschaften besitzen. Oft ist der Ueberdruß ihrer Gegenwart bey mir so stark geworden, daß ich gegen sie mürrisch und unfreundlich war, und es weder mir selbst noch Andern zu verbergen

suchte, daß ich sie gering schätzte. Ich gab mir wohl verschiedene Verweise darüber, besserte oft an meiner Aufführung gegen sie, predigte auch wohl Andern Nachsicht und Ertragsamkeit, aber ohne dauerhaften Nutzen für mich selbst. Heute, da ich Ihre Schrift las, habe ich mein Unrecht tiefer als sonst gefühlt, und mich darüber mehr geschämt, und mit Gott den Entschluß gefaßt, mir keine Nachläßigkeit oder Geringachtung gegen sie zu erlauben, und nicht mehr zu predigen, sondern lieber selbst ein Beyspiel der Sanftmuth und Bescheidenheit, des Mitleidens und der Dienstfertigkeit zu werden. O wenn es mir gelingt, in diesem Stücke gegen diese Personen und auch gegen andere, wo ich vielleicht weniger darauf achtete, weil der Fall zu fehlen nicht so oft kam, besser zu werden: so möge Gott Sie auch, in Absicht auf mich, für diese gute fromme Schrift segnen, und selbige noch vielen, vielen Nutzen, Ihrer heiligen Absicht nach, schaffen lassen! Freuen Sie sich, bester Herr Professor, glücklicher Mann! Wie groß wird einst Ihr Lohn für alles das Gute seyn, das Sie durch Gottes Gnade gethan haben! Mit welcher Ruhe muß eine Seele, die solchen Lohn vor sich erblickt, auf die Begebenheiten dieses Lebens, und mit welcher Gleichgültigkeit auf die Ehrenbezeigungen der Welt sehen! Sie würden ihr verächtlich scheinen, wenn sie nicht zum Theile aus Hochachtung, Dankbarkeit und Empfindsamkeit der Herzen, aus diesen liebevollen Gesinnungen Ihrer Nebengeschöpfe flößen, die sie unmöglich

gering achten, die sie nicht anders als mit Erkenntlichkeit lieben und schätzen kann.

Wie mögen Sie sich doch befinden? Sie werden wohl von der Anwesenheit des Hofs, und bey Gelegenheit der Messe wieder einige Unruhe haben. Gott gebe nur, daß sie Ihrer Gesundheit nicht schade! Gestern wünschte ich Ihnen, daß Sie irgendwo auf dem Lande, unter einigen wenigen Personen nach Ihrem Sinne, den Frühling genießen möchten. Ich bin schon verschiedenemal spatzieren gewesen: aber noch niemals habe ich einen so sanften und vergnügten Eindruck davon behalten, als von dem gestrigen Spatziergange. Ich gieng mit Fritzchen allein gegen vier Uhr in der Gräfinn Moszchinska Garten. Etliche unbekannte Menschen waren hier, die uns nichts angiengen, und uns nicht störten; eben genug um zu verhindern, daß man sich in einem so weitläufigen Garten nicht zu einsam fand. Eine starke Stunde lang durchliefen wir alle Gänge des Gartens, suchten allenthalben junge Veilchen, und machten daraus kleine Sträusser, für die Mama einen, und einen für Herrn ***, der am Morgen nach Leipzig abgereiset war. —

Vom Gehen und Bücken müde, setzten wir uns an einen erhabenen Ort, von welchem wir die Landschaft umher und einige Dörfer übersahen. Es war außerordentlich schön; die Luft so sanftschmeichelnd, der Himmel bedeckt und doch nicht trübe, das lachendste Grün über die Felder gebreitet, und einzelne Menschen, und zerstreuete kleine Gesellschaften, die mit einem stillen sonn-

täglichen Anstande durch dieselben spatzierten — der frohe Gesang der Lerche über ihnen, und auf der andern Seite das Geschwätz der mancherley Vögel in dem jungen Laube der Bäume des Gartens, und außer diesen die ruhigste Stille, ganz feyerlich, bis zu der angenehmsten Melancholie, und doch nicht zu ernsthaft oder traurig — und dann unsre kleinen vertraulichen Gespräche und süßen Träumereyen von der Zukunft, mit zurückgerufenen Bildern des Vergangenen verbunden — alles rührte mich angenehm, und ich hatte eine der glücklichsten Stunden. Ich war ganz Zufriedenheit und stille moralische Freude; um einen einzigen Grad erhöhet, wird sie eigentliches Lob Gottes und andächtiger Dank für seine Wohlthaten. Mir fiel die schöne Stelle aus Youngs zweytem Briefe über die Wollust im nicht fabelhaften Centaur ein: „Ein Garten hat von je her das Lob und „die Zuneigung des Weisen gehabt ꝛc.“ — und ich fand mich dadurch und durch meine eignen Gedanken erbaut.

In der That, stilles unschuldiges Vergnügen bessert das Herz, und macht seine Zuneigungen zärtlicher und liebreicher. — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — —

Dresden, den 17. April
1769.

ꝛc. ꝛc.

Den 21. April.

Dieser Brief ist alt geworden; das macht, ich habe immer noch etwas hinzusetzen wollen; doch ist er schon so lang. Ob ichs denn itzt noch thue, ehe ich zusiegle? Ich dächte wohl. Wohlwollen und Liebe für eines unserer Mitgeschöpfe mehr, mehr zu empfinden, ist eine der besten und angenehmsten Empfindungen: und angenehme Empfindungen, die aus liebreichen Zuneigungen fließen, sind ein sehr beträchtlicher Zuwachs für unsre innerliche Glückseligkeit; und unsre innerliche Glückseligkeit ist immer wichtig genug, um mit denen, die uns Gutes wünschen, davon zu reden. Ich habe vor vierzehen Tagen eine junge, blühende und aufrichtig geliebte Freundinn verloren. Doch will ich diese Begebenheit itzt nicht aus dem traurigen Gesichtspunkte des Verlustes betrachten. Vielmehr will ich daran denken, daß ich nun mit aller vorigen zärtlichen Liebe für sie, und mit allen süßen Erinnerungen des Vergangenen noch die frohe Hoffnung des Wiederfindens und der unzertrennbaren Vereinigung verbinde, und aus diesen Quellen tausend beglückende Vorstellungen unterhalte. Eigentlich habe ich also nichts verloren, und was ich noch erworben habe, will ich Ihnen gleich sagen.

Die verstorbene junge Freundinn hatte noch eine jüngere Schwester, die ich gern leiden konnte, aber noch nicht liebte. In der That besaß die älteste gewisse einnehmende Vorzüge vor ihr. Die jüngste war selbst tödtlich krank gewesen, und nur eben erst

außer Gefahr, als jene starb. Wir besuchten sie bald nachher, fanden sie mehr krank, als auf dem Wege besser zu werden, ganz niedergeschlagen von dem Streiche, der ihre Schwester getödtet hatte; und es schien ihr, sowohl zu einer heftigen lauten Betrübniß, als zu der geringsten Bemühung, sich selbst aufzurichten, an Kräften zu fehlen. Sie war ganz Empfindlichkeit für das Andenken ihrer Schwester; ihr Kopf und ihr Herz waren so davon eingenommen, daß sie nichts anders dachte, von nichts anderm redte, alle, auch die kleinsten Umstände ergriff, mit Wohlgefallen dabey verweilte, und eine Art von schmerzhafter Wollust darinnen fand, sie von derjenigen Seite zu betrachten, die die allerrührendste war, und ihr den meisten Anlaß, sich zu betrüben, gab. Ich hörte ihr mit einem süßen Schmerze zu, und von dem Tage an liebte ich sie. Ich erfuhr, daß heiße, zärtliche Liebe in einer uns gleichgültigern Person für einen Gegenstand, der uns sehr werth ist, und ein mitleidenswürdiges Unglück, vielmehr zum Vortheil einer Person ausrichten, und unsre Herzen derselben viel schneller zuwenden, als alle ihre eifrigen Bemühungen um unsre Freundschaft nicht gethan haben würden. — Am folgenden Tage hatte das tieftraurende Mädchen das neue größere Unglück, seine Mutter an einer plötzlichen und kurzen Krankheit, aller Wahrscheinlichkeit zuwider, ganz unvermuthet sterben zu sehen. Durch diesen neuen Unfall ward sie mir noch interessanter; und so, wie er mir eine Gelegenheit war, sie öfter zu sehen,

und sie in den ersten Regungen ihres Schmerzens, in welchen man so leicht die Aufmerksamkeit auf sich selbst verliert, zu beobachten, gab er mir das Vergnügen, ihren Charakter mehr als jemals vor meinen Augen entwickelt zu sehen, die lebhafteste, dankbarste und feinste Art von Zärtlichkeit für die Gegenstände ihrer Liebe darinnen zu entdecken, und sie, um der Gesinnungen und Eigenschaften willen, die ich an ihr fand, noch mehr zu lieben. Nun stehen vier junge mutterlose Waisen unter ihrer Aufsicht und Pflege. Sie sieht den Umfang ihrer nunmehrigen Pflichten ein, und fühlt den sehr vernünftigen Kummer, ob sie auch das Vermögen haben werde, sie gehörig zu erfüllen. Ihr Vater, welcher außer einem zwanzigjährigen Sohne, der in einer verwandten Familie lebt, sonst keine erwachsenen Kinder, und überall keine Tochter mehr, und von siebenzehn Kindern nur noch sechs übrig hat, ist voll Sorgen, so viel Schmerz und Unruhe werde ihre kaum wiederkehrende Gesundheit aufs neue zerstören. Er liegt ihr an, die Stadt zu verlassen, und zu einer Tante aufs Land zu gehen, welchen Aufenthalt sie sonst mit einer Art von Leidenschaft liebt, und nur acht Tage dort zu bleiben, nur so lange als er selbst in L** seyn, und sie hier der allertraurigsten Einsamkeit überlassen muß. Aber sie will nicht, weil sie die Kinder nicht mitnehmen könnte. Ich selbst suchte sie zu bereden, und stellte ihr vor, daß ein Frauenzimmer bey Jahren, welches sie während der Krankheit aller dieser Kinder (denn sie waren alle sechse

an den Masern krank, und ihre gute Mutter war wohl das Opfer des um sie erlittenen Jammers, der Unruhe und der Abmattung) — zu sich ins Haus genommen, solche so gut, als sie selbst, versorgen könnte. — „Nein, sagte sie; das kann ich „nicht. Ich denke so: Wenn die Mama mir „noch hätte sagen können, was ich thun sollte: so „würde sie mir vor allem empfohlen haben, ihre „Kinder in Acht zu nehmen: also kann ich sie auch „nicht verlassen.“ — Um des einzigen Zuges willen hätte ich sie lieben müssen; wenn auch nicht so viel Ursachen des Mitleids mitgewirkt hätten. Ist dieser strenge Gehorsam gegen vorausgesetzte Verordnungen einer verstorbenen Mutter nicht schön? Und ist er nicht doppelt schön in einem so jungen Mädchen von funfzehn bis sechzehn Jahren? — Um der so guten Schwester und Tochter willen, liebster Freund, müssen Sie mir verzeihen, daß ich wieder etliche Seiten vollgeschrieben habe. Ich wollte nur ein kurzes Postscript machen, und bin unvermerkt so weit geführet worden. Und nun will ich den Fehler dadurch, daß ich ihn entschuldige, nicht noch vergrößern. Lieber will ich Sie bitten, nicht unwillig zu seyn auf

Ihre

ꝛc. ꝛc.

CLXXVIII.

CLXXVIII.

Bester Herr Professor,

Heute las ich einen von Ihren alten Briefen, in welchem Sie mir auf die gütigste Art von der Welt sagen, daß Sie in acht Wochen keine Nachricht von mir hätten, und nun solche täglich erwarteten. Itzt ist es länger, viel länger, daß ich Ihnen nichts von mir gesagt habe; und vielleicht — je nun, vielleicht ists Ihnen nicht ganz unangenehm, einmal wieder von mir zu hören. Von Ihnen höre ich auch sehr wenig. Meine letzte Nachricht ist von Herrn C***, der mir schreibt: Unser lieber Herr Professor befindet sich leidlich. Aber Herr *** hat gar nicht die Freude gehabt, Sie während seines letzten langen Aufenthalts in Leipzig zu sehen; und als Sie Ihre Reise nach O*** und in Ihre Vaterstadt thaten, freute ich mich sehr über Sie, und dachte, Sie müßten doch mehr als gewöhnlich munter und heiter seyn. Und das sind Sie gewesen, wie mir kurz darauf Madam ** im Vorbeygehn gesagt hat. Seitdem schrieb mir meine D**, daß Sie an Zahnschmerzen viel gelitten hätten, und ich hatte sie für den zärtlich traurigen Ton lieb, in welchem sie mir diese böse Nachricht schrieb.

Vielleicht vergütet mir meine D** die schlimme Zeitung von Ihren Zahnschmerzen bald mit der erfreulichern von Ihrem Wohlbefinden am vierten Julius; denn an diesem feyerlichen Tage wird sie oder ihr Sohn gewiß Ihre Gesellschaft genossen haben.

haben. Gesegnet müsse der Tag für Sie seyn! Und zahlreich und gesegnet alle die, so ihm folgen werden! — Ich habe Hoffnung, unsern C***, und, wenigstens wünsche ichs, auch Frau D** diesen Sommer noch zu sehen. Ich sehne mich recht sehr nach meinen abwesenden Freunden; wenn ich nur einen von ihnen sehen sollte! Sie sind mir alle so gleich lieb; und ich habe sie fast alle auf gleiche Weise erlangt. — Alle sind mir wie Einer, und in Einem sehe ich sie Alle. In der That, liebster Herr Professor, es sind alles liebe, gute Menschen, die Freunde, von denen ich geliebt bin! Doch scheine ich mir itzt vorzüglich den guten D** zu wünschen; um seinetwillen wünsche ich ihn. Er soll sehr kränklich seyn. Zerstreuung und Freude könnten seiner Gesundheit vielleicht mit aufhelfen.

Abends gegen acht Uhr.

So viel schrieb ich heute gleich nach dem Mittagsessen. Um sechs Uhr wollte ich mich frey machen und wieder schreiben; da ward ich von einem Freunde gehindert, der mich besuchte, um mir einen Kupferstich, les Adieux de Calas à sa famille, zu zeigen, der vortrefflich ist, den ich und Fritzchen nicht ohne Thränen beobachten konnten, und der Ihrer Aufmerksamkeit werth ist, wenn er Ihnen irgendwo vorkommt — Und der Freund ist in seiner Art auch gut, wie der Kupferstich in der seinigen. Ein gleichgültiger Zufall brachte uns unvermuthet zusammen; wie es scheint, wird mir ihn

sein

sein gutes Herz lange erhalten. Wir sprachen heute viel von den ungewissen Aussichten in unsre zukünftigen Schicksale; oft mag er darüber ein wenig beunruhiget seyn. Ich sagte ihm einen schönen französischen Vers her, der zur Ergebung, zum Vertrauen auf die Vorsehung, und zur Hoffnung, daß alles gut werden würde, ermuntert. Das nahm er an, und mit erfreuter Miene sprach er: „In zwanzig Jahren, wann wir dann, wie „ich sicher hoffe, recht überzeugte, recht bestätigte „Freunde seyn werden; dann werden wir uns „wieder sagen können, wie es uns gegangen ist, „und gewiß mit Freude und Dank in die Tage un„srer Jugend zurücksehen.“ — Es gefiel mir doch sehr von ihm, daß er auf zwanzig Jahr in unsrer Freundschaft hinausrechnet.

Ich konnte also nicht böse auf ihn seyn, daß er mich vom Schreiben abhielt. Sie, theuerster Herr Professor, waren dennoch unter uns, wenn ich gleich nicht so eigentlich, wie itzt, bey Ihnen seyn konnte. Nicht zu rechnen, daß ich ihn immer in der Stube spreche, wo Ihr Bild ist, mache ich ihm auch zuweilen die Freude, ihm einen oder den andern Ihrer lieben Briefe vorzulesen. Heute las ich ihm auch einen, und er küßte mir herzlich dankbar die Hand dafür. Da ich so viel von ihm geredet habe, möchte ich Ihnen wohl seinen Namen nennen. Er heißt H**, und hat vom sechszehenden Jahre an fünftehalb Jahre in Leipzig studirt, ist Ihr Verehrer, und damals Ihr Zuhörer, und mit Ihrem Herrn Gödicke

bekannt

bekannt gewesen. Sein Vater ist ein Prediger auf dem Lande, und muß einer der besten Väter seyn, nach den Lobsprüchen und der außerordentlichen Liebe des Sohnes für ihn zu urtheilen.

Ich schäme mich, daß ich schon drey Seiten beschrieben, Sie vielleicht ermüdet, und Ihnen doch nur so wenig gesagt habe. In der That habe ich Ihnen nichts Wichtiges zu sagen, und sollte ich Ihnen von alltäglichen Kleinigkeiten erzählen, die mich wechselsweise beschäfftigen, beunruhigen, oder erfreuen: das würde für Sie sehr beschwerlich seyn. Was ich Ihnen sagen wollte, besteht bloß in dem Einzigen, daß ich Sie liebe, unverändert und ehrerbietigst liebe. Das erfreut mich immer, und ist keine Kleinigkeit, vielmehr ist es eine Sache von großer Wichtigkeit für mich. Diese schöne, glückliche Empfindung, die vom ersten Anfange an, als sie sich in meinem Herzen entwickelte, eine so süße Quelle von Vergnügen darinnen aufschloß, die hilft es mit vor jeder niedrigen Unruhe, jeder Unzufriedenheit, jeder Empörung bewahren, wenn irgend etwas, das mich kränkt, oder mir Unrecht zuzufügen scheint, mich aufbringen, und meinen Frieden stören will. Herz, spreche ich dann, du kannst den frommen, ergebenen, gelassenen Mann lieben, und du kannst unzufrieden und schwach seyn! O wie klein und geringschätzig wird mir dann jeder Verdruß gegen das Uebergewicht von Vergnügen; und jede schlechtere unächtere Freude gegen die reine Glückseligkeit, meinen besten theuersten Freund zu lieben, und darneben

einige

einige sehr gute, mir sehr ergebene Herzen zu besitzen und zu belohnen.

Das Plätzchen hier ist wohl zu klein, um gut und gehörig zu schließen. Sie schmälen doch nicht, wenn ich auf so lange Zeit noch einen Bogen nehme? Was ich ungefähr vor acht Tagen gethan habe, und Ihnen noch gern erzählen will, das errathen Sie gewiß nicht. Ich hatte lange in einem erbaulichen Buche, das ich sehr liebe, gelesen, und fieng von der Hitze und Stille an schläfrig zu werden. Weil ich nun noch immer freywillig genug etwas Gutes thue; so dachte ich, du willst dich nicht zwingen fortzulesen. Ich stund auf, gieng in meinen Schrank, ohne im geringsten zu denken, ergriff ein Packet Briefe, worinnen alle die Ihrigen und Ihres Herrn Bruders seine in Ordnung liegen, fieng bey dem letztern an zu lesen, las sie alle, ward ganz munter, freute mich seiner, fühlte das Glück seiner Freundschaft und meinen unveränderten gegründeten Anspruch darauf, den ich nicht aufgebe. In einem derselben erinnert er mich an die Worte Sirachs: Uebergieb einen alten Freund nicht, denn du weißt nicht, ob du so viel am neuen kriegst. Ich lächelte selbstzufrieden mit mir. O! dachte ich, sobald die Rede von meinen Freunden ist, ist mein Herz mein Sirach! — — Vor zwey Jahren sah ich Ihren Herrrn Bruder zuletzt, und nicht recht sah ich ihn; nur eine kurze Visite des Ceremoniels! — Werde ich ihn, werde ich Sie wiedersehen? Auch Sie, bester Herr Professor, auch Sie sah ich

nicht allemal so, wie ich es gewünscht hätte. Warum konnte ich nicht einmal allein, nicht ungezwungen zu Ihnen gehen? — Es ist mir etlichemal eingefallen, selbst unter der Zeit, wenn ich bey Ihnen gewesen bin, und Fritzchen, meine Schwester, hat es auch angemerkt, (darum weis ich aber doch nicht, ob wir Recht haben,) daß bey vielen Besuchen, die Ihnen gemacht werden, etwas nicht recht ist. Die meisten Personen, die zu Ihnen kommen, (ich will aber ganz Fremde ausnehmen,) scheinen sich einigen Zwang anzuthun, mit Vorsatz ein gewisses, gesuchtes, ernstes und feyerliches Wesen an sich zu nehmen, und sich selbst, und nicht weniger Sie, um einen Theil, oder wohl gar um alles Vergnügen Ihrer Besuche zu bringen: denn sie geben einer Handlung, die zum Vergnügen, zur Zerstreuung und Aufmunterung bestimmt ist, ein Ansehen von Zwang und Aengstlichkeit. Dadurch bekommen Sie die Menschen nicht verschieden genug, nicht natürlich und frey, wie sie sind, zu sehen, wobey das Vergnügen des Umgangs nothwendig verliert. Und Sie, der beste, liebreichste und empfindsamste Mann, Sie merken es gewiß, daß Ihre Besuche nicht ganz frey und munter sind, und schreiben dann diese Veränderung auf Ihre eigne Rechnung, denken vielleicht, Ihre kranke traurige Miene verscheuche Leben und Munterkeit aus den Gesichtern und Sitten der Andern, und bilden sich nicht ein, daß es vorsetzlich angenommenes Wesen ist. Ich selbst bin nicht immer so natürlich und frey bey Ihnen gewesen,

als ich sonst gewöhnlich bin; und das bloß durch Gewalt des Beyspiels. Wäre ich nur so glücklich ein junger Mensch zu seyn, der unter Ihren Augen studirte und Sie oft sehen könnte; gewiß ich dächte, ich wollte mich ganz ungezwungen bey Ihnen betragen, und doch so, daß Sie mit mir zufrieden seyn sollten. Als ein Mädchen gienge das schon so gut nicht an; da wäre ich zu unwissend, um Sie oft, und auch abwechselnd und lebhaft genug zu unterhalten. Leider ist auch mein itziger Brief nicht so, daß er dieses könnte! Möchte er Ihnen wenigstens ein neues Zeugniß von den Empfindungen desjenigen Herzens ablegen, das Sie ewig lieben und verehren wird in

Ihrer

Dresden,
den 20. Julius
1769.

dankbarsten und ergebensten
ꝛc. ꝛc.

CLXXIX.

Liebste Mademoisell,

Ob ich Sie ganz vergessen habe? Nein, so böse bin ich nicht. Ich denke oft an Sie, und wünsche Ihnen und Ihrem Hause Gutes, und kränke mich, daß ich Ihnen so viel Antworten schuldig bin. Aber dieß ist es auch alles, liebe Freundinn, was ich thun kann; denn meine Kränklichkeit und die mir immer schwerer werdende Be-

rufsarbeit lassen mich fast zu keinem Briefe kommen, wenn mir ihn nicht eine dringende Pflicht abfordert. Seyn Sie also nicht unruhig über mein Stillschweigen, und ahmen Sie es nicht nach. Seyn Sie auch nicht unruhig wegen Ihres künftigen Schicksals; — sondern befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn, er wirds wohl machen. Der höchste und einzige Trost für uns alle. — Mein Bruder empfiehlt sich Ihnen ergebenst, so wie ich mich zugleich Ihrem ganzen Hause.

Leipzig, den 28. Sept. 1769. G.

CLXXX.

Bester Herr Professor,

Ihren Brief vom 28. Sept. erhielt ich erst gestern, den 9. October, und viel, viel Freude mit demselben. Daß Sie mich vergessen hätten — Nein, das habe ich nicht gedacht; und schwerlich, glaube ich, würde ich mich darüber getröstet haben, wenn es geschehen wäre. Nein! das thun Sie schon nicht. Sie kennen die aufrichtige — — warum' habe ich doch keine Worte, die den Charakter meiner Liebe für Sie beschreiben könnten! — Sie kennen mein Herz; Sie wissen, wie glücklich Ihre Freundschaft mich macht; und gewiß, Sie haben Recht; man ist einigermaßen böse, wenn

man

man nicht so viele Herzen glücklich macht, als man machen kann. Also habe ich nie an Ihrer fortdaurenden Gewogenheit für mich gezweifelt; auch habe ich nie gedacht, daß Sie mir Antworten schuldig sind. Doch will ich nicht läugnen, daß nicht vielleicht Ihr Stillschweigen die Ursache des meinigen gewesen seyn kann. Wüßte ich Ihnen nur immer etwas zu sagen, das interessant, oder unterhaltend genug für Sie wäre; ich würde, denke ich, nicht so lange geschwiegen haben.

Unser C*** hat mich letzthin, als er hier war, von Ihnen gegrüßt, mit einem Tone gleichwohl, bey dem ich dachte, daß Sie es ihm wohl nicht möchten aufgetragen haben; und das machte, daß ich mich nicht recht darüber freuen konnte. Ueber Ihren Brief freute ich mich mehr; denn das sah ich ihm gewiß an, daß Sie ihn geschrieben hatten. Wer könnte, wie Sie, eine so liebreiche aufmunternde Sprache mit mir reden? Doch auch, wenn Sie diese Sprache nicht mit mir reden, auch bey Ihrem Stillschweigen will ich nicht unruhig seyn, so lange ich noch von meinen Freunden erfahre, daß Sie leben und nicht krank sind. Auch über mein künftiges Schicksal will ich nicht unruhig seyn. Haben Sie etwas von meinem gegenwärtigen erfahren? Durch Herrn C*** könnte es seyn. Ich dachte es wenigstens bey einer Stelle Ihres Briefs, die mir darauf zu zielen schien; und ich weinte einige Thränen des Dankes für die Zärtlichkeit, womit Sie es berühren.

Ich setze voraus, daß Sie unterrichtet sind; sonst wollte ich Ihnen meine Begebenheit erzählen. Niemanden als Ihnen und meiner Freundinn in C** erzähle ich so gern, was mir begegnet. —

Die Hälfte meines Lebens mag ich wohl zurückgelegt haben. Im Ganzen ist es ruhig und glücklich gewesen. Warum sollte ich wegen der andern Hälfte in Furcht seyn? Viel Freuden habe ich genossen; zum Theil können sie nicht wiederkommen, aber andere können ihre Stelle besetzen. Wenn wir aufmerksam sind, finden wir täglich etwas Gutes, dessen wir uns freuen können.

Ich will bey jeder kleinen Gabe,
Die mir der Himmel schenkt, mich freun,
Und will den Weg, den ich zu laufen habe,
Mit Blumen mir bestreun.

Wir gleichen in unserm Leben dem Besitzer eines Gartens. Itzt sind Hyacinthen und Tulpen seine Freude; — ein vergängliches Geschlecht! Bald werden volle Rosen seine Gänge schmücken. Nicht lange darf er ihre Hinfälligkeit bedauren, so wird eine bunte Nelkenflor ihren Verlust ersetzen; und überlebt er den traurigen Winter, kann er wohl noch einmal Hyacinthen sehen. Aber freylich muß er nicht eigensinnig nur Eine Art der Blumen lieben, und die andern, an denen er seine Freude haben will, sorgfältig pflegen und sammeln.

Sie wissen es schon sonst, theuerster Herr Professor, wie ich über die Dinge dieses Lebens denke, und das ist gewiß meine wahre und eigenthümliche Denkungsart. Ich habe mich über einen Unfall zufrieden geben müssen, der schwerer war als dieß. Auf drey Theile Ruhe, und mehr, kann doch jeder Mensch sicher in seinem Leben rechnen; und in einem so kurzen flüchtigen Leben, in welchem uns unstreitig alle verdrießliche Begebenheiten weit schwächer als die erfreulichen rühren, ist dieses, denke ich, schon sehr viel. Die Kindheit ist eine Zeit des Leichtsinns, der Sorglosigkeit und des Spiels, und der Schlaf, durchs ganze Leben, eine Zeit der Vergessenheit, der Freyheit, Unabhängigkeit und Ruhe. Itzt bald werde ich zu Bette gehen, zur Freystatt vor jedem traurigen Gedanken, vor jeder unruhigen Furcht oder Sehnsucht. Wenn ich nun auf die nächsten sieben Stunden alles besäße, was Könige besitzen, oder besser, was sich mein Herz, wenn es wünschen wollte, nur wünschen könnte: so würde mirs doch von keinem Nutzen seyn; so wie, wenn alles, was ich in der Welt nur zu befürchten haben kann, geschehen sollte, oder bereits geschehen wäre, solches ebenfalls mir auf die nächsten sieben Stunden nicht schaden, ja nicht einmal mir bekannt werden könnte. Und das ist oft, wenn ich mich schlafen gelegt habe, einer meiner angenehmsten Gedanken gewesen, daß auch der unglücklichste Mensch, den ich (vielleicht ohne mein Verdienst,) den Tag über an Ruhe und Zufriedenheit so weit übertroffen habe; daß er

doch nun in dieser Stunde eben so glücklich seyn wird, als ich. Aber freylich ist der Schlaf ein Sohn der Gesundheit und der innerlichen Ruhe; und Ruhe und Gesundheit sind nur selten die Gefährten des Elends und der Noth — Ruhe, und ein erquickender gesunder Schlaf, müsse diese Nacht, und alle Nächte Ihres Lebens, Ihr Theil seyn!

Den 12. October.

Ist denn dieser Brief noch nicht lang genug, daß ich noch Einmal die Feder ergreife, daran zu schreiben? — Mein liebster, bester Herr Professor, wenn ich diesen Winter und künftig mehr und öfterer an Sie schreibe, als seit einiger Zeit geschehen, so müssen Sie nicht böse werden. Es ist gewiß; unsere Freunde haben es immer auf eine oder die andere Art mit zu empfinden, wenn uns etwas Verdrießliches begegnet. — — —

kann. Täglich lese ich beym Arbeiten etwas für meinen Verstand oder zum Vergnügen. Auch fangen ich und Fritzchen wieder an, Geographie und Historie zu studiren, und fast alle Abende schreibe ich etwas für eines oder das andere von meinen Freunden, oder ich übersetze aus dem Französischen oder Englischen. Itzt habe ich wohl meine Correspondenten nicht mehr so hübsch beysammen wie sonst. C*** ist der einzige von allen, mit dem sich nichts geändert hat. T** ist in die weite Welt, und man weis kaum, wie es ihm geht, und ob er noch an uns denkt. Meine G** in C** muß itzt nothwendig mehr für ihren Mann und für ihr Kind, als für ihre auswärtigen Freunde, leben. Vom Fräulein Sch** in K** erfahre ich wohl in der Welt nichts mehr. — — Ja freylich! die Blumen des Gartens verblühn; ein Geschlecht nach dem andern; und es können Wintermonate kommen, wo gar nichts blüht.

Eins bleibt mir gewiß; das Vergnügen, meine Freunde zu lieben. Diese Freude meines Herzens, Sie, meinen theuersten Freund, zu ehren und zu lieben, bleibt gewiß zeitlebens Ihrer

Dresden, den 12. October
1769.

CLXXXI.

Antwort auf den vorhergehenden Brief.

Ihre Briefe, gute Mademoiſell, ſind mir zwar alle lieb; aber der letzte vom zwölften October iſt mirs doch vorzüglich geweſen; nicht bloß wegen der Beredſamkeit, die darinnen herrſcht, ſondern noch mehr wegen der großen Gelaſſenheit, mit der Sie mit mir von einem Schickſale ſprechen, das Sie doch mit Recht beunruhigen könnte, und das auch die meiſten Ihres Geſchlechts bey ähnlichen Umſtänden aus. aller Faſſung bringen würde. Eben dieſen getroſten Muth bewundere ich an Ihnen. Danken Sie Gott für dieſen Sinn der Religion, der Sie beruhiget. — — —

CLXXXII.

Bonau, den 4. Sept. 1757.

Liebster * *,

Länger kann ichs nicht ausstehen, ohne zu wissen, wie Sie leben. Die letzte Nachricht, die mir L** von Ihnen gegeben hat, ist traurig; aber eben deswegen glaube ich sie nicht, oder mag sie doch nicht eher glauben, bis ich sie von Ihnen selbst erfahren habe. Freylich werden Sie noch nicht ganz gesund seyn; aber bettlägerig, das fürchte ich auch nicht. Nein, wenigstens nicht schlechter, als da Sie ins Bad giengen. Dieses ist ungefehr mein Zustand, und ich hoffe, es soll der Ihrige seyn, wenn ich nicht alles hoffen darf, was ich Ihnen wünsche. Schreiben Sie mir also bald; denn mein Exilium wird mir, entfernt von meinen Freunden, alle Tage unerträglicher, und ich seufze schon nach der Stadt, die ich vor sechs Wochen nicht ungern verließ. So widersprechend sind die Wünsche des Hypochondristen! Es fehlet mir hier auf dem Lande nichts, als daß ich nicht in meiner Ordnung, sondern vielmehr ein unnützes Geschöpf für die Welt bin. Ich bin müßig, ohne es seyn zu wollen; und lesen, denke ich, ist nicht viel besser als Müßiggang. Endlich wer kann lesen, wenn man alle Stunden mit neuen Nachrichten, falschen und wahren, erschrecket wird? Schreiben — ja auch das darf man nicht, denn wer kann schreiben, ohne zu klagen?

Sive

Sive pium vis hoc, sive hoc muliebre vocari;
Confiteor misero molle cor esse mihi.*)

Ich liebe Sie und bin Ihr ergebenster

G.

CLXXXIII.

An Ebendenselben.

Bonau, den 21. Sept 1757.

Wenn der Mann, dachte ich, da ich Ihren letzten Brief las, seine Beredsamkeit bey dir gelernet hätte, das wäre ein großer Lobspruch für dich; aber wenn du sein gutes Herz gebildet hättest, das wäre ein unendlich größrer. Er wünschet nicht ängstlich, gesund zu seyn, sondern nur die Krankheit mit einem christlichen Anstande und einem verständigen Muthe zu tragen. Bist du auch stets so gut gesinnt? Er klaget in einem langen Briefe gar nicht, oder doch sehr verschämt; und sein Kummer ist nicht die Schwachheit seines Körpers, sondern die Mattigkeit des Geistes, den er immer zur Tugend der Gelassenheit angestrenget wissen will. Wenn er auch darinne fehlet, daß er das Uebergewichte der Geduld und des Muthes in seinen Zufällen stets lebhaft fühlen will: so ist es doch

*) Man mag es fromm, man mag es weibisch nennen;
Bekenn ich doch, mein Herz sey weich.

doch immer der Fehler eines sehr guten Herzens, mit dem er dich beschämet, indem er sich selber beschämen will. So ungefehr dachte ich, mein lieber * *, als ich Ihren lieben, guten Brief las. Ich wünschte Ihnen Gesundheit, Heiterkeit des Geistes, und tausend kleine Gelegenheiten Gutes zu thun, weil Sie die größern itzt nicht ergreifen können. Was kann ich Ihnen heute, da ich dieses schreibe, anders wünschen? Und was ist mein Wunsch mehr, als eine natürliche Dankbarkeit für alle die Liebe, die Sie für mich haben, und seit so vielen Jahren für mich gehabt haben? Wirklich ist das mein eigenthümliches Glück, daß so viele rechtschaffne Leute, um die ich mich nie verdient gemacht, meine Freunde sind; aber in gewissen Stunden ist eben dieses Glück für mich die größte Demüthigung; denn soll ich wohl glauben, daß ichs vor Andern verdiene, oder genug verdiene? Daß ich kein ganz mittelmäßiger Autor bin, o das gebe ich gern zu, wenn mirs die Welt vorsaget; aber der fromme Mann, für den mich meine Freunde halten, lieber * *, o da macht mein Herz tausend Einwürfe, die aller Beyfall nicht widerlegen kann. „Wie oft fehlt mir zum Guten selbst der „Wille!“

Für Ihre politischen Neuigkeiten danke ich Ihnen nicht wenig. Ich habe in vierzig Jahren nicht so viel Zeitungen gelesen, als seit vier Wochen; und es ist mir etwas geringes, in die Schenke nach Meinewey zu gehn, und da zu warten, bis die Post ankömmt. Möchte doch der Tag der öffentlichen

Ruhe

Ruhe und das Ende meines müßigen Exils nicht mehr fern seyn! Wie freue ich mich, Sie bald umarmen zu können! — Leben Sie wohl.

G.

CLXXXIV.

An Ebendenselben.

Bonau, den 1. Nov. 1757.

An Sie kann ich wieder schreiben? *) O Gott, der Allmächtige, sey ewig gelobet, der mir das Leben von neuem geschenket hat! Ich umarme Sie, theuerster Freund, mit zitternden freudigen Händen, mit Thränen, mit brüderlicher Liebe. Freuen Sie sich mit mir, und danken Sie Gott mit mir; und nehmen Sie auch den Dank von mir an, den Sie durch Ihren Besuch in meiner Krankheit auf zeitlebens mir abverdienet haben. Gott segne Sie und Ihr Haus, und lasse mich bald einen Zeugen Ihrer Zufriedenheit seyn! — Genug für dießmal! Grüßen Sie meinen liebsten Heinen und Heyern und vorher Ihre beste Frau. Ich bin ewig Ihr

G.

CLXXXV.

*) Es waren die ersten Zeilen, die er nach seiner harten Krankheit in Bonau wieder schreiben konnte.

CLXXXV.

An Ebendenselben.

Bonau, den 15. Nov. 1757.

Wie bekümmert sind Sie nicht um meine Gesundheit und Ruhe, und wie ängstlich werde ich, daß ich nicht eben so dankbar seyn kann, als Sie besorgt und liebreich gegen mich sind! Ihr ganzer langer vortrefflicher Brief vom 11. November ist die Geschichte Ihrer freundschaftlichen Empfindungen gegen mich und die Fortsetzung Ihres Besuchs in meiner Krankheit. So wie mich Ihr Besuch gestärkt hat, so stärkt mich dieser Brief. Gott, was wäre das Leben der Menschen, ohne den Trost der Freundschaft; und wie viel würde mir bey meiner Zurückkunft nach Leipzig fehlen, wenn ich nicht wüßte, daß Ihr redliches und großes Herz mit aller seiner Liebe und seinem Werthe auf mich wartete! Ich höre Sie noch vor meinem Bette reden (denn sehen könnte Sie mein mattes Auge wenig) und fühle noch den sanften Schauer eines freundschaftlichen Kusses, den ich damals für den letzten mich einsegnenden Kuß hielt. Und eben Sie, liebster * *, den ich mehr zu sehen nicht hoffte, dessen Stimme ich zum letztenmale gehöret zu haben glaubte, soll ich bald, von neuem in das Leben gerufen, in Leipzig sehen, brüderlich umarmen, und über den Namen Freund, noch den Namen Gevatter von Ihnen hören? Ich starb, und siehe, ich lebe noch. O sey nun wieder zufrieden,

meine

meine Seele, denn der Herr thut dir Gutes! So rede ich mich oft an, um Freude und Dankbarkeit in meinem Herzen zu erwecken und zu erhalten. Wodurch soll ich doch meines neuen Lebens würdig werden, gnädiger und allmächtiger Vater! — — Dadurch, daß ich noch besser sterben lerne. Ja, liebster Freund, Sie haben Recht; nicht sowohl die Hand meines geschickten Arztes, als der Wunsch und das Gebet meiner Freunde, haben mir das Leben wieder gegeben; denn ich weis, daß meine besten Freunde, Freunde Gottes sind. Welche Glückseligkeit für mich und welcher Ruhm für meine Freunde, und besonders für Sie, theuerster **! Ich mache Ihnen keinen Lobspruch; aber ich kann auch meine Empfindungen, um den Verdacht des Lobes zu vermeiden, nicht zur Hälfte nur ausdrücken. — Sie böten mir gern einen Wagen und Freunde, die mich abholen sollten, an, wenn Sie meiner Gesundheit trauen könnten? Und ich würde dieses Anerbieten, als einen Ruf der Pflicht zurück zu kommen, ansehen und ergreifen, wenn ich selbst ihr trauen könnte. In der That sammeln sich meine Kräfte. Wird die Witterung günstig, billigt es Springsfeld und Heine, läßt es meine besorgte gnädige Wirthinn zu: so hoffe ich mit Gott bald bey Ihnen zu seyn. Möchte doch die allgemeine Ruhe, nach der wir seufzen, deren Verlust wir in dieser Gegend nur gar zu sehr empfunden haben, vor mir hergehen! Seit sechs Wochen, o da habe ich viel erfahren! Vielleicht bitte ich Sie bald um einen Wagen; denn ich

fürchte hier den Mangel der Pferde, und möchte doch gern vor der Niederkunft Ihrer lieben Christiane bey Ihnen seyn; sie segne nun Ihr Haus durch eine Tochter, oder einen Sohn. Wünschen Sie ihr in meinem Namen Gesundheit und den Heldenmuth einer Gebährerinn, die da weis, daß sie Unsterbliche zeugt, für die Welt und den Himmel zugleich. — Die gnädige Frau und ihr Gemahl versichern Sie, liebster * *, aller Hochachtung und Ergebenheit, nebst Ihrem ganzen Hause. Ich aber bin zeitlebens der Ihrige

G.

CLXXXVI.

An Ebendenselben.

Bonau, den 21. Dec. 1757.

So wenig Ihre Briefe an mich in dem bescheidnen Verstande, den Sie angeben, Ihr Beruf sind; so sehr sind sie es aus einer andern Ursache, weil sie mich ergötzen und erbauen. Ich habe Ihre ganze feyerliche Morgenbetrachtung auf mich anwenden können, und ich werde mir sie noch mehr als einmal vorlesen, wenn sich mein Herz weigert, den Tod lebhaft zu denken, das erst fürchterliche und dann heilsame Bild. Die erste Seite Ihres Briefs war traurig für mich. Ein sanftes Herz, das Herz meines Freundes; und gegen dasselbe

harte, rauhe, demüthigende Begegnungen! Ich las voll Mitleiden und Widerwillen fort. Nun, dachte ich auf der dritten Seite, der Mann, wenn er gleich leidet, und nach deinen Gedanken nicht leiden sollte, ist doch in der Seele glücklich und weit größer als die, die ihn erniedrigen. Ich kam auf Ihre Verse, den Schluß Ihres Briefs:

Er thut, was er gedacht — wird der, der er will seyn,
Und wie ein Frommer stirbt, so festlich schläft er ein.

Selige Prophezeihung, wenn du sie erfüllst! sprach ich zu mir selbst. Ja, wenn du sie erfüllst, o wer ist glücklicher als du! Gebe es Gott, mein lieber **, daß ich diesen Gedanken lebhaft mit in das neue Jahr nehme, und um das Glück der letzten Zeile zu erlangen, den Innhalt der ersten täglich von Herzen, so schwach auch dieses Herz seyn mag, ausübe! Dieß Glück und kein anders bitte ich von Gott in dem neuen Jahre, und was ich mir bitte, bitte ich auch Ihnen; und was dieses Glück hindert, so angenehm es uns auch seyn möchte, sey ewig fern von uns! Bleiben Sie mein Beyspiel und mein Trost. Gehn Sie muthig auf dem Pfade Ihres Lebens fort; uns schützt eine allmächtige und gnädige Hand. Was sorgen wir denn?

G.

CLXXXVII.

CLXXXVII.

An Ebendenselben.

Bonau, den 28. Jan. 1758.

Immer klagen Sie, ich höre es gern, und ich erbaue mich aus Ihrer Traurigkeit eben sowohl, als aus Ihrer Freudigkeit. Was können wir bey dem frühen Tode der Rechtschaffnen bessers thun, als daß wir an den unsrigen denken und uns mit eben dem Geiste auf ihn zubereiten, mit dem sie ihn christlich und selig überwunden haben? Der liebe Cronegk! Gott hat ihn der Welt entnommen. Der liebe * *! Gott giebt ihm das Leben noch, und schenkt ihn mir und der Welt. Getrost mein Freund! Wäre unsre Tugend die Ursache unsers ewigen Glücks: so müßten wir alle verzweifeln; aber wir haben ein göttliches Verdienst, das muß unsre Herzen unter dem aufrichtigen Gefühle ihrer Unwürdigkeit stillen und trösten. Ist Gott für uns, wer mag wider uns seyn? Welche Hoheit der Religion über alle Kraft der Vernunft! Ich umarme Sie brüderlich und danke Ihnen für die Thränen, die Sie mit mir über Cronegks Tod geweinet. Ich habe eine kleine Verordnung aufgesetzt, wenn ich etwa bald sterben sollte. Sie kommen einigemal darinnen vor. — — — — Der Tod! welcher unendliche Gedanke! Leben Sie wohl mit Ihrer lieben Christiane und Ihren Söhnen. — Ich bin der Ihrige

G.

CLXXXVIII.

An Ebendenselben.

Bonau, den 22. May 1759.

Ich schreibe heute an Sie, und zwar aus derselben Stube, wo Sie mich vor zwey Jahren auch an einem Sonntage in einer sehr elenden Gestalt angetroffen und mit Ihrem Besuche erquicket haben. Ich möchte gern zu der Empfindung des Vorzugs kommen, den ich itzt vor der damaligen Verfassung genieße; aber ob ich gleich nicht auf dem Bette seufzen darf, ob ich gleich, indem ich dieses schreibe, die Allee, den Berg mit seinem Getraide, den Himmel mit seiner Sonne ganz offen vor mir sehe: so freue ich mich doch viel zu wenig über mein Glück; und daß ich dieses mir nicht leugnen kann, ist für mich schon Ursache genug zur Unzufriedenheit. Nach diesem mich demüthigenden Eingange will ich so wenig mehr von mir selber reden, als es möglich seyn wird. Was machen Sie also, mein lieber * *? — — — —

— — — — — — — — —

An den armen Thomä denke ich oft; aber ich fürchte, er wird nicht mehr leben, wenn ich nach Leipzig komme; eben der Mann, der viel gesünder und stärker war, als ich und tausend Andere. Doch ist denn ein guter Tod nicht das größte Glück? Warum denke ich ihn so wenig von dieser Seite? Bete für deine sterbende Freunde, und stirb täglich

lich in Gedanken, und sey fromm und fröhlich. — — — — — — — — — —

Die Frau von Z** und ihr Gemahl wünschen, daß Sie sie von Lauchstädt aus besuchen möchten; und ich dächte, Sie thäten es und brächten Ihre Frau mit. Sie haben mich nebst dem Kammerherrn S** feyerlich in Rippach eingeholet, und derselbe Abend war für mich wirklich angenehm. In der That fehlet mir nichts in Bonau zu meiner Freude, als ich mir selber und etwas mehr Gesundheit. —

Leben Sie wohl. Ich küsse Sie und die Ihrige, und bin Ihr ergebenster

G.

CLXXXIX.

An Ebendenselben.

Leipzig, den 8. Jun. 1759.

Der Tod Ihrer seligen Großmutter hat mich nicht erschreckt, aber desto mehr Ihre Hinfälligkeit bis zum Bettlägrigwerden. Wollte doch Gott Ihnen das geben, was ich in der Pfingstwoche so oft für mich erbeten habe, Kraft zur Gelassenheit und zu einer muthigen Ergebung in alle seine Schickungen! Ich habe den andern und dritten Feyertag in Bonau das ausgestanden, was ich

in meinem Leben nicht gefühlet und was ich Ihnen nicht beschreiben kann. Trösten Sie sich mit mir, guter * *. Gott sorget für uns; darum lassen Sie uns weniger sorgen. Was kann mir wiederfahren, wenn Gott mich will bewahren? Und er mein Gott bewahret mich, und wird geben, daß alles zu unserm wahren Besten diene. Diesen Trost tief in meine Seele zu drücken, ist meine Arbeit, auch wenn ich fühle, daß ichs nicht vermag. Gott ist die Liebe und unser Erlöser unsre Kraft und Stärke und Seligkeit. Vielleicht findet Sie dieser Brief gebessert; und ich habe weit mehr Vertraun zu Ihrer Gesundheit, als zu der meinigen, die mich kaum diesen Brief ohne Beängstigung schreiben läßt. — — — — — —

— — — — — — — — —

Ich bin gestern wieder in Leipzig angekommen und weine, daß Sie nicht da sind; denn alles ist für mich öde und leer. Aber Muth und Geduld. Ohne Ergebung in die göttlichen Rathschlüsse ist keine wahre Ruhe der Seelen. Er weis allein, was uns dienet, und ist mit seiner Kraft in dem Schwächsten noch mächtig, der sie suchet und nützet. Nun guter * *, kommen Sie gestärkt, und wenn es möglich ist, bald wieder zu uns. Ich grüße Ihre liebe Frau und Ihr ganzes Haus herzlichst und ergebenst.

G.

CXC.

An Ebendenselben.

Störmenthal, den 19. Sept. 1759.

Ich denke so oft an Sie, ja ich bete selten für mich, ohne zugleich für Sie zu beten; warum sollte ich also nicht auch oft an Sie schreiben, da ich Zeit genug übrig habe? Es ist wahr, daß sich mein Unvermögen auch bis auf die Briefe erstrecket; aber um diesem Unvermögen nicht nachzugeben, will ich lieber schreiben, und Ihnen, wo nicht durch den Brief, doch durch meine Uebermindung ein Vergnügen machen. Meine Umstände sind fast eben diejenigen, in denen Sie mich letztens verlassen haben, und ohne klagen zu wollen, sage ich Ihnen, daß ich viel leide; viel, das weis Gott. Aber ich suche mich mit dem Troste seines Wortes zu beruhigen, mich zu stärken, wenn ich schwach werde, und zu hoffen, wo nichts zu hoffen scheint. Niemals habe ich vielleicht so sehr empfunden, wie wenig der Mensch ohne den beständigen Einfluß der göttlichen Gnade vermag, als in diesem Jahre, und ich lerne Davids Bekenntniß verstehen: Wenn dein Wort nicht wäre mein Trost gewesen, so wäre ich vergangen in meinem Elende. Ich lerne die Worte, Röm. 9. verstehen: „So liegt es nun nicht an jemands „Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbar„men.“ Er muß uns Kraft geben, unser Elend

und Verderben lebendig zu erkennen und zu fühlen, und Kraft, seine freye Gnade in Christo zu glauben, und ohne alle unsre Würdigkeit und vielmehr als die Unwürdigsten, uns zuzueignen, unser Gewissen dadurch zu beruhigen und im Glauben an diese seine Gnade, an die Vergebung aller unsrer Sünden um Jesu Christi willen, uns mit Liebe und Vertraun zu ihm, mit der Hoffnung des ewigen Lebens und mit Lust und Kraft zum Guten und einem heiligen Abscheu vor allem Bösen zu erfüllen. O liebster * *, wie sehr sollte ich Gott bloß für die Wohlthat danken, daß ich einen Freund an Ihnen habe, mit dem ich so christlich reden und durch dessen Beyspiel ich mich erwecken und trösten kann. Ja, des Menschen Herz ist ein trotzig und verzagtes Ding. Wenn Gott es demüthiget, und zur bessern Kenntniß sein selbst, seiner Sünden, seiner bösen Neigungen und seines Unvermögens, sich selbst zu heiligen, bringen will: so flieht dieß Herz zu seinen eignen Bemühungen, sich zu helfen, und sich von seiner Angst durch Thränen und Gebete, durch Lesen und Studiren, durch gute Werke, durch mühsame Einsamkeit zu befreyn, und Gott zu bewegen, ihm das Verdienst des Erlösers deswegen zu Gute kommen zu lassen. Luther sagt an einem Orte: „Wenn der Glaube rein und ungefärbt „bleibt, fusset und gründet er sich nicht auf mich „selbst, noch mein Thun, daß mir Gott darum „sollte gnädig seyn, wie der falsche Heuchelglaube „thut, welcher menget in einander Gottes Gnade „und mein Verdienst, ob er auch wohl die Worte

„behält

„behält von Christo, aber doch des Herzens Zu-
„versicht setzet heimlich auf sich selbst, also daß es
„nur eine angestrichne Farbe ist — Das hebe
„an und versuche es, wer da will, so wird er se-
„hen und erfahren, wie trefflich schwer es sey, und
„wie sauer es wird, daß ein Mensch, der sein
„Lebtage in seiner Werkheiligkeit gesteckt, sich her-
„ausschlinge und mit ganzem Herzen erhebe durch
„den Glauben in diesem einigen Mittler. Ich
„habe es nun selbst schier zwanzig Jahre gepredi-
„get, daß ich sollte heraus kommen seyn; noch
„fühle ich immerdar den alten anklebischen Unflat,
„daß ich gern mit Gott so handeln wollte, und et-
„was mitbringen, daß er mir seine Gnade für
„meine Heiligkeit müßte geben, und will mir nicht
„ein, daß ich mich so gar soll ergeben auf die bloße
„Gnade, und muß doch nicht anders seyn.“ — —
Wie bewundre ich den seligen Luther in seiner bi-
blischen Weisheit, in seiner freymüthigen Aufrich-
tigkeit und großen Demuth; und wie sehr fürchte
ich, daß Gott oft ein erwecktes Herz, das sich aber
selbst helfen will, nicht anders von seinem Irrthu-
me und heimlichen Unglauben heilen und zur Er-
kenntniß seines großen Elends bringen kann, als
wenn er es einige Zeit durch Entziehung seiner
Gnadenkräfte sich selbst, seiner Weisheit und Stär-
ke, das ist, seiner Thorheit und Schwachheit über-
läßt. Alsdann fühlen wir, wieviel Böses noch
in uns wohnet; und wie selbst die Leidenschaften
und Neigungen, die wir am gewissesten und seit
vielen Jahren besiegt zu haben glaubten, noch in

uns da sind, und nach der Herrschaft streben. Alsdenn fühlen wir bey den Anklagen unsers Gewissens, wie wenig wir seine Unruhen stillen können, und wie nicht unsre Lebensbesserung, sondern das göttliche und unendliche Verdienst unsers Erlösers der Grund unsrer Gnade bey Gott allein, ganz allein seyn, und wie uns Gottes Geist durch den Glauben umbilden, heiligen und getrost machen muß. — Liebster * * ich habe viel geschrieben, möchte ich doch etwas Gutes für mich geschrieben haben! —

Und wie leben Sie denn? Mein Herz sagt mirs, daß Sie glücklicher leben als tausend andre Menschen. Ich bitte Gott darum, bitte, daß er mich diesen Tag, so schwer er auch seyn mag, geduldig und voll Hoffnung wolle zubringen, und nicht so kleinmüthig seyn lassen. Wer einen Gott zum Erlöser und Helfer hat, sagte Cramer einstens zu mir, der soll nicht traurig seyn, wenigstens es nicht bleiben. Ich grüße Ihre liebe, fromme, vortreffliche Frau, das Glück Ihres Lebens, und bin ꝛc.

G.

CXCI.

CXCI.

An Ebendenselben.

Störmenthal, den 13. April 1760.

Sie wollen mich auf den Freytag abholen? Das ist viel Freude für mich, wenn mir anders die Freude nicht unmöglich geworden ist. — — — Ich für meine Person kann alle Stunden fort; denn das Land hat so wenig Reiz für mich, als die Stadt, und ich weis nicht, welcher traurige Geist sich meiner bemächtiget hat, daß gar keine Freude in mein Herz kömmt. Mein Kopf, mein armer Kopf, ach der ist gespannt, gebunden, und alle Gedanken liegen an Fesseln, nur die beschwerlichen nicht. Lieber Gott, wie nichts, wie gar nichts ist der Mensch! Aber vielleicht soll ich dieß besser lernen, weil ichs noch nicht genug weis oder wissen will. — Die Frau von Z** erwartet mich, und heimlich bedaure ich sie, daß sie mich erwartet. Gleichwohl ist es Pflicht, daß ich eine Dame besuche, die so viel Vertrauen und Freundschaft für mich hat, daß sie sich von meinem Besuche viel Vortheil verspricht. Vermuthlich werde ich also künftige Woche nach Bonau gehen, an einen Ort, wo ich durch zwo Krankheiten unendlich an meinem Charakter gelitten habe. Aber so viel habe ich doch nicht gelitten, daß ich nothwendig klagen und ungeduldig seufzen muß. Nein, wenn auch das Elend unsre Schuld nicht wäre: so

ist

ist doch der Mangel der Gelassenheit und Geduld im Elende gewiß stets unsre Schuld. Wen beschäme ich also, wenn ich klage, als mein eigen Herz? Und also hätte ich weiser gehandelt, wenn ich von mir selbst geschwiegen hätte. Aber ich dachte, weil ich mit Ihnen redte, so dürfte ich einmal klagen, das heißt, fehlen.

Ich bin der Ihrige

G.

CXCII.

An Ebendenselben.

Störmenthal, am 4. Sept. 1760.

Weil sich meine Zurückkunft verzieht, so seyn Sie so gütig und übergeben Sie unterdessen an G*** die halbjährige Pension, die ich ausgezahlet bekommen soll. Ich schäme mich, daß ich so viel Glück vor tausend Andern habe, die es mehr verdienen und vielleicht weit nöthiger brauchen. Bedenken Sie nur, mein lieber **, ich habe in diesem traurigen halben Jahre kein Collegium endigen und also nichts verdienen können; gleichwohl habe ich mehr eingenommen, als wenn ich sechs Collegia gelesen und noch so viel gearbeitet hätte. Eben diese Anmerkung muß ich auch von dem Jahre machen, da ich in Bonau krank lag. Eine Dame aus Liefland schickte mir zweyhundert

Thaler

Thaler mit einer Art, als ob ich sie ihr abverdienet hätte. Kurz, je unvermögender meine Seele zur Arbeit und zum Bücherschreiben geworden, desto reichlicher sind auch meine Einkünfte geworden. Habe ich nicht noch im vorigen Jahre eine Pension erhalten, ohne zu wissen, wer mir sie giebt? Diese Spuren der göttlichen Fürsorge, die mein Herz erfreun und stärken sollten, erwecken so wenig Zufriedenheit und Dankbarkeit in mir, daß ich verdiente, alles dieses Glück zu verlieren. Gott vergebe mir meine Unempfindlichkeit! Ich weis nicht, wie sie nebst tausend andern Uebeln in mich gekommen ist. Vermuthlich habe ich mich nicht gekannt, und soll mich auf diese bittre Weise besser kennen lernen; und wenn dieß geschieht, welche Wohlthat wird das Elend für mich in den künftigen Tagen werden! — — — —

Warum ich nicht nach Leipzig komme? Das weis ich selbst nicht. Das Vergnügen des Landlebens ist gewiß nicht die Ursache, und auch nicht die Liebe zur Bequemlichkeit. Vielleicht fürchte ich in Leipzig noch schwerere Tage, als ich hier trage; vielleicht ist es Unentschlossenheit und Krankheit. — — — —

Ich bin zeitlebens der Ihrige

G.

CXCIII.

CXCIII.

An Ebendenselben.

Störmenthal, im September 1760.

Der Brief, durch den Sie sich um meine Ruhe verdient gemacht haben, ist nicht bloß ein Beweis Ihrer Freundschaft gegen mich, die groß ist, sondern Ihres Herzens voll christlicher Liebe und voll Eifer für die Ehre Gottes. Der Mann, dachte ich im Lesen, klaget über seinen Gemüthszustand, und du siehst in seinem ganzen Briefe nichts, als Demuth gegen Gott, nichts als Verlangen nach seiner Gnade, nichts als Verlangen nach wahrer Selbsterkenntniß, nichts als Unterwerfung und Ergebung in alle göttliche Schickungen, nichts als Begierde, dich zu beruhigen und in Gott gelassen zu machen; o wie sehr hat er das, was er nicht zu haben meynt; denn wo diese Neigungen sind, da ist gewiß der Geist Gottes, wenn wir auch die Freudigkeit des Glaubens nicht empfinden. Danken Sie Gott, wenn Sie dieses lesen, für das, was Sie durch seine Gnade haben, und seyn Sie versichert, daß er Ihnen noch mehr geben wird; er, der überschwenglich thut über alles, was wir bitten oder verstehen. Ich will Ihre Erinnerungen nützen, so sehr ich kann. Ich glaube, daß sie wahr sind, weil es mir einige Mühe kostet, sie ganz für wahr zu halten, und weil sie aus dem Herzen des aufrichtigsten und eifrig-

sten

sten Freundes kommen, der nichts sucht, als mein wahres Glück. Gott belohne Sie für diesen Dienst. — Er thue was ihm wohlgefällt. Er ist der Herr, und ich bin sein Geschöpf. Was ich leide, ist unendlich wenig gegen das, was der Sünder ohne seine Gnade in Ewigkeit verdienet hat. Er stärke meinen Glauben an den Erlöser der Welt, und lasse mich nicht bloß die Befreyung von meinem Uebel wünschen und bitten, sondern Geduld und Demüthigung unter seine Hand; daß ich mit ganzem Herzen, wie David, sagen könne: Ich harre des Herrn, meine Seele harret und ich hoffe auf sein Wort. — Er begehret mein, so will ich ihm aushelfen, er rufet mich an, so will ich ihn erhören. Aus Gnaden macht er uns selig, nach seiner Barmherzigkeit, nicht um unsrer Werke willen; Gottes Gabe ist es, auf daß sich nicht jemand rühme. — Liebster Freund, ich wiederhole meine Danksagungen, und hoffe, Sie werden uns heute oder doch bald besuchen. Beten Sie ferner für mich, daß ich stark werde aus der Schwachheit und mir an Gottes Gnade gnügen lasse. Er ist treu und läßt uns nie versucht werden über unser Vermögen. — — — —
Gott sey mit Ihnen.

G.

CXCIV.

CXCIV.

Mein liebster Gellert,

Eine Gewissensrüge an Sie? — Die war mir in der That sehr unerwartet. Und wem sollte sie es nicht seyn? Da eine sorgfältige Gewissenhaftigkeit, eine durchgängige Ehrerbietung gegen Religion und Tugend, ein so unstreitiger, so vorzüglicher Ruhm Ihrer Schriften ist? Armer Freund, wie dauern Sie mich! Da Sie ohnedieß hypochondrisch genug sind, muß sich von allen Seiten her alles vereinigen, Sie noch hypochondrischer zu machen. Ein Ungenannter, der außerdem Ihren Schriften das gebührende Lob ertheilt, will dennoch nicht wenig moralische Schwächen darinnen entdeckt haben, und fordert Sie in einem Briefe auf, „bey einer neuen Ausgabe „denselben abzuhelfen, in allen auch nur anstößig scheinenden Stellen die strengsten moralischen Verbesserungen ja nicht zu verabsäumen; und das zwar zur Ehre des Gewissens und „der Religion.“ Wie sehr Sie besonders itzt, da Ihre sämmtlichen Schriften gerade von Ihren Verlegern in eine Sammlung zusammen gedruckt werden, dadurch haben beunruhigt werden müssen; das habe ich mir leicht vorstellen können. Sie haben ja nur erst jüngsthin gegen mich geklaget, daß Sie sich schon seit geraumer Zeit wegen der Ihnen mangelnden Heiterkeit des Geistes ungeschickt fühlen, diejenigen Aenderungen zu unternehmen, die Sie, vornehmlich in Ihren

Lust-

Lustspielen und Briefen, zu machen gewünscht hätten.

Ich habe sein mir überschicktes Schreiben gelesen und wieder gelesen, und sorgfältig geprüft. Sie verlangen mein unpartheyisches Urtheil davon zu wissen. Hier ist es. Aber Sie werden, so wenig Sie bey Ihren gegenwärtigen Gesundheitsumständen dazu aufgelegt sind, Geduld haben müssen, viel zu lesen; denn der Brief des Ungenannten ist lang; die Beantwortung seines Innhalts wird also auch nicht kurz ausfallen können.

Der Verfasser zeigt in seinem Briefe allerdings, wie er mehrmals von sich versichert, einen brennenden Eifer für Tugend und Religion. Aber ist es auch ein durch richtige Einsichten aufgeklärter Eifer? Darauf möchte er wohl keinen Anspruch machen können. Bey einem wahrhaft frommen Herzen verräth er doch überall viel Schwäche des Verstandes, und es wird schwer halten, bey der Widerlegung seiner Zweifel und Einwendungen in einem so ernsthaften Tone zu bleiben, als er bey seinen redlichen Gesinnungen wirklich verdient. Seine Grundsätze sind theils ganz falsch, theils nur zur Hälfte wahr. Oder wo auch gegen die Richtigkeit der Grundsätze nichts einzuwenden ist, da leitet er aus diesen richtigen Grundsätzen sehr unrichtige Folgerungen her. Doch es ist nicht genug, daß ich das sage; ich muß es auch beweisen. Lassen Sie uns denn zur Zergliederung seiner Sätze kommen.

Sein erster Satz betrifft die lachende und beißende Bestrafung der Laster. In Ansehung derselben „glaubt er durch moralische Gründe überzeugt zu seyn, daß man das Laster niemals possierlich, wohl aber thöricht und abgeschmackt vorstellen könne, weil sich bey dem Possierlichen leicht der Begriff des Angenehmen uns unvermerkt mit einmischt, welches besonders bey der Wollust zu besorgen ist.“ Der Satz ist scheinbar; aber zu einer so strengen Richtigkeit, als bey einer Regel der Prüfung nöthig ist, möchte er wohl eine genauere Bestimmung nöthig haben. Was versteht der Verfasser unter Laster? Was unter possierlich vorstellen? Und wie mischt sich bey dem Possierlichen unvermerkt der Begriff des Angenehmen ein?

Aus dem Laster soll ich niemals einen bloßen Spaß, niemals das, was man eine Schekerey nennt, machen. Das würde der Leichtsinn sehr geschwind ergreifen. Es ist nicht zu läugnen, daß solches von manchen alten und neuen Dichtern geschehen sey; besonders in Absicht auf die Ausschweifungen der Wollust. Oder warum wollten wir ihrer schonen? Lassen Sie sie uns bey Ihrem eigentlichen Namen Laster der Unzucht nennen. Schwerlich wird dergleichen Verfahren jemand, der die Ehre der schönen Künste aufrecht erhalten will, vertheidigen. Auch der Verfasser führet hier zur Erläuterung die Wollust an; aber er bestimmt nicht, ob er damit ihre wirklichen Ausschweifungen, oder nur ein verliebtes Tempe-

rament

rament meyne. Wenn er die erstere dabey im Sinne gehabt haben sollte; wie käme er zu dieser Bemerkung bey Ihren Schriften?

Was ist denn also dem Verfasser Laster? Nimmt er das Wort im bürgerlichen Verstande für die gröbern Laster? Da hat er freylich Recht. Wer wird Unzucht, Ehebruch, Diebstahl, Spitzbüberey, Todtschlag, Meuchelmord weiter nichts, als lächerlich machen wollen? Sie verdienen Abscheu. Ihre Namen empören. Sie müssen nie anders vorgestellt werden, als Abscheu zu erwecken; und, das zu thun, wird noch keine sehr warme Liebe zur Tugend erfodert. Nimmt aber der Verfasser das Laster im theologischen Verstande, der auch, genau genommen, der moralische ist; welche böse Neigung, wenn sie in der Seele herrscht, wenn sie Leidenschaft ist, wird da nicht darunter begriffen seyn? Und dann möchte der Verfasser sich wohl nicht auf dem rechten Wege befinden, und noch weniger, wenn er vielleicht gar die Anlage und den Hang dazu, ehe sich noch daraus das Laster ausgebildet, kurz alles, was dazu führen kann, mit darunter zusammenfassen sollte. Denn was heißt bey ihm possierlich vorstellen? Soll es überhaupt nur so viel sagen, als lächerlich machen; nicht eine besondre Art, etwas lächerlich zu machen, anzeigen; so ist gar viel dawider einzuwenden. Alle Thorheit machet, als Thorheit, lächerlich; und das Laster, als thöricht vorzustellen, das hält ja der Verfasser des Briefs selber für erlaubt. Ja es ist noch mehr als erlaubt; es ist der

Tugend so gar zuträglich, wenn die Gebrechen der menschlichen Seele auf mehr, als eine Art, angegriffen werden. In vielen Fällen ist es sehr heilsam, wenn man auf die Thoren, auch vor der Welt, ein Lächerliches wirft; denn das fühlen sie noch am ersten, da nicht selten den ernstern Gründen aller Zugang ganz verbaut ist. Um auf das von dem Verfasser angeführte Beyspiel der Wollust zurückzukehren; was sollte denn wohl hindern, solche Gecken, die gleich in jede weibliche Gestalt sich verlieben, durch Satyren dem Gelächter bloß zu stellen? Vielleicht daß wenigstens einer oder der andere das Unanständige davon empfindet, und sich schämen lernet. Eine wahre und sittliche Besserung wird durch alle Werke des Witzes und Geschmacks nicht bewirket werden. Das gebe ich gern zu. Aber philosophische Abhandlungen werden das eben so wenig ausrichten, und denen wird es doch Niemand zum Vorwurfe machen, daß sie nicht die Kraft der geoffenbarten Religion haben. Denn deren Werk allein ists, den Menschen moralisch zu bessern. Es sey denn bloß eine bürgerliche Besserung, welche eine lachende und beißende Satyre hervorbringt. Auch dadurch ist nicht wenig gewonnen. Da sie manche Hinderniße aus dem Wege räumet; so wird durch sie der moralischen vorgearbeitet. — Vielleicht führet die Satyre den Thoren auch nicht einmal bis dahin, sondern macht ihn bloß schüchtern, daß er mit seinen Thorheiten mehr zurück hält. Und so wird der Nutzen davon der seyn, daß sie weniger ansteckend sind. —

sind. — Doch ich will offenherzig gestehen, daß man nicht einmal das sich allezeit versprechen dürfe. Selten haben Thoren so viel Anlage zur Selbsterkenntniß, daß sie in dem vorgehaltenen Spiegel ihr eignes Bild erblicken. Weit öfter werden sie dabey auf ihren Nachbar weisen. Wer kann indessen dafür, daß sie gemeiniglich unheilbar sind? Und auf sie und ihre Besserung haben auch Komödien und Satyren, es sey in Lehrgedichten oder in Erzählungen, nicht ihr eigentliches Absehen. Sie sind vielmehr eine Art des Prangers. Der Pranger wird den, der bis dahin verfallen ist, daß er daran gestellt werden müssen, schwerlich bekehren. Aber er warnet und schrecket doch den, der etwan einst in die Versuchung kommen könnte, sich des Prangers würdig zu machen; und ist das nicht Wohlthat für die Welt? Meine Feder läuft, wie ich sehe, schnell fort, weil sie in ein Feld geräth, dem so oft eine schiefe Aussicht in dasselbe ein ganz falsches Ansehen giebt. Ich muß einlenken; denn es könnte seyn, daß hier meine Antworten den Verfasser des Briefs nur seitwärts träfen. Erlauben Sie mir also nur, lieber Freund, über das Possierliche noch ein paar Worte hinzuzufügen.

Selbst das Possierliche; wenigstens eine gewisse Gattung desselben würde ich von der Bestrafung der nicht bürgerlichen, sondern bloß moralischen Laster, wenn zumal der Lasterhafte durch sie nicht sowohl Andern, als sich selbst schadet, nicht ganz ausschließen. Der Geiz ist unstreitig ein solches Laster; und Molierens Geizhals ist

gleichwohl voll von possierlichen Zügen. Wer wird es nicht z. E. possierlich finden, wenn der Geizhalz, weil er zween Lichte auf Einem Zimmer für unnütze Verschwendung hält, das eine davon sorgfältig auslöscht, dieß, so oft es verstohlen wieder angezündet worden, zu wiederholen nicht müde wird, und zuletzt sein Licht, um es zu retten, in die Hosentasche steckt? Eben so possierlich ist es, wenn der Geizhals in des Goldoni wahrem Freunde die eingekauften Eyer durch einen Ring mißt, ob sie nicht zu klein sind. Man wird sich des Lachens, und folglich auch einer angenehmen Empfindung nicht dabey enthalten können; denn Lachen ist eben so der natürliche Ausdruck von der Empfindung einer starken in die Augen springenden Ungereimtheit, wie es Seufzer und Thränen von einem heftigen Schmerze sind. Und sollten diese possierlichen Vorstellungen wirklich der Tugend schaden? Wenn von Molierens Lustspielen nicht zu läugnen ist, daß sie viel moralische Fehler an sich haben; so gehören doch dergleichen Züge gewiß nicht mit darunter.

Aber wenn etwas possierlich vorgestellt wird, mischt sich, uns unvermerkt, gar zu leicht der Begriff des Angenehmen ein. Das klingt gründlich und tief gedacht; und ist es doch nicht. Wie und wo mischt sich der Begriff des Angenehmen ein? In die Empfindung des Ungereimten, die in dem Zuschauer erweckt wird? Oder in die Vorstellung, die man sich aus so treffenden Zügen von der Kunst des Dichters macht?

macht? Oder endlich, in den Begriff des vorgestellten Lasters? Das letzte wird wohl Niemand behaupten wollen. Das Laster des Geizes wird durch solche possierliche Vorstellungen gewiß nicht reizend; ja nicht einmal um das mindeste erträglicher. Kein Zuschauer, selbst kein Geizhals, oder der noch bloß eine Anlage zum Geize hat, wird dabey in die Versuchung gerathen, dergleichen nachzuthun. Sein erster Gedanke wird vielmehr der Vorsatz seyn, daß er sich wohl hüten will, sich selbst so lächerlich zu machen. Ist aber das erstere, daß sich in die Empfindung des Ungereimten, oder in die Vorstellung von der Kunst des Dichters eine angenehme Empfindung einmischt: wer kann daraus schlimme Folgen befürchten? Wer wird hier etwas Unmoralisches finden? Ich würde also das Wort possierlich gegen das Wort drollicht vertauschen, und den Satz also ausdrücken: Drollicht dürfen wirkliche Laster niemals vorgestellt werden, sondern bloß menschliche Schwachheiten, als wunderliche Launen der Denkungsart, Fehler eines guten Herzens, Arten des Uebelstandes. Grobe Laster müssen in der Vorstellung nie anders, als verabscheuungswürdig, erscheinen, und auch die andern Laster muß man nicht bloß lächerlich machen wollen, sondern gleichfalls mit ernstern Waffen bestreiten.

Aber nun bleibt noch immer die Frage übrig: Wozu diese Bemerkung hier? Sie muß ja wohl ein Tadel, der auch Ihre Schriften treffe,

seyn sollen; da sie in einem Briefe steht, der Sie zu moralischen Verbesserungen Ihrer Schriften auffodert. Der Verfasser desselben hat kein Beyspiel zum Beweise beygebracht, wie doch billig von ihm hätte geschehen sollen. Eine andre Stelle seines Briefs macht es mir mehr, als bloß wahrscheinlich, daß er damit auf Lisetten, in dem ersten Bande Ihrer Fabeln und Erzählungen,*) ziele. Diese Erzählung hat, ich gestehe es Ihnen, meine vorzügliche Liebe nicht, und, wenn Sie sie seiner ängstlichen Gewissenhaftigkeit aufopfern wollen, habe ich nichts dagegen. Aber ich kann doch das nicht darinnen sehen, was er darinnen sieht. Ich habe sie wieder zu verschiednenmalen mit Aufmerksamkeit durchgelesen. Ich finde in dem Manne, welcher in das wohlgebildte Lorchen, die zur Wärterinn seiner an den Blattern kranken Frau erlesen worden, sich verliebt, und da die Frau an den Blattern blind liegt, durch die Gelegenheit sich verführen läßt, seiner Leidenschaft nachzuhängen und sie frey ausbrechen zu lassen, nichts als eine getreue Schilderung nach der Natur. Die geschilderte Sache ist nicht selten, denn wie manche ungetreue Ehegatten giebt es nicht, die gleichwohl Treue heucheln! Es kann auch nicht verwerflich, oder ohne Nutzen seyn, dergleichen Schilderungen zu machen. Menschliche Leidenschaften in besondern ihnen günstigen Lagen, oder in ihnen schnell aufstoßenden Verlegenheiten

schil-

*) Gellerts sämmtliche Schriften I. Th. 106, 107. S.

schildern, und es durch das Individuelle des Gemäldes gleichsam vor die Augen bringen, wie sie darinnen handeln, wie sie jene günstige Lagen ohne Anstand nützen, und oft aus diesen Verlegenheiten, wenn sie auch Lügen zu Hülfe nehmen, und offenbar der Tugend spotten sollten, sich glücklich herauswickeln; das erweitert die Kenntniß der Welt und des menschlichen Herzens, und vertritt gewissermaßen die Stelle der Erfahrung, die man sich sonst nicht selten mit eignem Schaden erkaufen muß. Dieß ist, im Vorbeygehen zu erinnern, einer von den großen Vortheilen, welche die von der Seite der Moralität so oft mit Unrecht bestrittene Komödie schaffet. Ich will itzt des moralischen Nutzens dieser Erzählung nicht erwähnen, daß sie zeigt, wie gefährlich dem verderbten Herzen die Gelegenheit zum Laster werde; wie leicht ein familiärer Umgang zwischen jungen Personen beiderley Geschlechts weiter führen könne, als sie zuvor wohl selbst gedacht; und wie thöricht der handle, wie vielen Versuchungen er sich auf die Zukunft aussetze, der bey der Ehe, diesem so ernsten Schritte, in seiner Wahl bloß auf Schönheit, einen vom Zufalle so leicht entrißnen Vorzug, sieht. Das alles sind Beobachtungen, auf welche die Erzählung natürlicher Weise leitet. Ich will mich bloß an die Hauptsache der Erzählung halten. Eine Schilderung des Lasters ist ja, das wird jeder zugeben müssen, keine Empfehlung des Lasters. Es kömmt bey einer solchen Schilderung, in Ansehung ihrer Moralität, alles auf ihre Beschaffenheit an;

alles darauf, ob sie nicht etwan durch Schlüpfrigkeit schädlich wird, oder ob sie nichts durch die Wendung, die ihr gegeben ist, und durch die eingestreuten Züge auf die Seite des Lasters neigt, und für dasselbe einnimmt. Keine von beiden Beschuldigungen wird Ihnen, wer nur einigermaßen billigt denkt, und wenn er ein noch so strenger Moralist wäre, bey dieser Erzählung machen wollen. Wie hier einer strafbaren Liebe kein reizender Schleyer umgeworfen wird; so erklärt sich auch der Dichter nicht für den ungetreuen Mann und sein Lorchen; weder auf offenbare, noch auf verdeckte Weise. Er erzählet bloß, ohne Parthey zu nehmen, ohne durch etwas den Leser auf jener Seite zu neigen. Hier ist keine Bewunderung von Lorchens schnellem Witze, durch den es ihr gelingt, die Entdeckung ihrer strafbaren Liebe zu verhüten; kein Triumph, kein Händeklatschen der Liebesgötter darüber. Ich will nicht in Abrede seyn, daß es nicht vielleicht manchen Leser kützeln könne, die arme blinde Frau durch Lorchen also betrogen zu sehen. Aber wird das nicht von der Fassung abhangen, mit der er liest? Wenn also ein moralischer Schade aus dem Lesen dieser Erzählung entspringt; so ist er von der Art derjenigen Aergernisse, die nicht wohl verhütet werden können; nicht die Schuld des Schriftstellers, sondern des Lesers; denn das Lesen derselben schadet ihm, nicht weil er ungeübt ist, sondern weil er ein verderbtes Herz hat, und für dasselbe überall Nahrung suchet. Bey reinern Gesinnungen wird es

einem

einem andern Leser eben so natürlich seyn, mit der Frau, der unter so traurigen Umständen eine so unedle Beleidigung wiederfährt, Mitleiden zu fassen, und am Schlusse der Erzählung bey Ihren Worten:

Ach lieber Mann, wie redlich meynts dein Herz!
O gräme dich doch nicht! Ich bin ja noch am Leben;

zu denken: Der unwürdige Mann! Wie wenig verdient er diesen Trost! Ach wenn die arme Frau wüßte, daß er vielleicht itzt gerade das Gegentheil von dem wünschet, was nach ihrer Meynung ihn trösten soll! Welch Glück ist es zuweilen, sein Unglück nicht zu wissen! Diese Gedanken können in dem Leser desto natürlicher entstehen, da Sie ihn selbst durch den eingestreuten Zug darauf leiten:

Ach arme kranke Frau! Es ist dein großes Glücke,
Daß du nicht sehen kannst.

Damit will ich nicht sagen, daß es nicht dieser Erzählung noch zuträglicher gewesen seyn würde, wenn ihr eine andre Wendung gegeben, und dadurch auch einem so gesuchten Mißbrauche vorgebauet worden wäre. Ich bin versichert, Sie würden vorgebaut haben, wenn Sie bey ihrer Verfertigung hätten vermuthen können, daß dieselbe jemals in einem so falschen Lichte betrachtet werden würde. Ich weis es, theuerster Freund, von alter Zeit, und selber der ungenannte Urheber des Briefs erkennets, daß die Rechte der Tugend Ihnen

nen bey Ihren Arbeiten viel zu ehrwürdig gewesen, als daß Sie zu einer leichtsinnigen Behandlung derselben jemals, dem Witze zu Ehren, auch nur einen entfernten Anlaß geben wollen. Sie können indessen noch itzt einer allzugrübelnden Gewissenhaftigkeit ein überflüßiges Opfer thun, und das mit leichter Mühe. Ich setze freylich voraus, was sehr zweifelhaft ist, daß nicht etwan dieser Bogen in der neuen Sammlung schon abgedruckt worden; desgleichen, daß Sie nicht etwan Ihre itzige kränkliche Gesundheit zu noch so leichten Aenderungen unfähig macht; und nicht weniger das ernste Verbot Ihres Arztes, von welchem Sie mir letzthin schrieben, sich mit dieser neuen Ausgabe auf keine Weise selbst zu beschäfftigen, keinen Nachlaß findet. Viele Voraussetzungen, die es mir selber nicht wahrscheinlich machen, daß Ihnen mein Rath werde nützen können. Indessen will ich Ihnen doch denselben mittheilen. Es kömmt bey dieser Erzählung nur auf einen kleinen Eingang von etlichen Versen an, der den Leser sogleich auf den richtigen Gesichtspunkt hilft, so daß das Lächerliche nothwendig auf den Mann fallen muß. Etwan ein satyrischer Ausfall auf die Männer in zweyerley Gestalten, die, von den Frauen gesehen, in Zärtlichkeit zerfließen, und, wenn sie von deren Auge nicht mehr beobachtet werden können, selbst in ihrer Anwesenheit es wagen würden, bis zur Untreue auszuschweifen. Sie sind, wie ich weis, den Eingängen nicht sehr günstig. Hier sehen Sie, wozu sie zuweilen nützen können.

Ich

Ich eile zu einer andern Classe der moralischen Schwächen, welche der Verfasser des Briefs in Ihren Schriften entdeckt haben will, und zwar zu derjenigen, welche der ersten am nächsten verwandt ist. „Wenn, sagt er, bey ernsthaften und „ehrwürdigen Dingen lächerliche Nebenbegriffe an„gebracht werden; so muß man sich Gewalt an„thun, derselben wieder los zu werden, wenn man „nun wirklich seine Gedanken auf diese ernsthafte „Dinge richten will. Es ist gewiß gleichfalls Ihre „Meynung, daß man mit ernsthaften Dingen nie„mals spotten dürfe. Die Blöße der Laster kann „auch ohne diesen Spott Freunden des Witzes und „der Tugend gezeigt werden.“

„Mit ernsthaften Dingen muß man niemals „spotten,“ oder wie es weiter hin heißt: „Die Bi„belsprache muß uns allezeit ehrwürdig seyn. Ich „glaube, man müsse sich bey scherzhaften Ausdrü„cken aufs sorgfältigste vor der geringsten Aehnlich„keit mit der Bibelsprache hüten.“ Schön! Ich und Sie sind beide erklärte Feinde von Bibelscherzen, und in scherzhaften, ja überhaupt in weltlichen Schriften, können Sie so wenig als ich die mindeste Anspielung auf unsre dem gottesdienstlichen Gebrauche gewidmete Bibelübersetzung, oder irgend einen Scherz über Dinge, die nur einige Verbindung mit dem Gottesdienste haben, dulden. Aber hier vermischt Ihr Unbekannter wieder zweyerley Dinge. Ein anders ist es, ernsthafte Dinge lächerlich machen; und wieder ganz ein anders, die falschen Begriffe davon, eben diesen ernsthaften

haften Dingen zum Dienste, in ihrer Blöße darstellen. Gleichwohl ist meistens das letztere hier der Fall. Denn was sinds für Exempel, die er aus Ihren Schriften anführt?

Er wünscht, in dem zärtlichen Manne, den Ausdruck hinweg:

Er läßt für seine Frau in allen Kirchen bitten,
Und giebt noch mehr dafür, als sonst gebräuchlich war;*)

und eben so in den Bauern und dem Amtmanne die Worte der Bauern:

Und Gottes Wort, wie sichs gebühret,
Bald griechisch, bald ebräisch angeführet.**)

Gleichwohl wird weder in jener die Fürbitte für Kranke, noch in dieser Gottes Wort und der Grundtext lächerlich gemacht. Das erstere schildert bloß die Lage des Mannes, und das in der Welt unter solchen Umständen übliche Verfahren; und zeigt den Ernst seiner Angst, die doch so bald darauf verschwunden ist. Das letztere zu sagen, ist sehr heilsam und nöthig, um ein klägliches Vorurtheil, das der Bibel und der Erbauung so nachtheilig ist, in seiner ganzen Blöße darzustellen.

Gegen den Brief, darinnen Sie von der schlechten Predigt und ihrer Wirkung reden,***) wendet er ein: „in einer schlechten Predigt höre man we„nigstens Sprüche, und denen sey die Wirkung, „einen

*) Gellerts sämmtliche Schriften I. Th. 66. S.
**) Ebendas. 207. S.
***) Ebendas. IV. Th. 241. S.

„einen frommen Zuhörer in Schlaf zu bringen, „unnatürlich.“ Sprüche werden ja wohl in einer schlechten Predigt angeführt; oft genug nicht sowohl angeführt, als unehrerbietig gemißhandelt. Freylich haben die nicht die natürliche Eigenschaft einzuschläfern. Aber wie dann, wenn ihnen die Predigt stets entgegen arbeitet, und die schlechte Predigt noch überdieß schlecht gehalten, in einem einförmigen einschläfernden Tone hergesagt wird? Man setze nun einen Zuhörer, der in der Absicht, sich zu erbauen, die Kirche betrat, aber durch den schlechten Vortrag ermüdet, und durch den Wohlstand gehindert wurde, von seinem Sitze aufzustehen, oder umherzugehen. Wer hat es zu verantworten, wenn der Zuhörer, ohnerachtet seiner Mühe, die er sich giebt, munter zu bleiben, dennoch einschläft? Der geistlose Prediger? Oder der von menschlicher Schwachheit überwältigte Zuhörer? Und wer kann von dem, der dergleichen erzählet, auch nur im mindesten argwohnen, daß er, wenn er von der schlechten Predigt sagt, sie habe an ihm ihre natürliche Wirkung gethan, damit den angeführten Schriftstellen die Wirkung beymessen wollen, als ob sie einschläferten? Wer ihn beschuldigen, daß er dadurch die Ehrerbietung gegen das göttliche Wort verletzet habe?

Was der Ungenannte über das Wort Betschwester sagt, ist, ich kann es nicht bergen, sehr schwach. Er giebt zu, „daß diejenigen Ihren „rühmlichen Charakter verkannt haben, welche behaupten, als hätten Sie dadurch das Gebet über-

„haupt

„haupt lächerlich machen wollen.“ Aber er giebt Ihnen zu bedenken, „ob nicht gleich durch das „Wort Betschwester der ehrwürdige Begriff des „Gebets, als der Rede mit Gott, verunehrt, ge„schwächt und gemißbraucht werde; denn das „Wort Betschwester sey doch ein mit dem Worte „beten zusammengesetztes Wort, und werde hier „gleichwohl zur Entblößung der Heucheley gemiß„braucht.“ Was für ein schwacher Grund! Solchergestalt müßten auch die Wörter göttlich, vergöttern, Götter der Erde, Abgott für einen Mißbrauch des göttlichen Namens gelten; und ist nicht dergleichen von der Schrift selbst geschehen? Ja selbst unsern Heiland würde sein Tadel, wenn er gültig seyn sollte, treffen. Erinnern Sie sich nur des Pharisäers, den er in seiner Erzählung vom Pharisäer und Zöllner, betend einführt. Mit wie lebendigen Farben schildert das Gebet, das er ihm in den Mund legt, seinen ganzen Charakter! Wie stark giebt es uns das Lächerliche seines Stolzes und seiner Werkheiligkeit zu fühlen! Würde nicht, wenn der Verfasser Recht hätte, durch eine solche Vorstellung das Gebet selbst gleichfalls leiden müssen? Wenn bey dem Worte Betschwester etwas zu verantworten ist; so mögens die verantworten, die es zuerst aufgebracht, und in Gang gesetzt haben. Nun ist das Wort einmal in der Sprache da, und hat seine bestimmte Bedeutung, ohne daß es den Nebenbegriff einer Geringschätzigkeit gegen das Gebet mit sich führte. Ist es denn wohl eine Verun-

glim-

glimpfung der Apostel, wenn man eine Secte des dreyzehnten Jahrhunderts mit dem Namen, den sie sich selbst gegeben, den Apostelorden nennet? Oder haben denn wohl die Kirchenväter, und andre nach ihnen, wenn sie die Novitianer, wie von ihnen selbst geschah, Katharer oder die Reinen nannten, damit der Reinigkeit in Lehre und Leben spotten, oder zu erkennen geben wollen, daß die Kirche gar nicht Ursache habe, sich darum zu bestreben? Oder, um ein noch passendres Exempel aus unsern Zeiten zu geben; sollte man sich wirklich durch den Gebrauch der Namen Wiedertäufer oder Täufer einer Unehrerbietigkeit gegen das Sacrament der Taufe schuldig machen?

Eben so, wie mit dem Tadel des Worts Betschwester, verhält sichs gleichfalls mit dem Eifer des Verfassers darüber, „wenn der allerheiligste „Namen Gottes, oder statt desselben das Wort „Himmel lasterhaften Personen in den Mund ge„legt wird?“ Trifft nicht hier wieder sein Tadel den Assaph und David? Denn wie viele Stellen, wo dergleichen von ihnen geschieht? Der Gottlose spricht in seinem Herzen: Gott hats vergessen. Er hat sein Antlitz verborgen. Er wirds nimmermehr sehen.*) Sie sprechen: Was sollte Gott nach jenen fragen? Was sollte der Höchste ihrer achten?**) Die Gottlosen sagen: Der Herr siehts nicht, und der Gott Jakob achters nicht.***) Andrer ähnlichen

*) Ps. 10, 11. **) Ps. 73, 11. ***) Ps. 94, 7.

lichen Schriftstellen itzt zu geschweigen. Aber sollte, wer darüber zu urtheilen übernimmt, nicht billig den Unterschied davon empfinden können, wenn der Schriftsteller selbst den Namen Gottes mißbraucht, oder wenn er Personen, die gewiß nicht zur Nachahmung aufgestellt sind, einführet, wie sie eines solchen Mißbrauchs im gemeinen Leben sich häufig schuldig machen.

Der Verfasser, das bin ich überzeugt, würde nicht wenig erschrecken, wenn man ihn beschuldigen wollte, in seinem Schreiben ernsthafte heilige Dinge gemißbraucht zu haben? Gleichwohl ließe sich ihm, wenn man auf gleiche Weise, als er, zu Werke gehen wollte, dergleichen Beschuldigung sehr leicht machen. Noch mehr! Es ist wirklich von ihm geschehen. Denn die feyerliche Beschwörung bey den Wunden des Heilands, da sie bey Dingen gebraucht wird, die meistens Kleinigkeiten betreffen; was ist sie denn wohl anders? Der Verfasser versichert, daß er sich dieser gnadenreichen Wunden nicht schäme. Ich auch nicht. Da sey Gott vor! Aber ich würde zittern, sie anders, als bey den feyerlichsten Gelegenheiten und in ernsten Stunden der Andacht zu nennen; und noch mehr zittern, Andre, wo es nicht auf Leben und Seligkeit ankäme, dabey zu beschwören. Ich will mich wohl hüten, den Verfasser deswegen einer vorsetzlichen Entheiligung der Religion anzuklagen; aber er sieht doch, sowohl, wie menschlich es ist, darinnen zu verstoßen, als auch, daß man durch einen übertriebnen Eifer für die gute Sache

wahr-

wahrhaftig eben so viel Schaden anrichten könne, als durch schlaffe Nachläßigkeit.

Dem Verfasser scheint ferner „der Scherz über „das Verbrennen von Arndts wahrem Christenthume schädlich.“ *) Und warum? „Deswegen, „weil es wirklich geschehen seyn soll, und wenn es „auch nicht glaubwürdig wäre, doch diejenigen „Leser ärgerte, die es glauben.“ Wenn das für Gründe gelten sollen; so ist aller Aberglaube gesichert; so ist, ihn angreifen, verwerflich und schädlich. Denn wo ist wohl ein Mährchen des Aberglaubens, das nicht wirklich geschehen seyn soll? Und wann wird es nicht die Abergläubischen verdrießen, daß man ihre Vorurtheile bestreitet. Aber ist denn ein solcher darüber gefaßte Verdruß Aergerniß? Auf solche Weise würde man sogar durch jeden Angriff auf Irrthum und Laster sich in Gefahr setzen, Aergerniß zu geben. Ein solcher Verdruß ist vielmehr blinder Eifer für seinen Wahn.

*) Unser sel. Freund hat, um für eine ängstliche Gewissenhaftigkeit schwacher Leser, lieber zu viel, als zu wenig zu thun, bey der letzten Ausgabe seiner Werke, diese Stelle hinweggestrichen. Sie steht in den ältern Ausgaben gleich am Schlusse der ersten Scene, und heißt: „Dieses letzte (Gebetbuch) „ist, wie sie erzählt, in drey Häusern mit abge„brannt, und doch keinmal verbrannt. Die Scha„len sind zwar etwas versehrt worden; allein dem „Drucke hat das Feuer mit aller seiner Macht nichts „anhaben können.“

„Ferdinand. Der Buchbinder u. s. w.

Wahres Aergerniß hingegen haben diejenigen gegeben, welche dergleichen unbedeutende Nachrichten als wichtig, als eine Art von Wundern gesammelt haben; denn sie haben dadurch zum Aberglauben verleitet, oder darinnen bestärket. Auf der Glaubwürdigkeit der Nachrichten beruht hier gar nichts. Die werden Sie eben so wenig zu bestreiten begehren, als ich. Erbauungsbücher haben oft Clausuren, die sie dicht zusammen pressen. Ists da Wunder, wenn die Flamme das erwähnte Buch, da es zumal etwas stark ist, nicht so leicht gefasset. Und wie viel andre zufällige Ursachen, darinnen das vorgegebene Wunder seinen Grund haben kann! Vielleicht kann manchem sehr profanen Buche eben dergleichen wiederfahren seyn, ohne daß man darauf geachtet hat. Bey solchen Nachrichten ist eigentlich nicht der Mangel an Glaubwürdigkeit Aberglaube. Der an und für sich ist noch weiter nichts, als Leichtgläubigkeit. Der Aberglaube steckt in der Absicht, aus der solche Nachrichten gesammelt werden, und in den daraus gezognen Folgerungen. Sie sind ein Ueberrest von Mönchsgeschmack. Ist denn dieß in der That sehr schätzbare Buch etwan heiliger, als die Bibel, die doch vermuthlich in den Häusern, wo an Arndts wahrem Christenthume ein solches Wunder der Vorsehung sich ereignet haben soll, auch vorhanden war, und, allem Ansehen nach, mit verbrannt ist, weil man ja wohl außerdem nicht vergessen haben würde, solches gleichfalls zu bemerken? Sie aber, liebster Freund, hätten bey

Bestreitung dieses Aberglaubens nicht behutsamer verfahren können, da Sie für das Buch selbst so viel Achtung haben, es nicht zu nennen; und das Ungereimte davon auf eine solche Art fühlbar machen, daß Sie den Zuhörer von dem Innhalte desselben auf den Druck und Band ablenken, wenn Sie Ihrem Ferdinand in der Betschwester in den Mund legen: „Der Buchbinder muß gewiß „nicht so fromm, als der Buchdrucker, gewesen „seyn, weil der Band nicht im Feuer ausgehal„ten hat.“

Die beträchtlichste Kritik möchte hier wider die über Lisetten seyn, wiewohl nicht aus dem Grunde, den er angiebt; nicht darum, weil in diesem Gebete des sich ängstlichstellenden Mannes wirklich eine ernsthafte Sache lächerlich vorgestellt ist, sondern weil die Zeilen, auf die er zielt:

Hier sitzt der gute Mann, — —
Und muß — — — — —
— oft durch ein Gebet um ihre Bessrung flehn,
Und gleichwohl war sie nicht mehr schön.
Ich hätt' ihn mögen beten sehn.

aus dem Zusammenhange herausgehoben, ein gewisses leichtsinniges Ansehen gewinnen. Im Zusammenhange haben Sie es nicht; wenigstens nicht in derselben Maaße. Einem aufmerksamen Leser wird es da nicht in die Gedanken kommen können, als ob Sie überhaupt über das Gebet sich lustig machen, oder es auch für unmöglich hätten erklären wollen, daß ein Mann für seine Frau, wenn sie nicht mehr schön ist, noch mit Andacht be-

ten könne. Vielmehr helfen im Zusammenhange diese Worte den hier eingeführten Mann genauer charakterisiren. Sie sagen eigentlich weiter nichts, als: Was für ein seltsames Gebet mag das gewesen seyn, das den Neigungen und Gesinnungen eines so sinnlichen Mannes, der an seiner Frau nichts mehr, als die Schönheit, geliebt, geradezu widerstritt. Indessen kann ich nicht bergen, daß ich eine Stelle, wo der rechte Gesichtspunkt doch wohl von manchem verfehlt werden könnte, geändert wünschte; und das (ich setze voraus, daß Sie es noch in Ihrer Gewalt haben, und dieß Stück in der neuen Auflage nicht schon abgedruckt ist) läßt sich sehr leicht thun. Nur die Zeile:

Und gleichwohl war sie nicht mehr schön;

weggestrichen; und an die Zeile:

Ich hätt' ihn mögen beten sehn;

eine kleine Anmerkung angehangen, etwan folgenden Innhalts:

Doch wie viel beten so, daß sie mit Widerwillen
Zum Schein bloß ihre Pflicht erfüllen!
O harter Zwang! Sein Mund sprach seinem Herzen
Hohn.
Denn seine Liebe war nun schon
Mit ihrer Schönheit ganz entflohn.

Die folgenden Zeilen, wider welche sich noch, wenn man äußerst strenge seyn wollte, noch am ersten etwas erinnern ließe, ob sie gleich bloß ein spottendes Mitleid ausdrücken:

„Der

„Der arme Mann! Ich weis ihm nicht zu rathen.
„Vielleicht besinnt er sich, und thut, was André thaten.

fielen damit zugleich hinweg. Ich brauche es Ihnen doch wohl nicht erst zu sagen, daß diese Verse bloß flüchtig hingeworfen sind? Ich mache aber auch keinen Anspruch darauf, daß Sie sie unter die Ihrigen aufnehmen sollen. Ich glaubte nur, dadurch meine Gedanken Ihnen am deutlichsten machen zu können.

Noch ein Punkt, von welchem dieser rechtschaffne und fromme Mann gar wunderliche Begriffe zu haben scheint, ist die gegenseitige Liebe beider Geschlechter zu einander. Er gesteht Ihren Lustspielen den Ruhm zu, „daß sie unanstößig „munter geschrieben sind;“ aber dennoch ist er der Meynung, „daß in manchen Stellen derselben noch wirklich die Zärtlichkeit der Liebe für un„verheirathete Personen zu einnehmend und schlüpfrig beschrieben sey; besonders bey den zärtlichen „Umarmungen.“ Grundsätze solcher Art haben gerade dieselbe Wirkung, als die Klöster. Indem sie die Keuschheit bis zu ihrer höchsten Vollkommenheit treiben wollen, überspannen sie dieselbe. Dadurch aber reizen sie in der That zur Unkeuschheit, und machen, was an sich unschuldig war, nun wirklich gefährlich, weil eben der übermäßige Zwang die Einbildungskraft aufwiegelt, und damit zugleich das Herz in Lüsternheit setzet. Es ist um den Trieb, der durch die Keusch-

heit in Schranken gehalten werden soll, eine eigne Sache. Er gleicht einem raschen Rosse, das schwer zu regieren ist. Läßt man dem den Zügel schießen; so reißt es mit sich fort, wohin es nur will. Zieht man aber den Zügel allzustraff an, so bäumt es sich, und setzt seinen Regierer ab. Eben also verhält es sich mit der eingepflanzten Neigung der beiden Geschlechter zu einander. Ihre Einschränkung fodert Klugheit, daß man darinnen nicht zu wenig und nicht zu viel thue. Ich setze noch hinzu, daß es freylich gegen die Würde der Tugend streiten würde, sie zu einer neumodischen Stutzerinn, oder gar zu einer liebäugelnden Coquette auszukleiden. Die ihr eigenthümliche Schönheit ist sich selbst genug, und jeder zu stolze oder zu gesuchte Putz würde dieselbe mehr schwächen als erheben. Aber auf der andern Seite wird es gleichfalls der Tugend allezeit zum Nachtheil gereichen, wenn man ihr ein, ihr eben so fremdes, altväterisches Gewand auswirft, dessen Schnitt sich nicht aus dem wesentlichen, sondern aus einem bloß willkührlichen längst abgeänderten Wohlstande, vielleicht aus falschen Vorurtheilen, herschrieb. Statt sie dadurch ehrwürdig zu machen, ist man vielmehr Schuld, daß sie mit Steinen geworfen wird.

Doch ich bin itzt müde, länger zu schreiben, und Sie sind ohne Zweifel eben so müde, länger zu lesen. Gleichwohl ist in dem Briefe des Unangenannten noch Ein Punkt, und zwar ein Hauptpunkt, zu beantworten, übrig. Am besten,

ich

ich breche itzt ab, und behalte denselben einem zweyten Briefe vor, der bald folgen soll. Möchte doch dieser Sie wieder recht gesund finden. Ich bin

* * der Ihrige

Am 28. December 1768.

* * * * * * *

CXCV.

Fortsetzung.

** Am 30. Dec. 1768.

Liebster Gellert,

Ich habe Ihnen versprochen, einen Einwurf in dem Briefe Ihres Ungenannten, der zuletzt übrig blieb, gleichfalls zu beantworten; und ich eile, mein Versprechen zu erfüllen. Ich vermuthe, daß ich auch dießmal, wenn ich der Sache Genüge thun will, mich nicht sehr kurz werde fassen können. Also lieber keinen Eingang; und gleich zur Sache!

Außer den bereits beantworteten Einwürfen thut Ihr Ungenannter auch auf die Mythologie und den Gebrauch derselben in der Poesie einen ziemlich heftigen Angriff. „Wider die heidnische Götterlehre, so sagt er, habe ich diesen „nicht unvernünftigen Zweifel, daß ihr Gebrauch

„von unserm gemeinschaftlichen Lehrer, Paulus,
„schlechterdings verboten ist; indem er behauptet,
„daß die Heiden, was sie den Göttern geopfert,
„den Dämonen geopfert hätten. Und was sind
„Merkur, die Musen, Apoll, Venus, Cupido
„anders, als Götter der Heiden, über welche
„Lieblingsgötter mancher christlichen Dichter Pau-
„lus dieß göttliche Urtheil zugleich ausgesprochen
„hat. Heidnische Götter müssen Christen viel zu
„abscheulich seyn, als daß sie mit denselben ihre
„Gedichte auch nur zum Scherze ausschmücken
„sollten; wie ich denn das nicht läugne, daß sie
„allezeit nur im Scherze gebraucht werden. Aus
„diesem Grunde tadle ich das Gebet an den Amor
„und die Liebe, oder andre heidnische Götter, wenn
„es auch im Scherze gesagt wird. Man kann ja,
„ohne die Musen einzumischen, statt dessen die
„Dichtkunst poetisch nach ihren verschiedenen Thei-
„len, als die didaktische, die lyrische, die epische
„Dichtkunst benennen.“

Was für wunderliche Dinge schreibt doch hier der Mann! Wenn ich nicht seine Gewissenhaftigkeit ehrte, würde ich hier kurz abbrechen. Denn eine spöttische Widerlegung würde, bey seinen frommen Gesinnungen, eine Ungerechtigkeit seyn; und eine ernsthafte wird schwer halten. Gleichwohl verdient ers, zurechte gewiesen zu werden, wenn er sich Ihnen etwan näher kund geben sollte. Und da Ihnen bey den itzigen Umständen Ihrer Gesundheit nicht anzusinnen steht, daß Sie dieser Arbeit sich unterziehen sollen; so halte ich mich

nach

nach dem Vertrauen, welches Sie mir durch Mittheilung seines Briefes bewiesen haben, für verbunden, darinnen Ihre Stelle zu vertreten. Ich will mich denn also bemühen, in der Beantwortung seiner Einwürfe gegen die Mythologie so ernsthaft, als nur irgend möglich ist, zu bleiben.

Er geht viel weiter, als alle seine Vorgänger, die ich zum Theile für sehr rechtschaffne Männer erkenne. Es befindet sich ein ehrwürdiger Rollin,*) dessen Verdienste in der Bildung so vieler junger Herzen noch stets fortwirken, auch der durch seine Beredsamkeit berühmte Bossuet darunter. Ich bin indessen jederzeit überzeugt gewesen, daß sie bey dieser Streitfrage mehr ihrem Herzen, als ihrem Verstande, Ehre gemacht haben. Vermuthlich hat der Eifer der Kirchenväter gegen den Götzendienst zuerst den ihrigen gegen allen Gebrauch der Mythologie entzündet. Die Kirchenväter hatten Recht, gegen den Götzendienst zu eifern, und Abscheu vor allem, was sich darauf bezog, zu erwecken. Das Bedürfniß ihrer Zeiten brachte es also mit sich. Lebten wir noch itzt unter den abgöttischen Heiden; so würde die Frage, ob der Gebrauch der Mythologie uns erlaubt sey, gar nicht aufgeworfen werden können. Es wäre sonnenklar, daß in Zeiten des Bekenntnisses dergleichen sich nicht gebühre. Doch wenn allerdings itzt gleichfalls Zeiten des Bekenntnisses sind; so

sind

*) Rollins Anweisung zu den freyen Künsten, II. Th. 26. u. f. S.

sind sie es gewiß nicht von dieser Seite. Kein Gebrauch der Mythologie wird Heiden machen; und eben so wenig wird um dèsselben willen jemand für einen Heiden gehalten werden. Die Sittenlehre schreibt auch hierinnen Regeln der Klugheit vor; aber das thut sie gleichfalls bey allem, was in Schriften Statt finden soll und darf, wenn man ein gewissenhafter Schriftsteller seyn will. Ich werde nie den Dichtern das Wort reden, die sich in ihrer eignen Person so ganz in das Heidenthum hineindenken, daß es aussieht, als ob es sie dauere, daß es nun abgestellt sey. Aber aus welchem Grunde? Etwan, weil das für ein feyerliches Bekenntniß des Heidenthums angesehen werden möchte? Darum gewiß nicht; sondern weil es das Ansehen eines profanen Wesens giebt, eines Leichtsinns in der Religion, die Christen nicht geziemen.

In seinem Eifer gegen die Mythologie giebt der Ungenannte noch überdieß derselben eine viel zu weite Ausdehnung. Er führet unter den Namen, deren Gebrauch er für unerlaubt hält, den Apoll und die Musen auf; und sodann erklärt er sich auch wider Anrufungen an die Liebe. Apoll und Musen, wenn nicht besondre Umstände von ihnen aus der alten Fabellehre angeführet werden, (und seine Erläuterung, die er giebt, zeigt, daß er darauf hier nicht ziele, sondern auf den bloßen Gebrauch der Namen;) sie sind nicht Mythologie, sondern weiter nichts, als Namen, die ein mythologisches Ansehen haben. Die Liebe

aber

aber ist das auch nicht einmal, sondern bloß ein abstracter Begriff, von der Poesie personificirt. Solche Ausdrücke, als: Verewigt seinen Ruhm, ihr Musen! Dein edles Herz ist mein Apoll; die können bey dieser Streitfrage gar nicht in Betrachtung kommen. Es sind Redensarten, die ihre bestimmte Bedeutung haben, und die Idee des Heidenthums gar nicht mehr erwecken. Apoll ist die poetische Begeisterung; und die Musen bezeichnen die schönen Künste, zuweilen auch alle Wissenschaften überhaupt. Er hält zwar den Gebrauch dieser Namen für entbehrlich, und thut in Ansehung der Dichtkunst einen Vorschlag, der aber ganz untauglich ist. Er möchte ihn wohl kaum gethan haben, wenn er mit den Regeln der Poesie bekannter wäre. Nicht nur darum kann er nicht Statt finden, weil das Sylbenmaaß solche weitschweifige Umschreibungen nicht vertragen würde, sondern auch, weil sichs die Poesie zum Gesetz machen muß, concreten Vorstellungen vor den abstracten den Vorzug zu geben, ja sie, so viel möglich, zu Individuen zu machen. Werde ich nicht gegen diese Regel verstoßen, wenn ich für Apoll Begeisterung setze? Und was für einen Namen soll ich statt der Musen wählen? Etwan Künste? Oder vielmehr schöne Künste? Aber das erschöpft den Namen noch nicht, denn er zeigt mit Glück und Geschmack bearbeitete schöne Künste an. Und hier wieder welche prosaische Trockenheit! Welche der Poesie entgegenarbeitende Wortschweifigkeit! Noch schwächer urtheilt er, wenn er

alle

alle Anreden (warum nennt er sie Gebete?) an die Liebe verwirft. Nach einer solchen Methode würden sich alle Prosopopöien der Abgötterey beschuldigen lassen.

Aber nicht nur Anreden an den Apoll, die Musen, die Liebe, sind unschuldig; sondern auch der Gebrauch einer eigentlichern Mythologie. Wäre es unrechtmäßig, die Namen der heidnischen Götter, denen ihr mythologischer Begriff mehr geblieben ist, zu nennen; so müßte es gleichfalls unrechtmäßig seyn, Heiden vorzustellen. Folglich weiter kein Stoff mehr zu Epopöen, Trauerspielen, Erzählungen aus der alten Profanhistorie! Denn beides ist genau mit einander verbunden. Kein Leonidas! keine Medea! keine Atreus und Thyest! kein Semnon! denn die eingeführten Personen darf man doch nicht anders, als nach den ihnen eignen Sitten reden lassen. Und wie viel würde die Sittenlehre und Staatskunst eben so, wie die Poesie, dadurch verlieren!

Vorstellungen, die aus der Mythologie entlehnt sind, schaden der wahren Religion gewiß nicht; sie müßten denn in andern moralischen Absichten fehlerhaft seyn. Außerdem werden sie noch nebenher den Nutzen haben, daß sie uns auf eine recht sinnliche Art den Werth unsrer Religion fühlbar machen. Denn obgleich die schönen Künste allen Reiz, den sie geben können, mit vollen Händen an die Ausschmückung der Mythologie verschwendet haben; ernsthaft kann man doch an sie nicht denken, daß sie nicht empören sollte; und,

als Religion betrachtet, bleibt sie allezeit eine Schmach und Demüthigung der Menschheit.

Ueberdieß leisten sie in vielen Fällen der Moral trefflichen Nutzen; nämlich wenn ein moralischer Satz, zu dessen Erörterung die Gottheit nöthig ist, von einer solchen Seite in ein vortheilhaftes Licht gesetzet werden soll, wo es gegen die Ehrerbietigkeit streiten würde, den wahren Gott redend und handelnd einzuführen. Ich darf Sie nur an jene Fabel von Jupitern erinnern, wo er einem unzufriednen Bauer die Macht giebt, auf seinem Felde das Wetter selbst zu machen. Ich erinnere mich, in meinen akademischen Jahren diese Fabel so gar von der Kanzel herab gehört zu haben; und das noch dazu aus dem Munde eines Doctors der Theologie. Das ist nun zwar wohl nicht zu billigen. Alles hat seinen Ort, und seine Zeit. Dergleichen streitet wider den Wohlstand der Kanzel. Wenn indessen die Mythologie so sehr wider die Religion stritte, als in dem Briefe des Ungenannten behauptet wird, so besaß derselbe Mann zu viel wahren Geschmack in der Beredsamkeit, und zu viel Klugheit, als daß es von ihm geschehen seyn würde.

Aber die heidnischen Götter sind doch eigentlich nichts als Teufel — Wenn das Grund hätte, so wäre freylich unser Streit auf einmal zu Ende. Wirkliche Teufel müßten uns zu abscheulich seyn, als daß wir sie unter einer reizenden Maske zur Ergetzung einführen wollten. Wir dürften sie niemals anders, als in ihrer eigentli-

chen

chen Gestalt, in ihrer ganzen teuflischen Häßlichkeit, so wie Klopstock und Milton ihre Teufel, auftreten lassen. Doch woher mag der Verfasser einen so sonderbaren Satz genommen haben? Und womit will er ihn beweisen? In der heiligen Schrift steht, davon bin ich zu fest überzeugt, dergleichen nirgends. Der Verfasser beruft sich zwar auf Paulum. Dieser soll die Götter der Heiden in jenen Worten offenbar für Teufel erklärt haben. Aber ich sage, daß die Heiden, was sie opfern, den Dämonen und nicht Gott opfern.*) Gleichwohl kann das der Sinn seiner Worte unmöglich seyn, weil sonst folgen würde, daß er in wenig Zeilen auf einander sich selbst widersprochen hätte. Denn gleich vorher spricht er: Was soll ich denn nun sagen? Soll ich sagen, daß der Götze etwas sey? Oder daß das Götzenopfer etwas sey.**) Damit verweist er ganz unläugbar auf eine Erklärung, die er ein paar Capitel zuvor gethan hatte, zurück: So wissen wir nun von der Speise des Götzenopfers, daß ein Götze nicht in der Welt sey.***) Der Apostel hatte den neubekehrten Christen zu Korinth, die sich kein Bedenken machten, den Göttermahlen ihrer heidnischen Verwandten beyzuwohnen, ihren Satz, womit sie ihr Betragen vertheidigten, als wahr, eingestanden. Er erklärt sich auch hier, daß er ihn keinesweges zurücknehmen wolle; und dennoch zeigt er ihnen, daß

*) 1 Kor. 10, 20. **) Ebr. 19. ***) Ebr. 8, 4.

daß ihr Betragen so unschuldig nicht sey, als es ihnen dünkte; weil man bey dem Antheile an heidnischen Göttermahlen auf die Begriffe sehen müsse, welche sich die Heiden von ihren Göttern machten. Nun wäre, so stellt er ihnen hier vor, bekannt, daß die Heiden, nach ihren eignen Grundsätzen, ihre Opfer nicht dem höchsten Gotte brächten, sondern den Dämonen, oder den von ihnen angenommenen Mittelgöttern, den vermeyntlichen Internuntiis und Mediatoribus zwischen der Gottheit und den Menschen; und dieß vorausgesetzt, machten ja doch Christen durch ihren Antheil an den Göttermahlen ihrer Abgötterey sich theilhaftig. Ich bin nicht etwan der einzige, der von dieser Stelle also denket. Ich brauche hier aus den Auslegern nur Einen zu nennen, gegen dessen theologische Rechtschaffenheit und Gelehrsamkeit nichts einzuwenden seyn wird, und dessen Stimme bey einer Stelle, welche die alte Dämonenlehre betrifft, um so viel mehr gelten muß, je tiefere Einsichten er in die alte philosophische Geschichte besitzt. Hieran werden Sie sogleich den alten ehrwürdigen Senior Brucker *) erkennen.

Sind die Götter der Heiden Teufel gewesen, nicht bloß moralische Werkzeuge Satans, die Menschen in Aberglauben zu versenken, sondern physisch selber Teufel; was sind denn die Göttinnen? Giebt es denn Teufel männlichen und weiblichen

*) Englische Bibelerklärung XV Th. 360, 361, 540 — 542 Anmerk.

lichen Geschlechts? Oder woher sonst diese Eintheilung in Götter und Göttinnen?

Aber da der Verfasser christlichen Dichtern aus dem Gebrauche der Mythologie eine Gewissenssache macht, und an sich daran wenig liegen kann, ob man sie gebraucht oder nicht; so möchte vielleicht manchem der Gedanke aufsteigen, daß man ja darinnen zur Ehre der Religion einem schwachen Gewissen gar füglich nachgeben könne, billig solle, aus Pflicht müsse — Ich antworte: Nein! Auf keine Weise! Nicht um ein Haarbreit! Und das selbst als eine Gewissenssache; eben darum, weil die Ehre und der Vortheil der christlichen Religion in unsern Zeiten es nicht gestattet. — Und wie das?

Einmal darum nicht, weil, den ersten Satz zugegeben, der nächste, der ganz natürlich daraus folget, und folgen muß, nun der ist; daß also Schriften, worinnen Teufel auf eine reizende Weise geschildert sind, so daß die Schilderung für sie einnimmt, auf keine Weise gelesen werden dürfen. Welcher Christ wollte sich Teufel zu einem Gegenstande seiner Ergetzung wählen! Itzt finden wir an ihren Reden und Thaten, an der ihnen beygelegten Schönheit, Würde, Vortrefflichkeit, Wohlgefallen; nicht in sofern sie falsche Götter des Heidenthums sind; sondern in so fern sie, als idealische Wesen, als Geschöpfe der Poesie, betrachtet werden. Aber wären es nicht eingebildete, sondern wirkliche Wesen; Wären es Teufel;

so müßten sie uns allerdings, mit dem Briefe zu reden, viel zu abscheulich seyn, als daß wir an reizenden einnehmenden Vorstellungen derselben Wohlgefallen finden wollten. Alles Vergnügen, was man aus dergleichen Schriften schöpfet, alle Bemühungen, seinen Geschmack daraus zu bilden, wären alsdann sündlich. Damit wären uns denn auf einmal alle griechische und lateinische Autoren aus den Händen gerissen. Dann wieder die Barbarey in ihrer völligen Herrschaft. Und aus der der blindeste Aberglauben in der Religion. Wer erkennets nicht für den arglistigsten und gefährlichsten Anschlag Julians gegen die christliche Religion, da er den Christen das Lesen der heidnischen Schriftsteller untersagte? Auch habe ich hier einen großen Mann auf meiner Seite, einen Mann, welcher der Religion sehr wichtige Dienste geleistet hat, und in dessen Schriften ich mich erinnere gelesen zu haben, daß man eben aus diesem Grunde heidnische Schriftsteller, ohnerachtet der anstößigen Stellen in ihren Schriften, jungen Leuten dennoch nicht aus den Händen nehmen solle. Wer dieser Mann ist? Kein andrer, als unser trefflicher Luther, der auch darinnen sein scharfsichtiges Auge gezeigt hat. Ich kann die Stelle itzt nicht wieder auffinden; aber ich stehe dafür; und ich habe im Nachsuchen noch manche Stelle gefunden, die seine Hochachtung für die heidnischen Scribenten zeigt. Er will z. E. daß junge Leute den Terenz und verschiedene Komödien des Plautus lesen, ja die Komödien des ersten

stern sogar auswendig lernen sollen.*) Er empfiehlt zur Weisheit im weltlichen Regiment das Lesen heidnischer Bücher.**) Er glaubt, „Gott „habe darum solche heidnische Bücher“ (und er nennt unter denselben ausdrücklich den Homer und Virgil,) „gegeben und erhalten, daß in „ihnen die Heiden gewissermaßen, und in Ab„sicht auf das weltliche Regiment ihre Pro„pheten, Apostel, und Prediger haben sollen; „wie denn Paulus der Kretenser Poeten, Epime„nides, ihren Propheten nenne.***) Wie könnte „man, so sagt er bald hernach, seiner einen Fürsten „oder König auf Erden malen, denn die Heiden „haben ihren Herkulem gemalet? Was sollte man „mehr wünschen an einem weltlichen Fürsten, „wenn er Herkules Thaten gleich wäre? †) Endlich preist er es für eine Wunderthat Gottes, der Welt einen Homer und Virgil gegeben zu haben.††) Würde wohl Luther also haben reden können,

*) Im Unterricht der Visitat. Luthers Werke 7. Theil Altenb. Ausg. 21 S.

**) In Auslegung des 101. Ps. Luthers Werke 6. Th. 204. S.

***) Ebendas.

†) Ebendas.

††) Gleichwie Gott in seinem heiligen Volke nicht alle gleich Propheten oder gelehrt macht, noch gleich hoch begabt, so hat er auch unter den Heiden die edeln Steine nicht so gemein gemacht, wie die Kies-

linge

können, wenn er von der Mythologie gleiche Begriffe gehabt hätte, als Ihr Ungenannter? Was wären da die von ihm gepriesenen Schriftsteller, absonderlich Homer und Virgil, anders gewesen, als Herolde der Teufel, in ihrem Solde? Und der Herkules, den er doch als ein Muster der Fürsten rühmet, was sonst, als selbst ein Teufel?

Den andern Grund, die Befugniß zum Gebrauche der Mythologie nicht aufzugeben, nehme ich aus der Beschaffenheit und dem herrschenden Tone unsers Zeitalters her. Es kann nicht anders, als äußerst, gemißbilligt werden, wenn man, um dem Unglauben das Christenthum annehmlicher zu machen, wesentliche Lehren desselben ganz aufopfert, oder doch in eine andre ihnen nicht angemeßne Form umschmilzt. Das heißt, in seinem eignen Gebiete sengen und brennen, um nur nicht besorgen zu dürfen, daß dergleichen durch feindliche Streifereyen geschehen möchte. Indessen hat man sich auch vorzusehen, und das beson-

linge auf der Gassen, sondern ihnen auch selten einen feinen Helden gegeben, wie er noch immerfort also thut. Denn es ist noch keiner gekommen, Homero oder Alexandro gleich, keiner Virgilio oder Augusto gleich, und so fort an, bleibt auch unter den Heiden solche Wunderthat Gottes, daß nicht ihre Weisheit, sondern lauter Gottes Gabe ist, wo sie etwas sonderlichs gewest oder gethan haben. Ebendas.

ders in so kritischen Zeiten, als die unsrigen sind, daß man die Forderungen der Religion um keine Linie über das hinaus ausdehne, was sie wirklich enthalten; nicht durch Zumischung unnützer und unnöthiger Hypothesen selber verschulden helfe, daß mit ihnen die Religion zugleich leiden muß. Der Eifer, der uns dabey beseelet, sey noch so wohlgemeynt; er kann uns über die Verspottungen, die wir ihr dadurch zuziehen, nicht rechtfertigen. Das Hohngelächter der Freygeisterey, welchem man sie dadurch Preis giebt, wird viele reizen, dem Geschmacke und Witze zu Ehren ungläubig zu werden; und besonders junge Gemüther. Denn wenn, wie itzt, bey dem Flore der schönen Wissenschaften zugleich Freygeisterey herrschet; so haben diese ohnedieß von der Zuversicht zu ihrer eignen Weisheit, und von einer unmäßigen Geschmackssucht sehr viel zu fürchten, und lassen sich in einem Paroxysmus von Schöngeisterey um so viel leichter von der Religion abtrünnig machen, da sie noch nicht Reife genug haben, den ganzen Werth des Christenthums zu kennen und zu schätzen. Wenn man nun so offenbar falsche, und dabey den schönen Künsten so nachtheilige Vorschriften für Foderungen der Religion ausgiebt; hilft man da nicht Seelen, die noch unentschlossen auf dem Scheidewege stunden, oder noch mit zweifelhaftem Fuße die ersten Schritte zum Unglauben thaten, verderben, und selbst der Freygeisterey in die Arme stoßen? Und das sollte eine geringe Sache seyn? Ich will itzt nicht darauf bestehen, was

bey

bey so sonderbaren unstatthaften Grundsätzen aus den bildenden Künsten werden würde; die doch auch für keine Kleinigkeit zu achten sind.

Und auch dießmal wieder, was für ein langer Brief! Doch ich will mich wohl hüten, durch Entschuldigungen, deren Sie mich selbst gern entlassen werden, ihn noch mehr zu verlängern. Ich wünsche nichts mehr, als daß das neue Jahr, das uns bevorsteht, auch Ihre Gesundheit verneuen, Ihren bisher so stark alternden Körper ganz verjüngen, und dadurch Ihrem Geiste seine vorige Munterkeit und Heiterkeit wiederbringen möge.

Ich bin unverändert

der Ihrige

* * * * *

Druckfehler:

Seite 17. Zeile 5. für: wenn ich; lese man: wenn ich es.

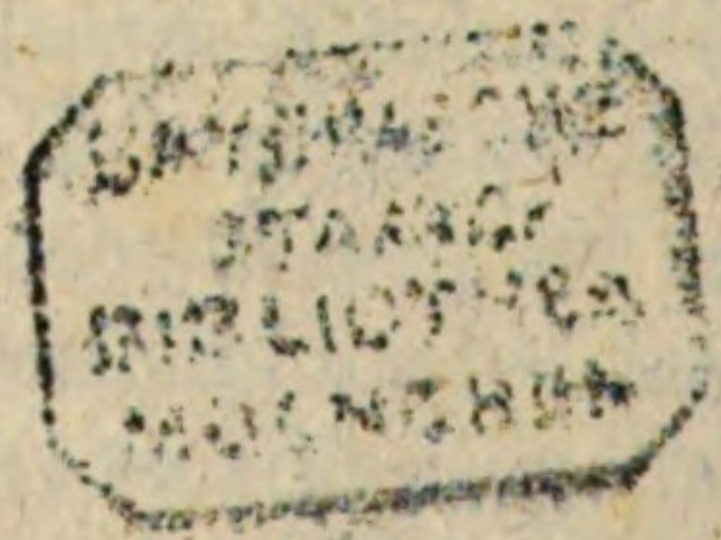
S. 141. Z. 12. für: um witzig zu werden; lese man: um witzig zu reden.

S. 264. Z. 9. für: Geschenk von einem; lese man: Geschenk mit einem.

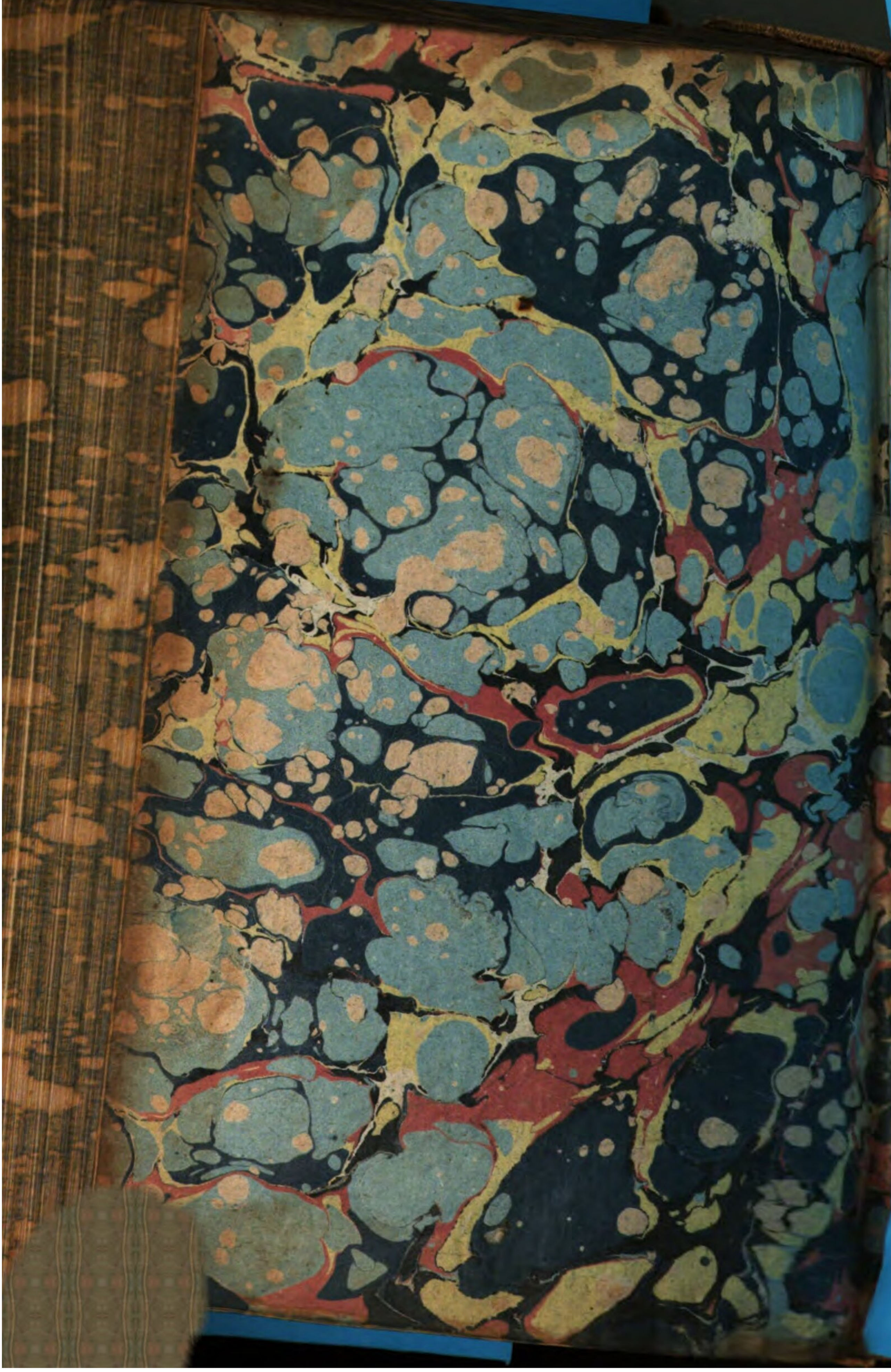
S. 294. Z. 28. für: unaussprechlich groß. Wohlthaten; lese man: unaussprechlich große Wohlthaten.

S. 394. Z. 6. für: dergleichen; lese man: der gleichen.

S. 400. Z. 17. für: seinem; lese man: seinen.



88 M 16



BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gellert, Christian Fürchtegott, / Schlegel, Johann Adolf, / Heyer, Gottlieb Leberecht,

Christian Fürchtegott Gellerts Briefe nebst einigen damit verwandten Briefen seiner Freunde

Leipzig 1774

Biogr. 447 b#Beibd.1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10063429-7
VD18 1480378X-001